

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

Garten und Wald.

Dritter Theil.

Garten und Wald.

Novellen und vermischte Schriften



von

Ludwig Rellstab.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.







Inhalt des dritten Theils.

Seite


Digitized by Google



Erster Theil.

Erstes Capitel.

Eine schwere Stunde.

Es war im zweiten Jahr des Siebenjährigen Krieges; die Franzosen plünderten nach der Schlacht von Hastenbeck in Westfalen mehr, als sie sich schlugen. Im Lande war Schrecken und Elend; Gräuel aller Art wurden verübt.

Der Waldförster Horn pries sich noch glücklich vor Andern. Denn seine Wohnung lag tief im Walde und hoch an den Bergen; es war schwer, mit einem leichten Wagen vom nächsten Dorf und von dem noch oberhalb gelegenen Frauenkloster dahin zu kommen; ja selbst für Fußgänger war der Weg mühselig. Hier, zwischen Felsblöcken, alten Fichten und quelligen Wiesen, wo man die Pfade sehr genau kennen mußte, um nicht in den Sumpf zu gerathen, stand sein kleines Haus wie in einer Festung. Die Marodeurs machten nicht solche Streifereien ins tiefe Gebirg und in den dichten Wald, wo überhaupt nicht viel zu holen war. — „Ich habe oft", sprach er zu seiner jungen, sanften Frau, Beata, „die einsame, düstere Wohnung gescholten, wo man in Wochen kein fremdes Menschengesicht zu sehen bekommt als höchstens einen Holzhauer oder ein

paar Buben, die Raffholz schleppen; aber jetzt ist sie mir doch lieb! — Was ist drunten an der Landstraße für Angst! Wie zittern sie in den Dörfern, in den Häusern, die unfern vom Wege liegen!"

Beata sprach mit einem halben Seufzer, der ihre Bangigkeit verrieth. „Möge uns meine Schutzheilige behüten in meiner schweren Stunde, und Segen geben für unsere Hoffnung!"

Und diese Hoffnung? Sie war mit Angst verknüpft, denn Beata erwartete von Tag zu Tag, daß eine Frucht des Ehesegens sie beglücken solle.

Horn reichte ihr freundlich die Hand; „Hab' guten Muth", sprach er; „die Frau Aebtissin hat mir fest versprochen, dir heute noch eine Pflegerin zu schicken. Ei, das Kloster kann es auch! Ich habe ihm im Jahr manches Stück Wild von meiner Freijagd geschenkt, und die junge Trappe, die ich heute hinauftrug, ist gewiß so zart wie ein Huhn. Die Frau Aebtissin sah das schmucke Thier mit wohlgefälligen Blicken an, und horchte hoch auf, als ich ihr erzählte, wie schwer der scheue Vogel zu schießen sei. «Ihr wißt Euer Ziel zu treffen, lieber Förster Horn», sagte sie zu mir. «Ich denke, hochwürdige Frau», erwiderte ich. «Schwester Klara wird Euch noch heute besuchen», fuhr sie fort, «sie kommt Mittags vom Amt zurück, wo die Frau auch in Kindesnöthen liegt». «Gott segne ihren Gang», sagte ich, und somit empfahl ich mich. — Und drunten am Felsen, am Muttergottesbilde betete ich noch drei Paternoster. So wird ja Alles gut gehen! Weißt du was ich denke? Unsere beiden Buben bekommen ein Schwesterchen?"

Bei diesen Worten zeigte er mit dem Finger durchs Fenster hinaus vor das Haus, wo die beiden Knaben, der

älteste fünfjährige Xaver, der nach dem Vater hieß, und Franz, der jüngere, noch nicht vierjährige, lustig Krieg spielten, mit langen, weißgeschälten Fichtenstöcken, die ihnen der Vater zu Schwertern zurechtgeschnitzt hatte.

Frau Beata blickte mit einem Lächeln hinüber, von dem es schwer zu sagen war, ob es ein glückliches oder schmerzliches sei; es war wol aus beiden gemischt, und die Sorgen hatten ihr bitteres Theil daran gethan.

Horn nahm das Gewehr von der Wand.

„Du willst wieder fort, Xaver?“ fragte Beata ängstlich.

„Ich will noch einen Gang durch den neuen Dohnenstrich im Klosterthal machen; die Krammetsvögel haben schon angefangen zu ziehen, und vielleicht ist auch irgend ein anderer Schwarm in die dichten Gebüsche eingefallen. Sie lieben das so! Wenn die Schwester Klara noch heute kommt, wäre es doch hübsch, wenn ich ihr ein paar fette Krammetsvögel oder Wachteln, oder sonst so kleine gute Bissen mitgeben könnte. — Ich gehe auch dabei immer dicht am Klosterweg hin, vielleicht, daß ich ihr begegne; dann kann ich ihr das Geleit hierher geben.“

Er ging. Caro, der kluge Jagdhund, hatte schon aufmerksam gepaßt auf des Herrn Bewegungen, und schoß nun in fröhlichen Sprüngen mit hinaus. „Xaver, willst du mit in den Dohnenstrich?“ rief der Förster, als er vor die Thür trat, dem ältesten Knaben zu; „für Franz ist der Weg zu weit, er kann der Mutter Gesellschaft leisten.“

Xaver der braunlockige, frische Bube, sprang zum Vater und ergriff dessen Hand, und Franz, der kleinere ging der Hausthür zu, wo schon die Mutter stand, und ihn zu sich winkte.

Frau Beata war mit dem Kleinen, dessen sanftes, großes Auge ihn zu ihrem Liebling gemacht hatte, allein.

Sie setzte sich in den alten Lehnsessel, der so gestellt war, daß sie durchs Fenster den Pfad erblicken konnte, auf welchem, was sich der Hütte nahte, herankommen mußte. Franz stand vor ihr, zwischen ihren Knien „Sieh mich an, mein Sohn", sprach sie, und strich das weiche, hellockige Haar aus der Stirn, „kannst du auch noch hübsch fromm beten?" — Der Kleine faltete die Händchen, und sah die Mutter mit großen, unschuldigen Augen an. „So ist's recht, Franz! Nun bitte einmal den lieben Gott und die heilige Jungfrau Maria, daß sie dir bald ein Schwesterchen schicken mögen!" Der Kleine fragte: „Woher schicken sie es?" — „Schöne Engel mit Flügeln tragen es sanft vom Himmel hernieder, und legen es dort auf das Bettchen!" — „Ach das möchte ich sehen!" antwortete der Kleine.

„Gott was ist das?" rief Frau Beata plötzlich erschreckt aus, und sprang vom Sessel auf. Der dumpfe Schall eines fernen Kanonenschusses war durch die tiefe Waldstille herübergedrungen. „Horch! Schon wieder!" — Es folgten mehre Schüsse. Beata ging der Thür zu; indem sie sie öffnete, drang der Schall durch die offene Hausflur lauter ins Ohr. Sie lauschte angstvoll.

„Es donnert, Mutter", sprach Franz.

„Ach wenn nur Xaver zurückkäme", seufzte Beata, „mir ist gar zu bang in dieser Einsamkeit!"

Die Septembernachmittagssonne blickte röthlich durch die Wipfel der alten Tannen und warf ihre Strahlen in das Haus. Beata war in die Stube zurückgetreten. Die Sonne traf gerade das kleine Crucifix auf ihrem Betpult. „Komm, komm", rief sie erregt ihrem Knaben zu, „laß uns niederknien und beten, daß der liebe Heiland uns Alle in seinen

Schutz nehme und den Vater bald gesund zurückführe! — Mir bangt um ihn!"

Sie kniete, und Franz in kindlicher Andacht neben ihr. Ihre fromme Seele ergoß sich, von innerer Angst erfüllt, im heißen, brünstigen Gebet. War es eine Ahnung der nahen, düstern Zukunft, die sie erfüllte und sie mit dem Vorgefühl der Gefahren und Schrecken berührte, noch bevor sie hereinbrachen? — Sie sprach nicht laut, doch die wogenden Gedanken bewegten unwillkürlich die Lippen. Der Kleine hielt fromm die Hände gefalten und schaute zu seiner Mutter auf. — Endlich fühlte sich ihre Brust erleichtert, und sanft lösende Thränen flossen über ihr Angesicht. Da wehte es sie an wie ein milder Luftzug, und ein leises Rauschen traf ihr Ohr; zugleich auch, indem sie das Haupt wenden wollte, der Laut einer überaus sanften Stimme!

„Gott zum Gruß, liebe Frau!" lauteten die Worte. „Das ist wohlgethan, daß ich Euch im Gebet antreffe, das wird Segen über Eure schwere Stunde bringen!"

Es war Schwester Klara, die, als die kundige Helferin und Pflegerin von der Aebtissin gesendet erschien, um Beata mit Rath und Hülfe beizustehen. Diese erhob sich, ihr Antlitz strahlte freudig, sie beugte sich demuthsvoll nieder, um die Hand der frommen Schwester zu küssen. Die Nonne glich einer Erscheinung aus reinern Sphären. Sehr jung ins Kloster getreten, hatte sie noch jetzt nicht das dreißigste Jahr erreicht. Ihre Gestalt war zart und hoch zugleich; ihr dunkles Auge der Spiegel reinster Frömmigkeit; der blasse Rosenschimmer ihrer Wangen hauchte sich über die weißeste Lilienhaut dahin. Ein graues, einfaches, faltiges Gewand umschloß den Körper; ein weißes Tuch rahmte das Oval des sanften Antlitzes ein, bedeckte das Haar und knüpfte sich in einer Schleife unter dem Kinn zusammen, während die gerade

Linie eines schwarzen, feingezackten Sammetbandes die Stirn umschloß und ihr durchsichtiges Weiß noch leuchtender erscheinen ließ. Schwester Klara wehrte Beata's demuthsvolle doch herzliche Begrüßung sanft ab; sie richtete sie auf, küßte sie auf die Stirn und machte das segnende Zeichen des Kreuzes über sie. Ebenso liebevoll begrüßte sie den Knaben, der mit großen Augen zu der wunderbaren Erscheinung hinaufblickte.

Indeß war Beata einige Schritte zurückgetreten und stützte sich anlehnend auf den Sessel; in ihren Zügen wurde ein Ausdruck des Leidens sichtbar. — Wiederum unterbrachen einige Schüsse die tiefe Stille des Gemachs, und Beata schreckte heftig zusammen, während Klara das Auge mit einem flehenden Blick gen Himmel erhob, und mit sanfter Stimme, doch in frommer fester Fassung sprach: „Die heilige Jungfrau Maria wird diese Stätte des Friedens in ihren Schutz nehmen und alle Schrecken abhalten von dieser stillen Hütte!"

War es die Wirkung des Schrecks, der Aufregung, oder war der Augenblick schon so nahe, den Beata entfernter geglaubt hatte, — doch mit den, von unterdrücktem Schmerz gedämpften Worten: „Ich glaube, fromme Schwester, Eure Hülfe kommt zu rechter Zeit", schwankte sie einige Schritte, um sich in dem bequemen Sessel niederzulassen, auf dessen Lehne sie sich bis jetzt gestützt hatte. Klara nahm sie rasch in den Arm und ließ sie sanft niedergleiten.

„O wäre doch Xaver zurück!" — hauchte Beata, und sank matt, die Hände ihrer Pflegerin mit körperlicher Angst drückend, zurück.

Ein näher donnernder Schuß war die Antwort auf diesen Seufzer.

Zweites Capitel.

Eine Tochter.

Förster Horn war, während Xaver munter neben ihm hersprang und bald eine Blume bald eine Gerte pflückte, bald einen bunten Käfer haschte, in den Wald gegangen. Der Dohnenstrich begann kaum eine Viertelstunde vom Hause dehnte sich aber ziemlich weit aus. „Nun schaue zu, Xaver", sprach er zu dem Söhnchen, „ob sich ein Vogel gefangen hat, damit wir der Mutter Etwas mitbringen, zur Abendkost."

Der Kleine heftete die feurigen Blicke seiner dunkeln Augen gespannt auf die schimmernden rothen Beeren neben den Schlingen; er eilte, um der Erste zu sein, der einen der kleinen geflügelten Gefangenen, auf die man hoffte, entdeckte, dem Vater wacker voraus. Dieser hatte sein Taschenmesser gezogen und beobachtete mit scharfen Waidmannsaugen die Schlingen und gekrümmten Ruthen, um jede kleine Unordnung, die der Wind oder ein vorüberstreifender Vogel verursacht haben mochte, wieder herzustellen. Hier zog er eine Schleife an, dort spitzte er die Dohnengerte neu, da hing er die Beeren anders. — „Sieh, sieh", sprach er vor sich hin, indem er eine Spur im Moos verfolgte, „der Meister Marder ist auch schon aufmerksam gewesen und hat den Strich durchschnuppert! Er möchte uns freilich wenig übrig lassen, wenn er uns zuvorkommt."

„Vater, Vater", rief in diesem Augenblick Xaver. „Ein herrlicher Vogel!" Und schon sprang er mit einem Vogel in der Hand, fast von der Größe einer Taube, dessen braune Flügel mit Federn vom schönsten Blau durchsetzt waren, dem

Vater entgegen. „Ein Holzschreier“, sprach dieser lächelnd, „das ist eine schlechte Beute, Söhnchen; das ist ein kleiner Raubvogel, er schmeckt garstig!“ — „Ach es ist ein so schönes Thier!“ rief Xaver, und seine Augen glänzten vor Freude über die prächtigen blauen Federn. „Du magst ihn behalten ich will ihn dir ausstopfen“, sprach der Vater! Xaver sprang hoch auf und flog dem Vater an den Hals, ganz beglückt über dieses schöne Geschenk. „Aber sieh“, rief jetzt der Vater, und deutete mit der Hand auf einen Fichtenstamm, an dem eine recht schöne dunkelrothe Ebereschentraube hing. „Wieder ein Vogel!“ rief Xaver laut aufjauchzend. „Und zwar eine Wachtel! Und dort noch einer, ein Krammetsvogel! Ei, und drüben an der jungen Birke wieder einer! —“ Xaver, fröhlich über den Fund, lief dem Vater voran, und wenn dieser den Vogel ausgelöst hatte, nahm er ihn zuerst in Empfang, betrachtete ihn und steckte ihn in des Vaters Jagdtasche; seinen Holzschreier aber behielt er selbst in der Hand.

Der Fang fiel ganz reichlich aus zur Freude Horn's. Eben löste er wieder einen Krammetsvogel aus, als jene Kanonenschüsse durch die Stille des Waldes dröhnten, die schon Beata erschreckt hatten. „Das kommt aus dem Thal herauf, der Richtung nach zu urtheilen von Almersdorf“, sprach der Förster aufhorchend. — Er schritt nun rascher vorwärts. Den Dohnenstrich hatte er völlig begangen. Jetzt wandte er sich in eine Richtung, wo er in einer freien Stelle des Waldes den Ueberblick über die Gegend gewinnen konnte: „Was steht denn dort? Ist das nicht ein Wagen?“ sprach er vor sich hin, und blickte scharf durch die sich lichtenden Gebüsche. „Der Klosterweg kommt dort herunter; sollte vielleicht“ — — Er dachte, die fromme Schwester könne sich des Weges bedienen, um zu ihm zu kommen, und eilte der

Stelle zu. Dort stand ein leichter, mit zwei Maulthieren bespannter Karren, der dem Kloster zugehörte; doch es war Niemand darauf und kein Führer zu sehen. „He, holla, he!“ rief er, daß es durch den Wald und die Berge schallte. „Christoph! bist du da! —“ Er zog die Jagdpfeife heraus, und that einen hellen Pfiff. — Eine männliche Stimme antwortete; es knisterte in den Büschen, und nach zwei Minuten trat der Kloster-Christoph, wie man ihn hieß, da er die Fuhren- und Stallangelegenheiten des Klosters besorgte und droben wohnte, aus dem Walde. „Was lässest du dein Fuhrwerk hier allein stehen?“ fragte Horn. „Hast du Jemand gefahren?“ — „Ja wol, zu Euch, Herr Förster! Die fromme Schwester Klara! Sie wollte nach Eurer Hausfrau sehen, ist aber hier abgestiegen, weil sie meinte, es sei zu Fuß näher und bequemer. Sie hat Recht, denn zu Euch mag der Teufel fahren!“ — „Rede nicht so ruchlos, Christoph, in so schweren Zeiten“, antwortete Xaver. „Hast du das Schießen gehört? — Schon wieder! Sollten uns die Franzosen wieder plagen?“ — „Das war's eben, weshalb ich das Fuhrwerk stehen ließ! Ich wollte drüben von der Felsspitze herunterschauen, ob mir was zu Gesicht käme! Wir sind auf dem Kloster auch nicht ganz sicher vor Besuch, und trotz des Freipasses, Salfcondit oder Conduct, wie sie das Ding nennen, das der Herr Erzbischof für die Frau Aebtissin ausgewirkt hat, hat sie doch Angst, denn sie meint, die Marodeurs und Streifschärler möchten sich nicht viel darum kümmern!“

„Hast du Etwas gesehen?“ fragte Xaver dazwischen. „Ich wollte auch eben ins Freie!“

„Nichts, doch zog der Rauch drüben am tiefen Brunnenthal hinunter, als ob sie dort geschossen hätten.“

„Da geht die große Straße nach Almersdorf durch.

Kann wol sein, daß sie dort zusammengestoßen wären! Hollah! — Aber das war näher!" rief er plötzlich und horchte hoch auf, bei einem starken Knall.

„Wie das durch den Wald zieht", rief der Knabe und lauschte auf das hohle Sausen des Schalles!

„Das muß weiter aufwärts sein", sprach Horn; „mir war's, als komme der Schall drüben aus dem Finsterloch, wo der Hohlweg nach dem Waldsattel hinüber geht!"

„Wäre doch der leidige Krieg ein mal vorbei!" seufzte Christoph.

„Ja wohl!" stimmte der Förster bei. „Jetzt ist's jedenfalls rathsam nach Haus zu gehen; die Frau ist so immer voll Sorge und Angst. Aber sollst du hier warten?"

„Die fromme Schwester wollte bald wieder zurück sein. Da hat sie gemeint, ich möchte hier halten!"

„Gut, so will ich eilen, daß ich sie noch bei mir antreffe." Der Förster schritt rasch aus, nach der Wohnung zu, die etwa eine halbe Stunde von dem Punkt lag. Eben blickte ihm der weiße, mit Hirschgeweihen geschmückte Giebel seines Hauses durch die Büsche entgegen, als er sich von des kleinen Franz hellem Stimmchen begrüßen hörte. Der Knabe lief ihm vom Hause her entgegen. „Vater! Vater! komm geschwind!" rief er ihm schon von weitem zu. „Denke dir, Vater! Die lieben Engelein haben uns ein Schwesterchen gebracht!"

Der Förster flog in freudiger Aufwallung dem kleinen Liebling entgegen, hob ihn empor und drückte ihn küssend an der Brust. Auch Xaver sprang an des Vaters Hals. „Kinder", rief dieser, „Gott hat uns große Freude bereitet!"

„Und das Schöne hier", sagte Franz, hat mir die fromme Schwester Klara geschenkt"; er öffnete dabei sein Hemdchen, und zeigte ein schönes buntes Marienbildchen an einer seide-

nen Schnur, das sie ihm zur Erinnerung des Tages umgehangen. Und auf der Kehrseite war von ihrer Hand der Tag verzeichnet: Am Tage der heiligen Regina, den 7. September Anno domini 1757. — Darunter die Worte: Zum Andenken! „Und das Schwesterchen hat auch so ein schönes Bild, und Xaver soll auch eins haben", rief Franz.

Fast athemlos erreichte Horn die Thür seines Hauses. „Bleibt außen, Kinder", gebot er, und trat leise ein.

Es dämmerte schon; die Sonne sandte eben die letzten Strahlen durch den Fichtenwald und spielte röthlich am Gesims des Gemaches über Beata's Bett. Diese lag mit dem Antlitz dem Eintretenden zugewendet. „Lieber Xaver, eine Tochter!" flüsterte sie mit matter Stimme, doch in süßer Seligkeit des Mutterglücks, und lächelte ihm entgegen. Er küßte sie herzinnig. — Am Bett stand schon die kleine Wiege; Schwester Klara öffnete die tiefen Kissen ein wenig, und der glückliche Vater sah ein kleines, schlummerndes Antlitz, wie ein kaum mit dem ersten rothen Schimmer durch das Grün brechendes Rosenknöspchen.

„Die heilige Jungfrau ist uns gnädig gewesen!" sprach Schwester Klara. „Freude sei mit euch und in eurem stillen, gottseligen Hause!"

In dem Augenblick leuchtete die Sonne mit ihren letzten purpurnen Strahlen in das Angesicht der frommen Schwester. Sie glich einer Verklärten in ihrem sanften Lächeln, mit dem frommen, gen Himmel gerichteten Blick.

Horn trat wieder zu Beata, faßte und drückte ihre beiden Hände innig; und wie die Gatten einander liebevoll anschauten, sprachen Beide zugleich, wie aus einem Munde, das glückliche Wort: „Eine Tochter!"

Drittes Capitel.

Das Unheil bricht herein.

Eine Tochter! Dieses Vater- und Mutterwort, das den Augenblick reinsten und höchsten Glückes bezeichnete, war der einzige Laut, der durch die Stille des Gemachs tönte. — Die Herzen wandten sich im stummen Gebete zu Gott. Auch die beiden Knaben, die eben leise eingetreten waren, standen, unwillkürlich von der rührenden Feierlichkeit des Augenblicks ergriffen, und falteten die Hände, wie Schwester Klara. Diese hing auch Xaver ein Marienbild um, auf dessen Rückseite sie die nämlichen Worte geschrieben hatte. „Lege das nie ab, mein Söhnchen“, sprach sie, „die heilige Jungfrau wird dich schützen, und dir Segen schenken.“

Der herbstlich blutrothe Abendschein der Sonne glimmte noch am obern Gesims über dem Bett der Kranken, er wurde bleicher — er verschwand! — Das waren die letzten Strahlen die dem Glück dieser Wohnstätte geleuchtet hatten! — —

Schwester Klara nahm mit Horn über das eben Nothwendige Rücksprache. Sie wollte die Nacht und die nächsten Tage in der Hütte bleiben; doch sie hatte zuvor nicht darauf gerechnet, sondern nur einen vorläufigen, rathgebenden Besuch abzustatten gedacht. Jetzt mußte Christoph, der mit dem Wagen auf sie wartete, benachrichtigt werden, und sie bedurfte auch noch einige Gegenstände, sowol für sich, als für die Pflege der Kranken manche Arznei aus dem Kloster. Horn übernahm es daher, zum Wagen zurückzukehren, mit

diesem nach dem Kloster hinaufzufahren, und dann das Nöthige, Gegenstände, die nicht schwer waren, in die Hütte zurückzubringen. Er zog, da die kalten Abendnebel sich herabsenkten, den Oberrock über und ging mit Jagdtasche und Gewehr, die der Waidmann nie daheim ließ. Caro begleitete ihn abermals.

Als Horn fort war, bemächtigte sich eine ängstliche Stimmung der Frauen. Schwester Klara suchte sie zu unterdrücken, nahm den kleinen Franz auf den Arm, und betrachtete mit ihm die Bildchen, die sauber eingerahmt an den Wänden hingen und das kleine Gemach behaglich verzierten. Es waren hübsche Zeichnungen, Waldlandschaften, Gruppen von Wild; auch das Forsthaus selbst war abgebildet; einige Bildchen waren sauber colorirt. „Das hat Alles der Vater gemalt!“ sprach Xaver. „Wirklich, mein Söhnchen?“ fragte Klara. Beata übernahm die Antwort mit leiser Stimme. „So verkürzte er sich die langen Winterabende; er zeichnet so geschickt! Auch mich hat er gezeichnet. Dort, über dem Tisch.“ — Klara trat vor das Bilden, nahm es ab, und hielt es gegen das schon schwächer werdende Licht. — Es war nur eine Profilzeichnung von Beata, gab aber ihre sanften, lieblichen Züge sehr ähnlich wieder.

So war eine Stunde vergangen; es wurde völlig dunkel. Schwester Klara schloß die Laden, die die Fenster von außen deckten, sorgfältig, und riegelte die Hausflur ab.

Eben hatte sie den Kindern das Nachtessen bereitet, und sich mit ihnen zum Mahl niedergesetzt, als es stark an die Thür pochte. Sie und die Wöchnerin schreckten zusammen. „Xaver kann das noch nicht sein“, sprach diese. „Wer kann in der Nacht kommen?“ — Es pochte abermals und heftiger. Klara nahm die Lampe und ging in die Hausflur. „Wer ist da?“ fragte sie nicht ohne Herzklopfen. „Um Gotteswillen

macht auf, laßt mich ein", antwortete eine weibliche Stimme. „Ich bitte Euch, laßt mich ein!"

„Wer bist du? Was willst du?" fragte Klara.

„Ich bin aus Oberdorf" — (es war das nächste am Abhang des Gebirgs, kaum eine Stunde entfernt), „o macht doch nur schnell auf!"

„Bist du allein?"

„Ganz allein!"

Schwester Klara öffnete vorsichtig. Ein Bauermädchen, etwa vierzehn oder funfzehn Jahre alt, dem das Haar verworren um das Gesicht hing, und die spärlichen Kleider unordentlich, zum Theil zerrissen, kaum auf den Schultern hafteten, drängte sich hastig an die Thür, und drückte dieselbe ebenso hastig hinter sich zu.

„Armes Kind, was ist dir geschehen?" fragte Klara.

„Gott und der heiligen Jungfrau sei es gedankt, daß Ihr mich aufgenommen habt!" rief das Mädchen, beugte sich küssend auf Schwester Klara's Hand, und zugleich fing sie an so heftig zu weinen, daß sie kein Wort weiter hervorbringen konnte. Klara beruhigte sie, wagte jedoch nicht, sie ins Gemach zu führen, um Beata nicht zu erschrecken. Endlich hatte die Flüchtende wieder einige Fassung gewonnen. „Erzähle nur, liebes Kind, was hat dich so geängstigt", sprach Schwester Klara sanft.

„Ich hatte mich", begann sie, „beim Heuen auf der Bergwiese verspätet. Es war schon fast dunkel, als ich ins Dorf zurückgehen wollte. Da hörte ich im dunkeln Tannengebüsch murmelnde Stimmen; ich stand still; die Zweige knickten und rauschten. Es mußten Männer sein. Zitternd ging ich eilig vorwärts, auf dem Fußpfad, immer rechts und links blickend. Plötzlich stand ein Soldat vor mir, der hinter einer alten Fichte hervorgetreten war. Ich fuhr

zurück und that einen Schrei! Er wollte mich greifen. Ich flüchtete. Er eilte mir nach, und rief laut: Kamerad! Das Andere verstand ich nicht. Da sprang ein Zweiter aus dem Busch und vertrat mir den Weg. Ich schrie laut auf um Hülfe, sprang seitab vom Wege, einen hohen Felsenabsatz hinunter und lief in den tiefen Wald. Da fluchten sie mir grimmig nach, es fiel ein Schuß, und die Kugel pfiff mir dicht am Gesicht vorbei. Besinnungslos lief ich vorwärts! Es war mir, als hörte ich meine Verfolger auch den Felsabsatz hinunterspringen! Ich lief und lief; mein Herz flatterte, die Baumzweige zerrissen mir Kleider, Arme und Gesicht! Endlich kam ich bis hier hinauf, und sah die Funken aus dem Schlott des Försterhauses! Darauf lief ich zu — so gelangte ich hierher!"

Schwester Klara hatte die Erzählung mit Rührung und Zittern gehört. Sie half der Flüchtigen Haar und Kleider ordnen und führte sie in die Stube mit den Worten: „Ein Mädchen, das sich im Walde verirrt hat!"

„Bist du es, Anna", rief Beata, die sie erkannte, ihr entgegen; „wie kommst du so spät hierher!"

Das Mädchen stockte. Klara hielt es fürs Angemessenste, die Wahrheit in milderer Gestalt zu erzählen. „O mein Gott", rief Beata bebend, „wenn nur Xaver zurück wäre! Wer weiß was ihm im Walde begegnet!"

Schwester Klara dachte auf den Fall, daß die Hütte bedroht werden könnte, und berieth sich leise mit Beata, was man wol zur Sicherung thun könnte. Doch da die Laden geschlossen waren, und die Thüre verriegelt, wußten die Frauen weiter keine Vorkehrung zu treffen. „Wir wollen wenigstens den Hund von der Kette lösen und herein nehmen", meinte Beata. Xaver sprang sogleich mit Franz hinaus,

um das treue Thier hereinzuholen, das ihnen natürlich in fröhlichen Sprüngen folgte.

„Nun eßt euer Abendbrot vollends auf, liebe Kinder", gebot Klara, „und dann legt euch angekleidet wie ihr seid auf euer Bettchen, bis der Vater heimkommt, der wird euch gewiß noch gerne sehen wollen."

So verdeckte sie eine, von dunkler Vermuthung eingegebene Maßregel. — Auch Anna mußte sich erquicken, um wieder zu Kräften zu kommen.

Sultan, der starke Kettenhund, legte sich unter das Bett der Kinder und drückte den Kopf zwischen die Pfoten. — Es war so still, daß man den Holzwurm deutlich hörte.

Plötzlich lauschte Anna auf! Sie ging gegen das Fenster und horchte. — „Das sind Leute, und mehre", sprach sie leise; „sie kommen auf das Haus zu." — Auch Klara unterschied Fußtritte, und bald darauf auch murmelnde Stimmen! — Das Herz Aller schlug in furchtbarer Spannung. Schwere verworrene Schritte näherten sich dem Hause. Rauhe Stimmen tönten näher, Sultan schoß unter dem Bett hervor und schlug laut an. Da donnerte ein Schlag gegen die Fensterladen und zugleich der wilde Ruf: „Olla! Ouvrez! Auf!"

„Das sind Franzosen!" rief Schwester Klara mit halb erstickter Stimme. „Heilige Mutter Gottes, steh uns bei!"

„Olla! Auf! Auf! Ouvrez!" riefen mehre Stimmen zugleich und der Schlag der Gewehrkolben dröhnte so gegen die Fensterladen, daß die starken fichtenen Breter derselben krachten, als ob sie einbrechen wollten.

Beata richtete sich im Bett empor, blickte erschreckt um sich, hob die Arme gen Himm, rief: „Xaver! — Mein Kind!" und bog sich dann angstvoll, verlangend gegen die

Wiege. — Die beiden Knaben waren erwacht, und fragten und weinten ängstlich durcheinander.

Die Frauen zitterten und wußten nicht was sie thun sollten. Doch Schwester Klara faßte sich; in ihrer frommen, gottvertrauenden Seele fand sie Muth. „Ich spreche Französisch", sagte sie, „ich werde zu ihnen reden." Sie trat gegen das Fenster, öffnete es, doch nicht den Laden, und fragte französisch: „Wer ist da? Was begehrt Ihr?"

„Oho! Das spricht französisch", rief eine rauhe Stimme in dieser Sprache. „Ihr versteht uns. So wollen wir es euch deutlich sagen, was wir wollen! Ins Teufels Namen öffnet auf der Stelle, oder wir stecken euch die Kajüte überm Kopf an!"

„Im Namen der heiligen Jungfrau", entgegnete Schwester Klara nochmals französisch, am ganzen Körper bebend, doch mit zusammengefaßter Kraft, im Namen der heiligen Jungfrau beschwöre ich euch, stört nicht das Krankenlager einer Kindbetterin in dieser armen Hütte!"

„Hol der Teufel die heilige Jungfrau und alle Weiber dazu!" fluchte die Stimme draußen gräßlich zurück, und der Gewehrkolben schmetterte gegen den Laden. „Laßt uns ein, oder das Nest brennt in zwei Minuten! Seid ihr Weiber alt, so soll euch das Bayonnet durch die Rippen fahren, seid ihr jung — — —"

In diesem Augenblicke krachte ein Schuß, eine Kugel fuhr durch den Laden, gerade in die Wand über dem Bett der Kranken, Beata that einen lauten Schrei, die Knaben sprangen vom Bett, auf dem sie weinend und zitternd saßen, herab, weil der Kalk von der Wand ihnen um das Gesicht sprützte, Schwester Klara hielt sich kaum auf den Füßen, und Anna sank angstvoll in die Knie! — Sultan schoß

mit wildem Gebell ingrimmig gegen das Fenster. An Hausthür und Fensterladen wurde tobend gerüttelt.

Beata war, von der Kraft der Angst und Verzweiflung getrieben, von ihrem Lager aufgestanden. Sie faßte ihren Säugling und rief: „Flüchtet, flüchtet, sie morden uns! — Hinten hinaus! Folgt mir!“ — Kaum bekleidet wie sie war, wollte sie fortwanken. Schwester Klara riß noch besonnen einen Mantel herab, der an der Thür hing, und warf ihn ihr über die Schultern. Alle faßten, was sie zunächst an Kleidungsstücken fanden. Die Wöchnerin preßte das Kind angstvoll ans Herz. Anna und Klara unterstützten sie; so drängten sie sich aus der Thür des Gemachs nach einem Hinterstübchen, dann in die Küche, und durch diese auf den von einer Mauer umgebenen Hof nach der Scheuer zu, um sich dort zu verbergen. Sultan war, da sie im Flüchten die Thür hinter sich zumachten, im Zimmer geblieben, und bellte den tobenden Feinden muthvoll entgegen.

Zwischen Stroh gekauert saßen die geflüchteten Unglücklichen in Todesangst in der Scheuer. Sie hörten den Lärmen der Bande draußen, die ins Haus zu dringen suchte. doch nach der Hinterseite, an der Scheune war Alles still. Da sprach Beata: „Dringen sie ein, und finden sie uns hier, so sind wir ein Opfer ihrer Wuth. Hier die kleine Hinterthür der Scheune führt ins Freie. Wir sind mit zehn Schritten im dichtesten Walde, wohin gewiß Niemand kommt; ich fühle in mir Kraft genug. Laßt uns dort hinaus flüchten; wir verbergen uns in den Felslöchern weiter unten.“

Die gegenwärtige Gefahr war zu dringend, um die kommende zu fürchten. Anna, die mit dem ländlichen Riegel- und Schloßwerk der Scheunthüren Bescheid wußte, hatte die kleine Pforte im Thorweg derselben, die zum Windzuge für die Tenne beim Dreschen diente, bald geöffnet.

Die Flüchtenden schlüpften leise hindurch. Anna und selbst der kleine Xaver hatten noch Bunde Stroh aufgehockt; Beata trug ihr Kind und wankte an Klara's Arm hinaus in die Finsterniß. Das Glück begünstigte sie. Die Räuber waren alle auf der Vorderseite des Gehöfts geblieben; in wenigen Schritten hatten die Flüchtenden den dichtverwachsenen Wald erreicht, und Nacht und Gebüsch verbargen ihre Flucht.

Viertes Capitel.

Wehe über die Schuldigen!

Horn war mit Christoph den steilen, beschwerlichen Klosterweg hinaufgefahren. Er hatte dort durch die Schwester Pförtnerin empfangen, wozu Schwester Klara ihn beauftragt hatte, das Päckchen ließ sich leicht in der Jagdtasche unterbringen. So trat er wohlgemuth den Rückweg an; denn die, ungeachtet des klaren Sternenhimmels, dichte Finsterniß war für ihn, der jeden Baum und Stein in der Forst kannte, kein Hinderniß; und Caro war sein treuer Begleiter.

Er wählte einen Richtpfad, der zwar sehr steil abwärts führte, auf dem er jedoch ein gutes Stück Wegs abschnitt. Etwa eine halbe Stunde mochte er gegangen sein, als es ihm auffiel, daß Caro unruhig wurde, vorwärts sprang, dann zurückkehrte, ihn leicht anbellte, als wolle er ihn von irgend Etwas benachrichtigen. Er nahm das Gewehr zur Hand und spannte den Hahn, denn er meinte, es könne wol ein un-

gewöhnliches Wild, von dem der fein spürende Hund Witterung hatte, in der Nähe sein. Mit dem scharfen Gehör des Waidmanns stand er still und lauschte. Es kam ihm vor, als höre er in der Ferne ein Knistern der Zweige, und Tritte. Sollte, dachte er, ein Rudel Hirsche oder gar Schweine nicht weit von hier durchgehen? Der Forst hatte im Ganzen kein Schwarzwild, doch kam es zuweilen vor, daß von den großen Eichenwäldern auf dem jenseitigen nördlichen Gebirgshang starke Rudel Schweine nach den Buchenforsten auf der Südseite des Gebirgs wechselten. „Da gilt es vorsichtig sein", dachte er, „um dem Troß nicht gerade in die Bahn zu kommen. Hier, hier, Caro", winkte Horn dem Hund, und hielt ihn dicht an sich, damit das kecke Thier nicht etwa einen Angriff versuchte. — Nach einigen Minuten stand er abermals still und lauschte, Das eigenthümliche Geräusch ließ sich stärker vernehmen. „Hm!" sprach er vor sich hin, den Kopf schüttelnd, „das ist kein Wild! Es müßten denn Bären sein mit ihrem langsamen Schritt und schwerfälligen Tatzen!"

„Ein Funke! Wahrhaftig! Nochmals! Das sind Leute, die durch den Wald kommen, und dort hat Einer Feuer angeschlagen!" Vorsichtig setzte er seinen Weg fort. „Das sind weder Wilddiebe noch Holzhauer", dachte Horn, „die gehen nicht in so großer Zahl beisammen. Es müssen Soldaten sein! — Wer nur wüßte, ob Feind oder Freund? —" Es konnten versprengte Truppen sein, flüchtige, die sich hier nach dem Gefecht in das hohe Gebirg geworfen. Von solchen durfte er sich nichts des Guten versehen! — „Mein Haus liegt auch so einsam! Wenn sie der Zufall darauf führte!" dachte Horn.

Er unterschied jetzt deutlich das ferne Gemurmel von Stimmen. Auch wurde dann und wann ein einzelner Ruf

hörbar. Wol dachte er darauf ihnen auszuweichen. Doch er hörte das Geräusch vor sich, und zur Linken, ja halb hinter sich. Die Leute kamen näher und näher. Endlich, da der Förster aus seinem Fußpfad in einen größern Holzweg einbiegen mußte, bemerkte er einen Trupp, der ganz dicht auf dem Wege vor ihm herging. Andere folgten weiter hinten. Es war augenscheinlich, daß sie auf diesem Wege einen größern Weg suchten. In der Dunkelheit schlich sich Horn ganz unbemerkt zwischen ihnen hin, denn Caro war mit klugem Instinct den Winken seines Herrn, sich nicht bemerkbar zu machen, folgsam. Um weniger kenntlich zu sein, nahm er sein Gewehr nach Soldatenart über die Schulter und schlang eine Leine, die er in der Jagdtasche hatte, um Caro's Hals, damit dieser dicht bei ihm bleibe.

Indem er aber versuchte, hinter den vor ihm Gehenden, zurückzubleiben, holten ihn die Nachfolgenden mehr und mehr ein. Da blitzte plötzlich von hinten her ein heller Schimmer durch die Büsche. Es war das Streiflicht einer Laterne. Caro wurde unruhig. Horn drückte ihm mit der Hand die Schnauze zu. Die Laterne näherte sich, Der, welcher, sie trug, ging offenbar viel rascher. Jetzt waren sie dicht hinter dem Förster. Eine starke Stimme rief ihn an: „Qui vive!“ Er that, als gelte es ihm nicht, nahm aber für den äußersten Fall das Gewehr schußfertig in die Hand. Doch wie raschelnde Gespenster sprangen drei oder vier schwarze Gestalten links und rechts an ihn heran, und plötzlich fühlte er sich angefaßt und angehalten, und verworrene Stimmen in fremder Sprache redeten, oder vielmehr riefen ihn an. „Capitaine! Mon Capitaine!“ schrie der Laternenträger.

Gleich darauf sprang ein hochgewachsener Mann herzu, dessen Tracht den Offizier kenntlich machte. Er rief deutsch,

doch in elsässischer Mundart, die Horn, da er einige Jahre dort zugebracht, wohl kannte, dem Förster zu: „Wer seid Ihr? Wohin wollt Ihr?"

Erfreut, seine Muttersprache zu hören, gab Horn sogleich Auskunft.

„Ihr wißt also Bescheid? — So sollt Ihr uns als Bote dienen! Wir sind versprengt! Ihr führt uns an einen sichern Ort, wo keine Feinde stehen, sonst lass' ich Euch aufhängen! Versteht Ihr?"

Horn fiel ein Stein vom Herzen. So hart es ihm ankam, jetzt als Bote zu dienen, wo ihn sein ganzes Herz nach Haus trieb, so hoffte er doch mit einigen Stunden abzukommen, und war froh, größerer Gefahr entronnen zu sein, „Ich will Euch führen, Herr Capitän, wohin Ihr wollt, denn ich kenne jeden Weg und Steg. Aber sagt mir wohin? Ich weiß nicht, wo der Feind steht!"

„Canaille!" erwiderte der Capitän und faßte ihn hart am Arme. „Du wirst schon wissen! Die Augen lasse ich dir ausstechen, und die Zunge abschneiden, wenn du uns betrügst!"

Horn erbebte. Er wußte, daß solche Gräuel geschehen waren. Doch faßte er sich und sprach: „Ich will Euch führen, Herr Hauptmann, bei Gott im Himmel, so gut ich's weiß!"

„Das rathe ich dir", rief der Capitän nochmals, indem er ihn heftig an der Schulter schüttelte, sodaß Caro bellend an ihm auffuhr.

„Schießt die Bestie nieder", rief der Capitän, der erschreckt zurückgesprungen war, erbittert; und im gleichen Augenblick waren drei Gewehre zugleich auf das treue Thier gerichtet, und — es lag in seinem Blute!

Horn stieß einen dumpfen Seufzer aus. Es was ihm,

als hätten die Schüsse sein Herz getroffen, und er müsse in die Knie sinken.

„Tambour!“ commandirte der Capitän. Gleich darauf wirbelte eine Trommel, um die zerstreuten Mannschaften zu sammeln. „Nehmt sein Gewehr!“ befahl der Capitän, auf Horn deutend. Einige Soldaten bemächtigten sich des Jagdgewehrs, und nahmen ohne weiteres Geheiß auch sogleich die Jagdtasche, um sie zu durchsuchen, ob sie Etwas für ihre Beutegier enthalte. Sie warfen den Plunder von Medicinflaschen, Pulverchen u. s. w. heraus, theilten aber, oder vielmehr entrissen einander gierig, was wie Wäsche und Kleidungsstücke aussah.

Horn stand in dumpfem Schmerz und Empörung.

Etwa zehn Minuten verweilte man. Ein ansehnlicher Trupp hatte sich auf das Signal der Trommel gesammelt, und auch Die, welche weit voran gewesen, waren zurückgekehrt.

„Jetzt fort!“ befahl der Capitän. Horn mußte voran; zwei Mann mit geladenem Gewehr und gespanntem Hahn gingen dicht hinter ihm. Der Capitän blieb an seiner Seite.

In dumpfer Verzweiflung schritt der Förster vorwärts. Der Capitän, vor dem der Laternenträger ging, fragte ihn: „Wohin führt Ihr uns?“

„Nach dem nächsten Dorf am Fuß der Berge.“

„Wie heißt es?“

„Oberndorf“, erwiderte Horn.

„Vorwärts denn, doch wehe Euch, wenn wir Feinde dort treffen!“

Horn hütete sich zu äußern, daß er gar nicht wisse und wissen könne, ob und von wem es besetzt sei. Er dachte nur darauf, die Schar abwärts von seiner Wohnung zu leiten, und — zu entspringen!

Es wurde jetzt sehr finster, da der Himmel sich mit Gewölk bezog, und man auch eben in den dichtesten Fichtenwald kam, die letzte Strecke vor dem Försterhause. Noch etliche hundert Schritt hinein, so wollte Horn die Truppen seitwärts quer durch den Wald bis auf den Weg nach Oberndorf führen. Dieser hatte zur Rechten einen steilen Abhang, von dem ein kühner Sprung hinunter, an einer geeigneten Stelle, ihn in das dichteste Walddickicht und auf ein Terrain brachte, wo ihm ein Unkundiger unmöglich folgen konnte. Dort wollte er das Wagniß ausführen. Die Soldaten würden dann wol von selbst die große Straße verfolgen, nach dem Dorf gelangen, und von der Försterwohnung weit abgelenkt sein. Es kam aber anders!

Man gelangte an den Punkt, wo Horn vom Wege abweichen wollte. „Nun müssen wir hier den Abhang hinunter", sprach er, „so gewinnen wir die große Straße. Er ist nicht allzu steil und ungefährlich."

Somit bog er ein, quer durch die Büsche, am felsigen Berghang hinunter.

„Ein Teufelsweg das", fluchte der Hauptmann.

Horn blickte oft seitwärts zur Rechten hin, wo keine zehn Minuten davon sein Haus lag! Ach, wäre er dort! Seine Knie zitterten, doch die Hoffnung hielt ihn aufrecht!

Da war ihm plötzlich, als sähe er in der Richtung einen röthlichen Schimmer durch die Bäume zucken. Er hatte sich nicht getäuscht, denn der Capitän fragte auch: „Was ist denn das? — Der Schein dort hinterm Wald?"

Eine grauenvolle Ahnung zog eiskalt durch des Försters Brust. Er starrte hin und konnte nicht antworten.

„Das sieht aus wie Feuer?" rief der Capitän halb fragend.

„Wahrlich!“ brachte Horn mühsam heraus.

„Sollten dort etwa Truppen liegen, und ein Wachtfeuer angezündet sein? — Schuft, wenn du uns falsch führst — ich halte Wort und lasse dich mit Händen und Füßen an einen Baum nageln!“

Die furchtbare Drohung schreckte den Förster nicht so, als die Hoffnung ihn aufrichtete, der röthliche Glanz könne von einem Wachtfeuer herrühren.

Allein es wuchs zusehends!

„Es können wol mehre Feuer sein“, dachte Horn, und starrte unablässig hinüber, sodaß er fast den Weg nicht fand.

Der Schein leuchtete schon den Marschirenden. Man unterschied die Gestalten. Der Himmel über den Bäumen röthete sich!

„Das sind keine Wachtfeuer“, rief der Capitän. „Es brennt dort drüben! Stehen da Häuser? Liegt da ein Ort?“

Horn konnte nicht mehr zweifeln! Mit einem Schrei des Schmerzes und über dem Haupt gerungenen Händen rief er aus! „Nur mein Haus, — mein Haus! Weib und Kind“ — — und sank in die Knie.

„Auf! auf!“ riß ihn der Capitän roh empor. „Das kann nichts helfen! Wir müssen geführt werden! Zum Löschen kommt Ihr doch zu spät. Die brennende Baracke leuchtet uns wenigstens, daß wir den verfluchten Weg sehen!“

Ja! — Sie leuchtete! Entsetzlich! Der Förster ging wie im Taumel vorwärts! Es war ihm, als müsse er auf die Flammen zustürzen! — Auch die Möglichkeit der Flucht wurde ihm jetzt vereitelt, denn das Feuer leuchtete taghell herüber! — Es dünkte ihn, er höre seiner Beate, seiner Kinder Hülferuf!

Mit schlotternden Knien, mit strömenden Thränen, die Hände zitternd über der fliegenden Brust gefalten, wankte er, der sonst eiserne, muthvolle Mann vorwärts, und betete mit halb verworrenen Sinnen: „Unser Vater, der du bist im Himmel, erbarme dich — — erbarme dich! —"

Fünftes Capitel.

Leicht durch die Welt dahin!

Auf dem Sattel des Gebirgs, gerade wo die Straße, die hinüber führt, den höchsten Punkt erreicht, lag ein Wirthshaus. Vor demselben hielten zwei Wagen. Der eine war mit Gepäck aller Art beladen. Kisten und Kasten, Bündel von Kleidungsstücken, allerlei Geräth als: Leitern, Stangen, ein Bündel Fähnchen, Blechgeschirre, bunte Decken. Dazwischen Strohsäcke mit Futter für die Pferde, ein Paar Pauken, ein Paar Trompeten, genug buntes Gerümpel und auch Plunder mancherlei Art. Zwei Affen, an dünnen Ketten befestigt, saßen oben auf; ein Spitzhund war unter dem Wagen angebunden. — Das zweite Fuhrwerk war mit einem Pferde bespannt; ein schmaler Leiterwagen, auf dem drei Säcke, zu Sitzen eingerichtet, lagen. Niemand saß darauf; ein Knecht tränkte das Pferd. Die Reisenden saßen drinnen in der Gaststube.

Hier sah es noch seltsamer und bunter aus. Fünf oder sechs Männer, vier Frauenzimmer und zwei Kinder saßen an dem langen Tisch und frühstückten. Sie hatten die Reisemäntel abgelegt und erschienen in seltsamen Trachten.

Der älteste, der einen stattlichen schwarzen Knebelbart trug, hatte eine rothe Mütze mit goldenen Tressen auf; einen grünen Oberrock an, aber hellblaue Beinkleider mit breiten rothen Tuchstreifen und Goldstickerei.

Ein junger Mann sah fast aus wie ein ungarischer Husar; doch seltsamerweise hatte er zu diesem martialischen Costüm eine baumwollene Nachtmütze mit langem Zipfel auf. Einer war ein Mohr; er trug einen weißen Turban mit rother Feder, eine grüne Jacke mit Silberlitzen und weite Pantalons von derselben Farbe. Die Frauen hatten ein ähnliches Ansehen. Zu einem breiten Reisehut von dunkelm Stoff trug die ältere, die zwischen vierzig und funfzig Jahren alt schien, ein grünes Kleid mit verschossenen Goldtressen auf der Brust dicht besetzt, und mit goldenen Fransen an den Aermeln. Die drei andern waren zwischen sechszehn und zwanzig; die jüngste ein sehr hübsches Mädchen, mit schwarzen Augen und Haar, dessen Locken reich unter einem rothen keck aufgedrückten Sammetmützchen hervorwallten. Sie lachte viel und zeigte die weißesten Zähne zwischen ihren dunkelrothen frischen Lippen. — Die beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, trugen beide Knabenkleider, nur daß das Mädchen, etwa zwölf Jahre alt, sich durch ihr langes Haar kenntlich machte, das ihr in zwei Flechten über den Nacken hing. Es ging ziemlich laut her. Einige Flaschen Wein standen auf dem Tisch. Der Wirth hatte sich neben den Schwarzbart im grünen Oberrock gestellt, und horchte aufmerksam auf dessen Erzählungen. Offenbar war er das Haupt der Gesellschaft.

„Ja, ja", fuhr er fort, als der Wirth unter einer Geberde des Schreckens und des Staunens die Hände zusammen schlug, „sie haben barbarisch gehaust. Es ist verteufeltes Volk das! Alle Dörfer auf zwei Meilen von hier

sind leer, wie ausgestorben! Die meisten halb oder ganz abgebrannt. Es ist ein Wunder, daß wir glücklich von Pyrmont bis hierher gekommen sind. Die Marodeurs streifen noch nach allen Richtungen durchs Land!"

„O sie sind auch hier oben gewesen", entgegnete der Wirth; „denen ist kein Gebirg zu hoch. Drüben das Frauenkloster zu Oberndorf, das hoch auf den Bergen im dichtesten Walde liegt, haben sie auch geplündert und niedergebrannt, und Gräuel verübt, daß man es nicht in den Mund zu nehmen wagt!"

„Laßt uns noch einen Teller mit Schinken aufschneiden, Herr Wirth! — Und ein paar Krüge Bier! Der Wein geht zu Ende!" unterbrach der Fremde diese Antwort. „Haben sie denn hier auch geplündert?" fragte er weiter, nachdem der Wirth das Bestellte angeordnet hatte.

„Das nicht! Es war nur ein kleiner Trupp von sechs Mann und ich hatte die Knechte und zwei Jägerburschen im Haus; Alles bewaffnet. Wir müssen uns hier unserer Haut wehren gegen Einzelne. Aber wir mußten sie doch satt machen, und als sie forttaumelten, halb betrunken, schlugen wir's Kreuz hinter ihnen."

„Ja das Haus liegt hoch und einsam."

„Auf zwei Stunden kein Gehöft hier herum! Nichts als Wald! Das Kloster war noch das nächste!"

„Da würde ich mich grauen hier zu wohnen", sprach das hübsche Mädchen. „Hu, wie muß es hier im Winter aussehen!"

„Weiß, weiß"; versetzte der Wirth lächelnd, „sechs Monate auf Meilen weit nichts als Schnee; und der Sturm heult Tag und Nacht."

„Das wäre etwas für dich, Marietta", lachte der Schwarzbart.

Sie lachte wieder, schüttelte den hübschen Kopf, trank ihr Glas Wein aus, und warf scherzend hin: „Nein, Signore Barbarino! Das wäre noch schlimmer als bei Euch!"

Der Schwarzbart runzelte die Stirn, erwiderte aber nichts. Plötzlich stand er auf und sagte: „Wir müssen aufbrechen. Glaubt Ihr, Herr Wirth, daß es sicher ist auf der Straße nach Minden zu?"

„Ja wohl! Dort hin ist die Kriegsverwüstung nicht gekommen", erwiderte dieser; „die reitende Post ist vor einer Stunde hier durchgekommen. Der Postillon erzählte, daß da hinüber Alles ruhig sei."

„Aufgesessen!" rief der Führer der bunten Gesellschaft.

Alles sprang mit schnellem Gehorsam auf. Die beiden Kinder schwangen sich im Muthwillen leicht wie die Gemsen über die Tische. Das hübsche Mädchen sprang auf einen Schemel, blieb auf der Spitze des einen Fußes stehen, hob den andern graziös ein wenig empor und ahmte mit den Händen die Bewegungen einer Tambourinschlägerin nach. Der Mohr faßte sie plötzlich unvermuthet mit dem rechten Arm um die Knie und hob sie hoch empor. Sie lachte, hielt sich in seinem krausen Haar fest und rief: „Nun sollst du mich auch an den Wagen tragen!" — Er that es. Die Andern folgten mit den umgeworfenen Reisemänteln. Alles kletterte lachend und lärmend auf den kleinen Wagen, der ganz überfüllt wurde. Dies war jetzt möglich, da es bergab ging; zuvor hatten nur die Frauen gesessen, die Männer waren sämmtlich zu Fuß nebenher gegangen. Die Kinder und der Mohr nahmen auf dem Packwagen ihre Plätze.

Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung. Die Seiltänzergesellschaft, denn eine solche war es, hatte in Pyrmont ihre Künste gezeigt. Doch da die Badejahreszeit zu Ende

war, siedelte sie sich jetzo nach Minden über. So trieb die leichtfertige Lust ihr Wesen mitten in den Schrecken und Gräueln des Kriegsgetümmels. Und, das ist die Weise des Menschen; gerade in der schweren düstern Zeit flüchtet er sich zu der müßigen Kurzweil, um die Bürde der Sorgen auf Augenblicke zu vergessen. Hilf dir über die Minuten, so hilfst du dir über die Jahre!

Der Führer der Gesellschaft, der stattliche Schwarzbart, führte auch den Wagen. Er fuhr geschickt. — „Ich habe noch gute Hoffnung“, sprach er zu seiner Nachbarin, der ältern Frau; „ist auch unsere Kasse fast leer, wir werden doch glücklich nach Minden kommen, und da wird's wieder gehen.“ „Ich denke, wir spielen noch heute Abend in dem Landstädtchen — wie heißt es doch gleich —, wo wir übernachten sollen. Wir kommen bei guter Zeit an, schicken die Trompeter durch die Straßen, ziehen ein Seil über den Marktplatz und verdienen unser Nachtlager!“

Sie fuhren rasch durch den Wald dahin, denn die Wagen rollten fast von selbst den guten Waldweg hinunter.

Eine Stunde war vergangen. Die Straße zog sich wieder etwas bergauf; der Wald war so gelichtet, daß man wol eine Viertelstunde weit rings umher sehen konnte. Denn eine Fichtenschonung, deren Bäumchen etwa Mannshöhe hatten, und die sich hundert Schritt von der Straße parallel mit derselben hinzog, beschränkte den Blick wenig.

Der Führer und die sämmtlichen Männer waren vom Wagen gesprungen und gingen, um die Last zu erleichtern, neben demselben.

„Sieh dort die beiden Kinder“, bemerkte der Schwarzbart dem Mohren, der ihm zunächst ging. „Das wäre etwas für uns! — Ein Paar hübsche Jungen, — gerade das Alter!“

Dicht am Wege, auf einem kleinen Rasenhügel, saßen zwei Knaben, der eine etwa vier Jahre, der andere fünf oder sechs. Sie staunten den kommenden Zug mit den abenteuerlichen Gestalten an.

„Was meinst du", sprach der Führer leise zum Mohren, indem er scharf spähend ringsum blickte; „ich sehe keinen Menschen in der Nähe! — Wollen wir? — Du den Kleinen, ich den Großen, — wenn's glückt, ist ein Dukaten dein! —"

Der Mohr reckte den Hals und sah sich auch um. „Ins Teufels Namen", antwortete er — „und zwischen dem Gepäck ist noch Platz! — Jetzt?" Er sah den Schwarzbart fragend an.

„Wenn wir dicht heran sind; ich werde mit der Zunge schnalzen", erwiderte dieser leise.

Es schien, als wollten die beiden Kinder betteln; ihre Kleider waren zerrissen, ihr Ansehen bleich; sie standen auf, als der Wagen herankam. Doch plötzlich schrie der ältere Knabe laut auf, wandte sich um und flüchtete schreiend. Er hatte erst jetzt den Mohren gesehen, und das schwarze Gesicht, dessen sprühende Augen sich schon auf ihn hefteten, hatte ihn erschreckt.

„Nun zu!" rief der Schwarzbart, und sprang auf den Hügel zu. Der kleine Knabe schrie nun auch laut, und wandte sich zur Flucht. „Xaver, Xaver", rief er dem ältern nach. Doch dieser, rasch auf den Füßen, war schon fast in der Fichtenschonung. Der Schwarzbart faßte den Kleinen und rief dem Mohren zu: „Lauf du dem Großen nach." Der Mohr war in raschen Sätzen hinter dem kleinen Flüchtling her; doch die Angst gab diesem Flügel. Er erreichte die Schonung und war im Nu in dem dichten Gebüsch verschwunden. Der Mohr kroch auch hinein; doch er

war zu groß. Die Zweige griffen so dicht ineinander, daß er nicht vorwärts konnte. Tief gebückt ging es zwar, doch auch nur mit Mühe und langsam, während der kleine Läufer ungehindert zwischen den jungen Bäumchen hindurch schlüpfte. In wenigen Minuten hatte der Mohr seine Spur ganz verloren und kam mit zerrissenem Gesicht und Rock wieder zurück, was ihm ebenso schwer fiel, als er vorwärts gedrungen war. Er fluchte und wetterte!

„Es war unmöglich!“ keuchte er, als er zu dem Führer zurückkam, der den vom Schreck halb todten Kleinen schon auf den Wagen zu den Frauen gehoben hatte, die ihn durch Liebkosungen zu beruhigen suchten.

Die schwarzlockige Marietta aber war ernstlich böse und rief mit einer Thräne halb des Zorns, halb des Mitleids in dem schönen dunkeln Auge: „Das arme Kind! — Gut, daß dir wenigstens“, wandte sie sich zu dem Mohren, „die Beute entgangen ist!“

Dieser fluchte fort, streifte sich die Fichtennadeln aus dem Haar, befühlte sich das wunde Gesicht und rieb die Harzflecke aus den Rockärmeln.

„Sitz wieder auf; es geht bergab, wir wollen machen, daß wir fortkommen“, rief der Schwarzbart.

„Und mein Dukaten?“ fragte der Mohr.

„Der Fang ist ja halb misglückt!“ warf der Schwarzbart verdrießlich hin.

„Donner und Wetter“, fluchte der Mohr, „aber du hast meine Prise genommen, die dreijährige Krabbe wäre mir auch nicht entgangen!“

„Nun wir wollen sehen, wie die Einnahmen fallen werden. — Nur vorwärts! Der Teufel weiß, wo hier in der Nähe der Vater steckt.“

Der Mohr schwang sich auf den Packwagen; die Männer

saßen alle wieder auf und der Zug eilte vorwärts, daß bald nur noch eine entfernte Staubwolke, auf der sich im Walde verlierenden Straße, davon sichtbar blieb.

Sechstes Capitel.

Verflucht! — Wer wagt es!

„Verflucht“, murmelte der Oberst zwischen den Zähnen, indem er, hinter ein langes Fernrohr gebückt, das er auf einen Eichenast gelehnt hatte, die Waldränder eines etwa dreitausend Schritte entfernten, felsig steilen Höhenzugs beobachtete, der sich jenseit des Thals, welches vor seiner Position lag, hinstreckte. „Ich habe bei allen Teufeln Recht! Verflucht, daß ich nicht — Corporal Hoppe!“ rief er einem Graubart zu, der etwa dreißig Schritte davon stand, und ebenfalls die Höhe drüben nachdenklich betrachtete, „Hoppe, komm' Er einmal her, und gucke Er hier durch, was Er sagt!“

Der Gerufene trat ehrfurchtsvoll vor das Fernrohr, das der Oberst noch immer auf dem Ast hielt, kniff die Augen, wischte sie, guckte seitwärts, und guckte wieder durchs Rohr; man sah, es wurde ihm sauer.

„Nun“, hub der Oberst an. „Was sieht Er, — da drüben, rechts von dem Felsstück?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst, mir ist das Ding noch so nebelig vor Augen, — es sieht Alles aus wie verwichenen October Morgens früh bei Hochkirch! So graue Schleier überall.“ — „Er muß das Rohr nach Seinem Auge

stellen. Corporal Hoppe! Etwas heraus! Wie nun?" — „Halten zu Gnaden, Herr Oberst, noch immer Nebel, wie bei Roßbach." — „Halt Er's Maul, ich glaube, Er ist selbst benebelt!" rief der Oberst. Er muß klar sehen! — „Noch nicht?" fragte der Oberst ungeduldig! „Aber ich glaube, er ist verrückt! Er hat ja den ersten Auszug eine halbe Meile lang herausgeschoben! Ja, das sehe ich wohl, — Er durch ein Fernrohr sehen, da möchte eher ein Elephant durch ein Nadelöhr gehen —"

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst, ein Kameel steht in der Schrift! Herr Oberst!"

„Er ist selbst ein Kameel, meinethalben krieche Er durch ein Nadelöhr! — Weg da, laß Er mich heran!"

Der Oberst bückte sich vor das Ocular, rückte hin und her und suchte mit dem Fernrohr! — „Verflucht! Ich hab' wieder einen Kerl vorm Rohr! Sieht Er, Hoppe, wenn Er — doch da kommt der Lieutenant von Schwanebeck!"

„Herr Oberst!"

„Ich bitte Sie, Schwanebeck, observiren Sie einmal drüben die Waldlisière durch mein Fernrohr. Sagen Sie mir, was Sie sehen!"

Der Lieutenant guckte. „Ich glaube — das sind Preußen, im Busch! Auf Ehre, Herr Oberst! Grenadiere!"

„Sieht Er, Holzblock", — fuhr der Oberst den Corporal an, und der Lieutenant fuhr roth wie ein Krebs auf, denn er glaubte der Holzblock sei ihm an den Kopf geflogen.

„Herr Oberst — ich muß bitten!" —

Der Oberst merkte im Eifer das Misverständniß gar nicht, sondern fuhr gegen den Corporal fort: „Er muß graue Kieselsteine im Kopf haben, statt der Augen, Hoppe,

daß Er das nicht sehen konnte, durch so ein Fernrohr, länger wie Er!" (Es war sechs Fuß lang, von Pappe.)

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst", antwortete Hoppe, indem er sich die Hand über die Augen hielt und scharf hinüber spähte, aber ich sehe mit meinen Kieselsteinen klarer als durch das gefährliche Ding da! So was von Spitzmützen sehe ich auch dort krabbeln!"

„Da muß Er wahrhaftig Seine Kieselsteine vom Satan haben, denn ich sehe doch auch scharf, aber ohne mein Fernrohr — Nicht wahr, Herr von Schwanebeck, es ist ein einziges Instrument!"

„Einzig, Herr Oberst!" sprach der Lieutenant und verbeugte sich. — „Wir hier, — die drüben, — die hier unten", fuhr der Oberst geheimnißvoll fort, „was könnten wir die in die Kneifzange nehmen, wenn die drüben mit uns —"

„Verflucht", fuhr Hoppe heraus und schnappte dem Obersten das Wort vor dem Munde weg, — „Halten zu Gnaden", corrigirte er sich erschrocken, „ich meine, Halten zu Gnaden, wenn wir denen drüben einen Wink geben könnten, wir faßten die Kroaten hier unten, wie sie uns, bei Hochkirch!"

„Verflucht! Halt' Er's Maul mit Seinem verfluchten Hochkirch", fuhr der Oberst wie eine platzende Bombe auf. „Kann Er sich denn auf keine andere Affaire besinnen als auf die infame Bataille? Den glupschen Streich?*) Ich wollte, ich könnte den Ort und Namen aus allen Landkarten und Zeitungen reißen, und aus allen Köpfen, die ihn im Kopf haben. — Aber was Er da sagte, von dem Wink!

*) Bekanntlich der wörtliche Ausdruck Friedrich's II. für den Ueberfall bei Hochkirch.

Da liegt der Hase im Pfeffer! — Es müßte Einer hinüber, daß wir gleichzeitig manövrirten! — Aber der muß den Teufel im Leibe haben! Pfiffig, gelenkig, klettern wie eine wilde Katze, schleichen wie ein Fuchs, im Nothfall packen wie ein Wolf! Wäre nur Brand wieder da! Hier könnte ich ihn noch besser brauchen! Den Satanskerl! Aber verflucht! Da ist er! — Brand! Nur heran! Also glücklich zurück! Nun rapportir' Er!"

Der Oberst richtete diese Worte an einen Mann, der soeben, erhitzt, bestäubt, sonnverbrannt, aber rüstig, mit dem Ausdruck der äußersten männlichen Kraft und Kühnheit in den Zügen, aus den Gebüschen trat. Er trug einen Bauernkittel, einen breiten Hut, und hatte einen Knotenstock in der Hand. Sein Alter ließ sich auf fünf- bis sechsunddreißig Jahre schätzen. Der Bauersmann, dem Anscheine nach, trat mit militärischem Anstande auf den Obersten zu. „Herr Oberst, Alles ist ausgerichtet — hier die Antwort." Er nahm den breiten Hut ab, hob von seinem mit schwarzem Haar bedeckten Kopf ein Stückchen Perücke ab, das ihm als ein Tellerchen von vier Zoll Durchmesser mitten auf dem kahlgeschorenen Wirbel lag, und zog aus dem seidenen Doppelfutter desselben, das eine Tasche bildete, ein Blättchen hervor. Der Oberst las es. „Herrlich!" rief er, „Herrlich — stimmt prächtig!" — „Und hier meine Antwort, Brand!" Mit diesen Worten zog er die Börse und gab dem Bauer eine Anzahl Goldstücke, die dieser, ohne sie zu zählen oder zu besichtigen, ja fast verächtlich, wenigstens als einen Lohn der sich ganz von selbst für seine Dienste verstehe, in die Brusttasche seines Kittels schob. „Und wie ist's Ihm gegangen, Brand?" fragte der Oberst.

„Gut, mir ist kein Haar gekrümmt!" antwortete er kurz.

„Nichts passirt? Kein Abenteuer, keine Gefahr?“ fragte der Oberst, während Lieutenant und Corporal aufhorchten.

„Gefahr?“ wiederholte Brand mit einem halb unwilligen halb spöttischen Tone. „Wenn man zwei Meilen hin, zwei Meilen her mitten durch Feindes Terrain marschirt, beinahe durch sein Lager und Bivouacs? Gefahr!?“

„Ich weiß, ich weiß“, antwortete der Oberst in einem Ton, als wollte er seine Frage gut machen. „Aber ich meine, ob Ihm kein einzelnes Abenteuer aufgestoßen ist?“

„Mehr als eins! — Es hat ein paar Leben gekostet, und meines war für einen Heller zu haben!“

„Verflucht! — Und wie und wo? Erzähl' Er doch eins, zum Beispiel!“

„An dem Steg über den Waldbach bei der Bergmühle —“ „Ja, ja, ich kenne ihn“, unterbrach der Oberst, — „stand eine Schildwacht. Sie wurde abgelöst, als ich aus dem Busch trat, durch einen Unteroffizier und zwei Mann, sodaß ihrer Vier waren. Sie hatten mich gesehen, ich konnte nicht zurück, ohne verdächtig zu erscheinen. Ich ging also gerad' auf sie los!“

„Verflucht“, fuhr der Oberst dies mal besonders laut heraus, und Schwanebeck und Hoppe klappten das Stichwort nach, wie ein Echo: „Verflucht!“

„Ich sah, daß der Unteroffizier mir nicht traute! Er bohrte mich so mit den Augen an. Eine Untersuchung konnte ich nicht vertragen, mit meinen Papieren hätte es zu schlecht gestanden. Sie hätten mich gehängt!“

„Verflucht“, fuhr der Oberst wieder heraus; und das Lieutenants- und Corporals-Echo hinterdrein.

„Dem mußte ich zuvorkommen. Ich maß meine Kerle mit halbem, verstohlenem Blick, und ging dann, mit angenommener Scheu, näher. Aber unvermerkt faßte ich hier

meinen Bleistock so auf halber Länge in die Hand, um schlagfertig zu sein!"

„Verflucht!" — „Verflucht!" repetirte das Doppelecho!

„Woher, Bauer, wohin?" fuhr mich der lange Unteroffizier an. „Ich trat, künstlich zitternd, auf Armslänge näher; er reckte eben die Hand aus, mich am Kragen zu nehmen. Blitz und Schlag hatte er mein Blei in den Schläfen, und ehe die Andern nur das Maul aufreißen konnten, vor Erstaunen, lag auch der zweite platt auf dem Bauch!"

„Verflucht! Superbe!" intonirte der Oberst; das Echo war prompt!

„Der Donner soll euch erschlagen, Hundsfötter!" brüllte ich die beiden Andern an, „und, als wäre der Lebendige in sie gefahren, machten die Tölpel kehrt, über den Steg, und ich hinterdrein. Dem nächsten traf mein Stock noch die Rippen, daß er das Gewehr fallen ließ, und kippüber ins Wasser taumelte. Die Muskete raffte ich auf, und so vorwärts!"

„Verflucht! — Verfluchter Kerl, Er, Brand!" rief der Oberst. „Er ist mein Mann! Aber hätte ich nicht ein Mandel solcher Stücke von ihm erlebt, ich glaubte, er löge, daß die Berge sich spalten müßten!"

Brand warf dem Obersten einen so finstern Blick zu, als wollte er sofort seinen Bleistock, den er gewichtig in der nervigen Faust hielt, auch auf ihn fallen lassen. Doch er fuhr, nachdem er einen Augenblick inne gehalten, fort: „Ich hatte gleich mein Maß genommen, wie weit die Feldwacht, zu der der Posten gehörte, vom Weg entfernt lagerte. Ich mußte über den Steg sein, und jenseit den Thalrand hinauf, bevor man mir nachkommen konnte. Aber oben auf

dem Felsen, das hatte ich von drüben gesehen, stand noch eine Schildwacht, an der ich vorbei mußte. Für die hatte ich mir das Gewehr geborgt!"

„Verflucht!"

„Der vierte Kerl schnaufte vorwärts, ohne sich umzusehen. Ich war ihm auch gleich aus dem Gesicht hinter den Felsblöcken; wenn er ja etwa zur Besinnung gekommen wäre, er konnte doch nicht mehr auf mich anlegen. So stieg ich frisch aufwärts. Jetzt konnte ich die rothe Pandurenmütze oben über den Haselbusch hervorgucken sehen! Ich nahm meinen Posten, legte an, paff, — der Kerl lag!"

„Verflucht!"

„Oben sah ich, daß ich ihn gerade durchs Hirn geschossen hatte. Aber das war auch der Alarmschuß gewesen, denn die ganze Feldwacht kam in Bewegung. Nun galt es schnelle Füße, bis ich übers Blachfeld weg, den Busch wieder erreichte. Indessen, ich kam glücklich hinein."

„Verflucht! — Verflucht", murmelte der Oberst immer fort zwischen den Zähnen, lachte aber mit soldatischer Lust. „Kerl! Brand!" rief er und schlug ihm auf die Schulter, „Er steht mit dem Satan im Bunde, das lass' ich mir nicht nehmen! Er wagt, was kein Christenkind wagt, — Er wagt, geradezu Alles wagt Er! Verflucht!"

„O nein, Herr Oberst", erwiderte Brand finster; „ich wage Nichts, und die mir gegenüberstehen, wagen Alles. Das macht mir das Spiel leicht."

„Wie so?"

„Ich wage nur mein Leben, und das ist mir Nichts. Ich will nur Geld!"

„Verflucht!" rief der Oberst, und dies mal mehr mit Verdruß als mit Staunen. „Aber warum ist Ihm denn Sein Leben nichts, und warum will Er denn nur Geld,

wie ein Marodeur, da er doch sonst ein so honetter Kerl ist, der Offizier sein könnte, und nicht einmal von Saus und Braus etwas hält, wie junge Leute, sondern lebt wie ein Karthäuser! Warum denn also nur Geld!"

„Das ist meine Sache, Herr Oberst!"

„Wenn Er aber nur Geld will", fuhr der Oberst ärgerlich fort, „so desertirt Er auch wol für Geld!"

„Nein!" rief Brand mit einem flammenden Blick.

„Aber Er ist doch als Deserteur zu mir gekommen!"

„Ja! Von denen drüben!"

„Aber warum —"

„Das ist meine Sache!" sprach Brand stolz und mit einem so entschlossenen Ton, daß man sah, der Oberst werde vergeblich weiter fragen. — „Kann ich mich jetzt beurlauben, Herr Oberst? Meine Uniform wieder anziehen?"

„Hm!" summte der Oberst und stemmte eine Hand in die Seite, während er sich mit der andern das Kinn strich. „Verflucht!"

„Wäre noch Etwas zu des Herrn Obersten Befehl?" fragte Brand wieder, mit ehrerbietigem Ausdruck.

„Befehl! Hm! Ja! Wie man's nimmt! Ich möchte wohl Etwas! Aber ich kann's Ihm kaum zumuthen, lieber Brand! Er hat über vier Meilen gemacht mit Noth und Gefahr. Aber, Brand, wenn Er Geld will, Geld soll Er haben! So viel Er will und ich habe!"

Brand stand schweigend und sah den Obersten mit gespanntem, erwartungsvollem Blick an.

„Sieht Er!" sprach dieser, und deutete, indem er ihm die linke Hand auf die Schulter legte, mit der Rechten hinunter ins Thal, „dort unten stehen die Oestreicher!"

„Und da drüben Preußen", erwiderte Brand nachdrucksvoll, das Falkenauge auf die jenseitige Höhe geheftet, und

die Absicht des Obersten errathend. „Wenn Sie wüßten, was wir thun wollen — nicht wahr?"

„Verflucht!" rief der Oberst, und dies mal fielen der Lieutenant und der Corporal aufs Sechszehntheil zugleich ein, mit einem staunenden „Verflucht" über Brand's Spürnase! Der Oberst aber hatte den Verwogenen, Scharfblickenden, militärisch Errathenden bei beiden Schultern gepackt und schüttelte ihn freudig. „Verflucht! Aber Er ist mein Mann, Brand! Funfzig Dukaten, Brand, hundert sind Sein! Aber man muß hier hinunter, drüben hinauf, durch alle Posten — Wer wagt das!"

„Ich!" — „Verflucht!"

Siebentes Capitel.

Die Köhlerhütte.

„Pack dich hinaus, Schlingel", eiferte das Köhlerweib das in der rauchenden Küche stand, und die Feuerzange wild und drohend in den knochendürren Händen einem Knaben entgegenhielt, der, ganz durchnäßt, ans Feuer getreten war, um sich zu wärmen. „Pack dich hinaus! Sieh' nach dem Meiler! Was Wetter! Ein bischen Regen! Dreizehn Jahre alt, und thut als ob er sechs wäre!" — Bei dem Worte sechs deutete sie auf einen jüngern Buben, mit schmutzigem Gesicht, der ein großes Butterbrot schmausete.

„Ach Mutter, mich friert und hungert so", bat der ältere, „gib mir nur ein Stück Brot und laß mich ein wenig wärmen!"

„Hinaus, sage ich! Hungerst du? Ist dir schon recht! Warum hast du gestern so gefaulenzt, daß du kein Frühstück verdient hast! Wirst nicht verhungern! Pack dich, sage ich dir, oder" — sie schwang die Feuerzange. Der Knabe wich erschreckt zurück; Thränen rollten aus seinen großen schönen Augen über das bleiche Antlitz.

Indem trat eine riesige, schwarze Gestalt, in braunem grobem Filzmantel, mit einem breitkrämpigen Hut bedeckt, einen mächtigen Hebebaum auf der Schulter tragend, und von Regen triefend, in die Thür. „Holla, was gibt's wieder", fragte er rauh. „Schon wieder Unfrieden im Haus?"

„Der Schlingel will nicht arbeiten! Er kommt schon nach Haus, will sich wärmen, will essen, — es ist noch nicht einmal Mittag! Das Bischen Regen ist ihm zu viel!" antwortete die Frau halb mürrisch, halb scheu.

„Bischen Regen?" rief der Köhler, während der Knabe vor Kälte schlotternd scheu in die Ecke gedrückt stand, „Bischen Regen? Siehst du nicht, daß es gießt wie bei der Sündflut? Im warmen Loch hast du gut reden! — Und Hunger kann man auch haben, wenn man so lange im Wind und Wetter handtiert hat."

„Ja du, du, — du redest ihm immer das Wort", eiferte das Weib! „Wir haben selbst nichts zu leben, und sollen verlaufenes Bettelgesindel ernähren!"

„Er hilft mir schon gut in der Arbeit", antwortete der Köhler. „Stell dich ans Feuer, Xaver, wärme dich, Junge. — Gib ihm ein Butterbrot, wie dem da", befahl der Köhler und deutete auf den kleinen Knaben.

„Die Grütze ist gleich fertig", brummte das Weib.

„Gib ihm, sag' ich, Donnerwetter — ich will Gehorsam!" fuhr der Köhler auf, und machte eine Bewegung mit der Hand, die der Frau bedenklich erscheinen mochte.

Sie trat mit verbissenem Grimm an einen Schrank, nahm ein schwarzes Brot heraus und schnitt ein Stück herunter, das sie trocken dem Knaben hinreichte, der es begierig ergriff.

„Butterbrot, sag' ich!" fuhr der Köhler erbittert auf.

„Ich habe keine Butter", grollte das störrige Weib.

„Aber der da?" sagte der Köhler und zeigte auf den jüngsten, „deiner, den du mir mitgebracht hast — der malt mit dem Finger in der fetten Butter!"

„Es war die letzte!"

Der ältere Knabe aß indessen schon heißhungrig. „O laßt es gut sein, Vater", bat er, als der Köhler heftig auf seine Frau zuschreiten wollte, „es schmeckt ja prächtig, Gottes liebes Brot!"

„Du beißest ja ein, als hättest du acht Tage nichts gegessen" — sprach er halb verwundert, halb argwöhnisch, „haben sie dir wieder das Frühstück so knapp zugemessen?"

Der Knabe schwieg.

Doch die Mutter, die ihrer Heftigkeit nicht gebieten konnte, fuhr voreilig dazwischen. „Er hat wieder nicht gut gethan, der Schlingel, er hat den Kleinen getreten —"

„Mutter, es geschah aus Versehen —"

„Du Tölpel hättest ihm beinah den Zehen abgetreten, aus Bosheit, — da hat er hungrig aufs Stroh und vom Stroh gemußt, wie es ihm gebührt! Wie soll ich den Jungen regieren, wenn ich's nicht mit dem Hunger zwinge!"

„Also gestern, und heute früh", rief der Köhler, und zitterte vor Wuth, „während ich mich im Wald abplage, und der arme Junge vor Tagesanbruch hinaus muß, in dem Hundewetter! Und Alles wegen des verzogenen Buben da, — der freilich nichts dafür kann! Weib, du wirst noch

deinen Christum erkennen lernen, wenn's dir schlecht geht! — Ich habe den Jungen früher im Haus gehabt als dich, meine Marthe hat ihn aufgenommen, als eine fromme Frau, die Erbarmen hatte mit einem halb verhungerten Kinde, in Kriegszeiten und Elend! — Und du willst — aber ich sage dir!"

Da erhob das Köhlerweib ein Zetergeheul und rang die Hände, und raufte sich das Haar und schrie: „So geht es mir armem Weibe! Um eines verlaufenen Burschen willen werde ich gemishandelt! Ich habe ihm Geld zugebracht, und Bettzeug und Leinwand! Es war ja Nichts in der kahlen Hütte."

„Zwei mal haben die Franzosen hier geplündert", rief der Köhler im Zorn. „Danke Gott, wenn's dir nicht so gegangen ist!"

Aber das Weib schrie und heulte nur desto lauter; und ihr Mann zitterte vor Wuth, und der Knabe vor Angst, ja selbst der Kleine fing an zu weinen bei dem Lärmen.

Da packte der Köhler das Weib mit seinen nervigen Fäusten bei beiden Schultern, und drückte sie auf den Schemel nieder. „Weib, jetzt halte Ruh, oder du fühlst, daß ich der Stärkere bin! Ich will Frieden im Haus!"

Er drückte sie so, daß sie vor Schmerz und Schrecken erblaßte! Sie schwieg aus Angst. — „Jetzt mach, daß das Essen fertig wird, — wir müssen wieder hinaus!"

Sie ging erbittert, doch schweigend an ihr Geschäft. — Der Mann legte den nassen Mantel ab, zündete die Pfeife am Feuer an und starrte mit verschränkten Armen in die Glut.

Keiner sprach ein Wort. Es war todtenstill. Nur das Knistern der Flamme und das Geräusch des Geräths, das die Köhlerin handhabte, hörte man, und draußen den Regen, der in endlosen Strömen herabgoß.

Nach einer Viertelstunde war das Essen fertig. Die Bewohner der Hütte setzten sich um den schweren Tisch von Eichenholz; der Köhler sprach mit gefaltenen Händen das Tischgebet: „Deine Güte, Gott im Himmel, segne uns diese Speise!“ Dann aßen sie Alle, schweigend; aber die warme, dampfende Grütze war ihnen doch ein köstliches Labsal. Denn der Leib, wo er mühselig arbeitet, will vor allem sein Recht.

„Komm, Xaver“, sagte der Köhler nach Tisch. „Wir müssen wieder hinaus. — Bis sechs Uhr bleibst du beim kleinen Meiler. Leg brav frischen Rasen und Erde an, wo's der Regen abspült. „Da, ich gebe dir nicht gern Branntwein, du bist noch jung; aber heut ist ein Tag danach.“ Damit reichte er ihm eine Flasche mit einem Restchen. Er selbst füllte sich eine andere; so gingen sie hinaus in den strömenden Regen und dichten Wald, Jeder seinen eigenen Weg.

Achtes Capitel.

Wo geht der Weg?

Der Knabe hatte eine halbe Stunde bis zu seinem Meiler. Anfangs ging der Pfad durch den dichten Wald, dann eine Strecke auf der Straße hin, die zum nächsten Dorfe führte, dann abermals waldeinwärts. Als er eben wieder von der Straße abbiegen wollte, rief ihm so unvermuthet, daß er erschreckte, eine Stimme zu: „He da! Bursche!“ Er schaute auf, und sah etwa funfzig Schritt vor sich einen Reiter, dicht in seinen Mantel gewickelt. Er wußte nicht, sollte er

bleiben oder flüchten, denn der Mann sah wie ein Soldat aus, und die standen, noch vom Kriege her, nicht im besten Ruf, wenn es auch schon seit Jahr und Tag Frieden war. Doch der Fremde fragte in wohlwollendem Ton: „Söhnchen, weißt du Bescheid im Walde? — Wo führt dieser Weg hin."

„Nach Schwarzenholz! — Das ist das nächste Dorf."

„Kann man sich nicht verirren? Gehen Seitenwege ab?"

„Ach ja Herr, viele. Ihr seid weit im Holz verritten."

„Willst du mich bis ans Dorf begleiten, mein Sohn? Es liegt mir viel daran, heut noch so weit als möglich zu kommen, damit ich morgen Abend Hannover erreiche."

„Ich kann meinen Meiler nicht ohne Aufsicht lassen."

„Ei was! Ich gebe dir einen großen Thaler, für so viel wird an deinem Meiler nicht Schaden geschehen, in ein paar Stunden!" sprach der Fremde.

Einen großen Thaler! Ein solches Geldstück hatte der Knabe noch niemals gesehen, geschweige besessen. Es durchblitzte ihn ein freudiger Schreck! Der Fremde bemerkte es lächelnd. „Und zu einem Paar neuen Schuhen schenke ich dir noch obenein, wenn du rasch zu Fuß bist; die deinigen faulen ja fast ab!"

Der Knabe zitterte vor Freuden. „Ach Herr!" rief er glücklich, „doch barfuß können wir hier nicht gehen", setzte er gewissermaßen entschuldigend für seine schlechten Schuhe hinzu; „der Boden ist gar zu scharf steinig."

„Nun, willst du? Rasch!"

„Zuschauen muß ich erst einmal beim Meiler", sprach der Kleine fest, „sonst könnte ein Unglück geschehen. Aber er ist gleich hierbei; in einer Viertelstunde bin ich zurück."

„Eine Viertelstunde, das ist lange!" sprach der Fremde; „doch immerhin, wenn ich mich vollends verirrte, wäre es

doch schlimmer. Nimm das auf die Hand, — er gab ihm ein Geldstück, — und sei bald zurück, ich will indeß den Gaul fressen lassen. Dann mußt du aber gut zuschreiten."

„Sorgt nicht", rief der Knabe, und sprang ins Holz. — — — Nach sieben Uhr, als es dunkelte, ging der Köhler in die Hütte zurück. Der Regen hatte nachgelassen. „Vater, Vater", rief es ihn von hinten her an.

Es war Xaver. Sein ganzes Gesicht strahlte vor Freude.

„Was ist dir, was hast du, Bub?" fragte der Köhler.

„Ach Vater", rief dieser, „mir ist ein Glück begegnet! — Hört nur!" — Er erzählte. Er hatte den Fremden begleitet, bis Schwarzenholz. „Der Herr war gar gut zu mir! Zwar schien er traurig, sprach fast gar nicht, aber wenn er ein Wort sagte, war's freundlich. Und zuletzt" — — — hier stockte der Knabe. — „Und seht Vater, das hat er mir geschenkt!" schloß er seine plötzlich abgebrochene Erzählung.

Der Köhler machte große Augen, als der Bube drei blanke Geldstücke zeigte; es war ein Species, ein halber Species, und ein Viergroschenstück. — „Das soll zu einem Paar neuen Schuhen", sprach der Knabe und zeigte den halben Species, „weil ich diese auf dem Wege abgelaufen hätte."

„Junge, da bist du ja reicher als wir Alle! Das wird dir die Mutter nicht gönnen!" antwortete der Köhler.

„Ich möchte Euch noch Etwas fragen, Vater —" sprach der Knabe sichtlich verlegen und stockte wieder.

„Nun?"

„Der Fremde — er meinte, — er hätte gern einen Burschen bei sich, — kurz und gut, er fragte mich, ob ich ihn begleiten wolle, auf Reisen?"

„Und du hast nicht gewollt?“ rief der Köhler.

„Ach Vater“, erwiderte der Knabe weich, „sollte ich von Euch gehen? — heimlich — nein das konnte ich nicht! Sonst“ —

Der Köhler stand still. „Höre, Xaver“, sprach er, „das ist ein Wink von unserm Herrgott. Ich hab' dich lieb, aber, Frieden wird nicht in meinem Haus, wenn du darin bleibst. Ueber kurz oder lang wärest du doch in die Welt gegangen! Geh mit dem Fremden!“

„Vater!“ rief der Knabe, und wußte vor Bewegung kein Wort weiter hervorzubringen.

„Wie weit wollte er heute noch?“

„Bis Waltershausen.“

„Das ist vier Stunden von Schwarzenholz. Geh mit nach Haus, iß dein Abendbrot, ruh' eine Stunde, dann schnüre dein Bündel, sag kein Wort, und lauf die Nacht durch. Du kannst Morgen vor Tagesanbruch in Waltershausen sein, und triffst du den Herrn noch, so gehst du mit. Triffst du ihn nicht, so kommst du still zurück, und ich sage, ich hätte dich verschickt.“

Der weichmüthige Knabe flog dem Vater stumm um den Hals, und küßte ihn unter Schluchzen. Es wurde ihm so schwer ihn zu lassen, und doch zog's ihn so hinaus, zu dem Fremden, und er fühlte, daß daheim seines Bleibens nicht sei!

Drum that er wie der Vater geheißen.

Die Mutter lag schon zu Bett, als er mit einem Bündelchen in der Hand und einem großen Stück Brot, das der Vater, der wieder in den Wald gegangen war, ihm zugesteckt hatte, leise aus dem Hause schlich.

Es regnete nicht mehr. Die Wolken zogen rasch über den Himmel, ließen aber Sternenlicht durchblicken. Der

Mond ging eben zwischen den Waldspitzen auf, und beleuchtete das Haus. Er spiegelte sich in zwei glänzenden Thränen des Knaben. Dann siegte der Jugendmuth und die Hoffnung; frisch wandte er sich um zur Wanderschaft.

Da stand der Köhler vor ihm! Er hatte es nicht vermocht, den Sohn ohne Abschied gehen zu lassen, und war wieder umgekehrt aus dem Walde. Xaver hing bitter weinend an seinem Halse.

„Nun geh mit Gott, Xaver, mein Segen wird dich geleiten! Sieh! Der Mond kommt herauf! Laß Sonne und Mond dich stets auf guten Wegen treffen!" Xaver schluchzte laut auf. — „Geh, geh", sprach der Köhler, und fuhr sich mit der Hand über die Augen. — So schieden sie. — —

Schwarzenholz war bald erreicht. — Nach Waltershausen wußte Xaver den Weg nicht. Doch der Nachtwächter in Schwarzenholz sagte ihm Bescheid, der Mond schien hell, und so wanderte er getrost vorwärts. — Ganz den rechten Weg mußte er aber doch nicht getroffen haben, denn als er mit Tagesanbruch ein Dorf vor sich liegen sah und einen Schäfer, der eben aus seinem Karren kroch, fragte, ob das Waltershausen sei, war er noch eine Stunde davon entfernt.

Er kam aber glücklich hin.

Der Schmied neben dem Kruge arbeitete schon. „Wohin so früh, Kleiner", rief ihn der freundliche Mann an.

Xaver sagte kurz was er wolle.

„Das wird der Herr sein, der heute schon sein Pferd bei mir hat beschlagen lassen", antwortete der Schmied. „Ja, der ist schon eine halbe Stunde fort!"

„Fort?" rief Xaver erschreckt.

„Ja wohl", bekräftigte der Wirth, der eben vor die Thür

des Kruges getreten war. — Xaver hatte noch eine Hoffnung. Es konnte auch wol ein Anderer gewesen sein. „Wißt Ihr denn wie er hieß, ob es Der ist, den ich suche?"

„Er hat sich in den Nachtzettel eingeschrieben; hier hab' ich ihn noch. Da steht's: Er heißt Brand!"

„Ja, Brand, das ist er!" rief Xaver traurig, und Thränen drangen in sein Auge. „Ach, so habe ich ihn doch verfehlt!"

„Ei was, noch nicht!" tröstete ihn der Schmied. „Beim Reiter heißt's: langsam in, langsam aus dem Stall; er will heut noch bis Hannover. Da wird er die Regel befolgen. Den holst du noch ein. Und es fahren heute viele Wagen die Straße, zu Markt. Da kannst du aufsitzen, Bürschchen. So hast du ihn vielleicht schon, wo er das erste Heu gibt."

Eine neue Hoffnung durchzuckte den Knaben. Trotz seiner Müdigkeit eilte er vorwärts, doch im Herzen seufzte er: „Ach es ist doch wol zu spät!"

Neuntes Capitel.

Der bremer Rathskeller.

Im bremer Rathskeller saßen unter den Gästen, die sich Vormittags dort einzufinden pflegten, zwei Männer im eifrigen Gespräch miteinander. Es war ein reicher bremer Kaufmann, Herr Arnold Oellrichs, und ein Schiffer, Paul Petersen. Der Erste war der Rheder des Letztern, und da dieser mit einer wichtigen Ladung nach Amerika abgehen sollte, hatten sie hier noch ein letztes Gespräch miteinander,

wobei sie, da sie neben ihrem Geschäftsverhältniß auch alte herzliche Freunde waren, noch ein Glas echten Rheinweins miteinander tranken.

„Paul Petersen", sprach Arnold Oellrichs, „Ihr seid nun genau instruirt. Oder habt Ihr noch eine Frage?"

„Ich wüßte nicht", antwortete dieser; „doch halt einmal. Wegen der Pelzwaaren möchte ich noch anfragen. Wollt Ihr mir nicht ein Limitum stellen? Es ist doch besser. — Schon recht, daß Ihr Euch ganz auf mich verlaßt, allein — bezeichnet Fahrwasser ist immer gut. Nichts für ungut!"

„Ihr seid zu bedenklich, Paul Petersen! Während Ihr nach Brasilien, nach Indien, nach, der Himmel weiß wohin, gesegelt seid, habt Ihr Frau und Kind unter meine Obhut gestellt, und ich soll mit Euch um ein paar lumpige Thaler mehr oder weniger handeln?"

„Frau und Kind! — Nun mit der Frau hat's bei mir ein Ende gehabt, ehe es einen Anfang hatte, das wißt Ihr ja", antwortete Paul Petersen, und that einen tiefen Zug aus dem Glase, „und das Kind, — mein Pflegekind — ich hab's mir hierher bestellt mit der Wärterin! — Aber davon kann hier nicht die Rede sein, Herr Oellrichs — Freundschaftsstücke und Geschäfte ist zweierlei. Ihr habt mich doch sonst instruirt, und das ist" —

„Verflucht", brummte eine tiefe Stimme plötzlich, und zugleich hörte man ein halb unterdrücktes Stampfen mit dem Fuß.

„Nun, was soll denn das bedeuten?" fragte Herr Oellrichs verwundert, und drehte den Kopf um.

„Es geht uns nichts an", sprach der Schiffer lächelnd und halblaut; „es war der alte Knebelbart da hinten, der die Zeitungen liest. Vermuthlich so ein alter Brenner aus dem Kriege, der sich ärgert, daß es endlich Friede ist."

„Kann's begreifen!“ erwiderte Dellrichs. „Ihr würdet auch manchen Seemannsfluch in die Luft schicken, wenn Ihr hättet abtakeln müssen, und läset von Andern, die noch See halten!“

„Wohl wahr! — Aber wegen des Limitum! Entschließt Euch, Herr Dellrichs; ich möchte wahrlich fort. Der Wind geht herum! Wäre nur die Wärterin erst hier! — Aber da geht sie eben an dem Fenster vorbei mit dem Kinde!“ unterbrach er sich freudig und deutete gegen das spiegelhelle Fenster hinauf, an welchem soeben eine sauber gekleidete Frau mit einem Mädchen von 6 — 7 Jahren an der Hand, vorüberging. „Schaut einmal das Lockenköpfchen. — Doch Euer Limitum?“ lenkte er das Gespräch sogleich wieder in das Geschäftsfahrwasser.

„Es bleibt dabei! Kauft so viel, und so theuer Ihr wollt!“

„So kaufe ich für keinen Groten!“

„Nun, Ihr Eigensinn. Meinethalben denn zwanzigtausend Mark!“

„Ihr seid wol unklug —“ rief der Schiffer lächelnd, „oder hätte der Wein —“

„Wenn Arnold Dellrichs“, antwortete der Kaufmann sehr ernst, „ein Wort in Geschäften gesagt hat, so hält der Anker, das wißt Ihr!“

„Nun denn, ins Himmels Namen. Ihr wollt mich reich machen!“ sprach der Schiffer gerührt. „Danke Euch's Gott für mein Kindchen! Stoßt an! Glückliches Wiedersehen!“

Sie tranken aus und schüttelten sich herzlich die Hände. — „Da ist mein Klärchen!“ rief Paul Petersen fröhlich, und blickte mit hellen Augen nach der Kellerthür, die sich eben öffnete. Eine Frau von etwa vierzig Jahren,

in wohlhäbiger Tracht, der Wohlwollen und Redlichkeit aus jedem Zuge blickten, trat mit dem Kinde an der Hand ein. Die blonden Locken fielen ihm um den Nacken; verwundert öffnete es ein Augenpaar, so blau, wie dunkle Vergißmeinnicht.

„Da bist du ja", sprach der Schiffer freundlich, „komm! Willst du deinem Vater Lebewohl sagen?"

Die Kleine sprang auf Paul Petersen zu, er nahm sie in die Arme, herzte sie, und setzte sie auf seinen Schoos. „Nicht so, Herr Arnold Oellrichs", sagte er mit Stolz auf das Kind blickend, „das ist eine schöne echte Perle, die ich aus dem Ocean gefischt habe! Gott hat mir's so beschieden! — Nun Klärchen? Hast du deinen Vater wohl ein Bischen lieb?"

Das Kind reichte ihm die frischen Lippen zum Kuß.

„Weiß unser Herrgott", nahm Petersen wieder das Wort und sprach halb leise, „wäre ich nicht ein zu alter Seehund, ich pflegte mir eine Braut heran in dem Goldtöchterchen! — Sacht, sacht, du munteres Ding, verlier dein Heiligenbildchen nicht." Und indem er ihr das Marienbildchen, das sie an einer seidenen Schnur um den Hals trug, wieder in das Kleid steckte, sprach er zu Oellrichs: „Ihre Pflegemutter, die fromme Schwester Klara, hat das Bildchen noch in ihrer Sterbestunde gesegnet, und zu Gott gebetet, es möge ihr Glück und Gedeihen bringen!"

„Wollt Ihr denn die Kleine im katholischen Glauben erziehen lassen, Petersen?" fragte Oellrichs mit frommer Besorglichkeit.

„Das gerade nicht, Herr Oellrichs", erwiderte der Schiffer, „allein wenn sich's so fügte, wenn sie ihre katholischen Aeltern oder Verwandte einmal wieder auffände, so wäre es vielleicht besser gethan, und ich würde mich darüber nicht grämen.

Ich habe gute Matrosen auf dem Schiffe gehabt, katholischen Glaubens und lutherischen, wie wir; aber wenn die See hoch ging, wie die Berge, und der Sturm die Masten bog, daß wir jeden Augenblick meinten, sie knickten um, und vollends wenn sie wirklich brachen, und wir glaubten, Grauen und Tod habe uns schon im offenen Rachen: da hat sich's immer gefunden, daß wir Alle doch nur an einen Gott glaubten! Nichts für ungut, Herr Dellrichs, aber Ihr hier in der Stadt, wo man immer so sicher und bequem durchs Leben geht, Ihr erfahrt doch nicht so recht, was es heißt: Jetzt vertrau auf Gott, denn kein Anderer kann dir helfen!"

Arnold Dellrichs, ein strenger, frommer Lutheraner, zog eine bedenkliche Miene.

„Und jedenfalls", fuhr der Schiffer fort, „wird das bunte Bildchen ihr keinen Schaden bringen, wenn sie's auch dereinst einmal nicht gerade anbetet. Es ist ein heilig Angedenken. — Aber, Blitz und Schlag, es schlägt zwölf Uhr auf dem Rathhaus! — Es ist die höchste Zeit, daß ich aufbreche!"

Mit diesen Worten stand er rasch auf.

„Noch ein Glas — das letzte, zum Abschied", rief Dellrichs!

„Nichts da, ich hab' meine Ladung! — Gott behüte Euch, Herr Dellrichs!"

„Und Gott geleite Euch!" — Sie schieden.

Die Wärterin nahm das Kind, Petersen drückte sich den Schifferhut auf, und Herr Dellrichs trat in das kleine dunkle Comptoir, um das Frühstück zu bezahlen.

Als sie an der Thür waren, die zur Kellertreppe führt, öffnete sie sich, und ein Mann von eigenthümlichem Aussehen trat ein. Er hatte eine mit Pelz verbrämte Reise-

mütze auf, einen Mantel übergeschlagen, sein sonnverbranntes Antlitz, mit starkem Knebelbart, und die mit einer breiten Narbe gezeichnete Stirn verriethen den Kriegsmann. Er sah kräftig, finster, ja fast wild aus, und Paul Petersen dachte, indem er ihn ansah: „Der sieht auch nicht aus, als sei er hinterm Ofen groß geworden, wenn ihm der Bart auch nicht in See gewachsen ist. — Ein knurriger Landbär!"

Er wollte an ihm vorüberstreifen, doch der Fremde stand still, und richtete sein Auge auf die kleine Klara, die auf dem Arm der Wärterin eben an ihm vorübergetragen wurde und ihn mit Scheu und Verwunderung betrachtete, aber doch die großen Augen nicht von ihm abwendete.

„Ei du kleines blondes Engelchen", sprach der Kriegsmann, und das rauhe Gesicht hellte sich mit Eins so hell und freundlich auf, wie eine Landschaft, wenn die Sonne hinter einer finstern Wolke hervortritt. „Willst du mir nicht ein Händchen geben?"

„Dreist, Klärchen, dreist", sprach Paul Petersen, stolz darauf, daß sein Liebling bei einem Fremden gleich einen solchen Eindruck machte; „gib dem Herrn die Hand."

„Klärchen?" fragte der Kriegsmann, denn das war er unbedingt, mit einem eigenthümlichen Ausdruck, und wie es schien, sehr bewegt, indem das Kind ihm gehorsam aber ängstlich die Hand reichte. „Klara heißest du?"

„Verflucht!" rief der alte Graubart eben wieder beim Zeitungslesen. Der Fremde, der sich ganz zu der Kleinen gewandt hatte, und sie noch mehr fragen zu wollen schien, fuhr bei dem Laut zusammen, und Staunen und Freude malten sich gleichzeitig in seinen Zügen. Ohne nur das leise, furchtsame Ja der Kleinen weiter anzuhören, trat er rasch vorwärts in den Keller, und suchte mit den Augen die Stelle, woher der Laut gekommen war.

Paul Petersen ging an ihm vorüber, und sein „Guten Morgen" wurde von dem seltsamen Fremden ganz überhört.

Dieser hatte jetzt den Zeitungsleser ins Auge gefaßt, der ihm den Rücken zuwendete. Leise aber schnell ging er auf ihn zu, gewann ihm die Seite ab, sah sein Profil, und sprach dann mit bewegter Stimme: „Herr Oberst!"

Dieser fuhr herum: „Verflucht! Brand!"

Und Beide hielten sich in fester Umarmung.

Zehntes Capitel.

Alte Erinnerungen. Neue Pläne.

„Brand! Brand! Verflucht! Um des Himmels Willen, sag' Er mir, wie kommt Er hierher! Wo hat Er gesteckt! Was ist mit Ihm vorgegangen, seit —"

„Herr Oberst", hob Brand an —

„Hab' den Abschied als Generallieutenant, Brand", corrigirte der alte Haudegen. „Aber das macht nichts!"

„Excellenz", fing Brand wieder an.

„Nein, hör' Er, das geht nicht!" unterbrach ihn der Oberst; „von Ihm kann ich mich nicht anders nennen lassen als Herr Oberst, wie damals!"

„Und mir will's auch nicht anders über die Lippen, Herr Oberst", entgegnete Brand, und sie schüttelten einander die Hände.

„Aber bei solch einem Wiederfinden alter Kameraden, da müssen wir ein echtes Glas Wein trinken. He, Kellner, aus der Rose, eine Flasche Achtundvierziger!"

„Nun, erzähl' Er! Nun erzählt, Freund Brand", corrigirte er sich; und so stieg der Eine etwas hinab, der Andere etwas hinauf in den Stufen der geselligen Verhältnisse.

Der Kellner brachte den Wein. Sie stießen an.

„Seit ich bei Ober-Hennertsdorf" —

„Ja, ja, so hieß die Position, wo Ihr den Meisterstreich machtet, den Euch der Teufel nachthun soll, felsab, felsauf mitten durchs Lager zu passiren und drüben Avis zu geben, daß der Coup so prachtvoll glückte — bis auf Euern verfluchten Hieb da" —

„Drei Monat lag' ich im Lazareth — da munkelten sie von Frieden. Ich sollte Offizier werden", —

„Ja, ja, ich hab's selbst vorgeschlagen —"

„Ich wußte, wem ich's zu danken hatte", sprach Brand, „doch Eure Excellenz — Herr Oberst — wissen, im Frieden mochte ich nicht dienen, — ich wollte Geld!"

„Verflucht!" — „Aber sagt mir, Brand, weshalb immer nur Geld und Geld, und doch so ein honetter Kerl! — Sagt mir endlich einmal, wozu — und habt Ihr denn nun genug?"

„Ich habe genug!" — sprach Brand ernst.

„Nun, froh hat's Euch aber doch nicht gemacht!"

„Ich hoffe, es soll mich noch froh machen! Wenn ich erst jenseit —" „Jenseit! Verflucht", fuhr der General dazwischen — „Jenseit des Meeres", setzte Brand unterbrechend die Rede fort. „Ich will nach Amerika hinüber!"

„Nach Amerika!" — fuhr der Graukopf zurück. „Ist Er — seid Ihr bei Troste — ich muß Euch immer als Offizier ansehen, Brand, wenn Ihr's auch nicht haben wollt! — Nun sagt warum? — Und was habt Ihr seit

dem Hubertsburger Landfrieden getrieben? Laßt die Flausen! Redet von der Leber, mein braver Brand!"

„Seit dem Hubertsburger Landfrieden? — Ich war in der Türkei!" — „Verflucht!" — „Ich habe mit Tataren, Baschkiren und Persern gefochten!" — „Verflucht!"

„Ich habe Geld mitgebracht. — Ich habe genug! — Das Kriegshandwerk war ich satt! — Ich schiffte mich ein, landete in Triest, nahm für meine Dukaten und Brillanten Wechsel auf Bremen, und suche hier Gelegenheit nach Amerika!"

„Verflucht! Nach Amerika! Und seid Ihr denn — weshalb, — wozu? Denkt Ihr da auch noch eine Campagne zu machen, weil es zwischen Engländern und Colonisten allerlei Kabbeleien gibt? An Krieg ist doch da nicht zu denken?"

„Wer weiß! Aber das ist nicht meine Sache. Ich hab's satt."

„Und was wollt Ihr dort? — Bliebt Ihr nicht lieber hier, bei einem alten Kameraden zum Beispiel?" fragte der Graubart treuherzig. — Brand schüttelte ernst den Kopf.

„Und weshalb nicht? Seht, Freund", sprach der General herzlich und nahm seine Hand! „Ich habe hier in der Nähe, das heißt, ein funfzehn Stunden von hier, im Hannöverschen, ein Gut gekauft, ein schönes Gut, Waldershöh; ich bin eben hier, um die letzten Zahlungsgeschäfte abzumachen! Zieht zu mir! Prächtige Jagd! Ich hoffe, auch ein guter Weinkeller! Wir plaudern beim Glase von unsern Kriegsthaten! Wir haben manche schöne Erinnerung zusammen! — Nun?"

„Erinnerungen!" rief Brand und düstere Falten zogen sich um seine Stirn. „Ich habe zu bittere, die mich zum Handeln zwingen, — als daß ich an die schönen denken möchte!"

Er schwieg einige Augenblicke. — „Ich müßte viel erzählen, was mir sehr schwer wird! Aber ich kann mir helfen. — Sie wissen, ich zeichnete gern so für mich“, —

„Ja, ja, habt sogar Positionen gezeichnet!“

„In müßigen Stunden malte ich auch Bildchen — nun bitte, Excellenz, — beschauen Sie hier einmal das kleine Bilderbüchlein, das ich stets bei mir trage. Es ist mein liebster Schatz!“ Brand zog sein Portefeuille aus der Brust hervor; dasselbe enthielt ein eingeheftetes Büchlein; das reichte er dem General hin, indem er das erste Blatt aufschlug.

„Siehe da! Ein hübsches Forsthäuschen!“ rief dieser, indem er es beschaute.

„Das war mein Haus! Ich war Förster darin!“ entgegnete Brand.

„Verflucht! Darum schoß Er — schoßt Ihr auch so wie der Teufel!“ — — Er blätterte weiter. — „Und das hier? Eine junge Frau, zwei Knaben“ — —

„Das war meine Frau — das waren meine Kinder!“ — sprach Brand mit bebender Stimme; und aus seinen Augen rollten große Thränen über das männliche Antlitz.

„Wol todt? Verf — — —“ das Wort der bösen Angewohnheit stockte ihm auf der Lippe, — „oder wie? —“

„Weiter, weiter“, sprach Brand hastig.

„Was Teufel — das sind ja Franzosen? Und der Forstmann — da hinten brennt's wohl?“

„Mein Haus brennt — der Förster bin ich, der Förster Horn, — seit dem Tage nannte ich mich Brand! Denn der Brand hatte mein altes Leben geendet, und ich mußte ein neues anfangen! — Die Mordbrenner mußte ich durch den Wald führen, — nachher preßten sie mich, weil ich als Schütz so brauchbar bin, zum Soldaten — ich sah nur

das Haus, das über Weib und Kind zusammenbrannte, — Weib und Kind habe ich nie wiedergesehen! Mein gutes Weib das mir an dem nämlichen Tage ein Töchterchen geboren hatte, über der Kindbetterin brannten sie das Haus nieder!"

„Herr Jesus Christus", rief der General, und faltete seine Hände. Dies mal war ihm sein Gewohnheitswort auch nicht einmal auf die Lippen gekommen, geschweige in den Sinn!

„Der gute Schütze rächte sich!" fuhr Brand nach einigen Augenblicken finstern Schweigens fort. „Ich schoß meinen Mordbrennercapitän aus Reih und Glied nieder — ich desertirte zu den Preußen, um Rache an dem Mordgesindel und an Allen, die mit ihnen verbündet waren, zu nehmen!"

Horn stand auf; seine Pulse flogen, er zitterte, sein Auge rollte furchtbar. Der General saß lautlos da; auch in seinen alten Augen schimmerte es feucht.

„Daß ich Rache genommen, Herr General", hub Horn endlich an, „wo und wie ich konnte — das wissen Sie. — Und weshalb ich Geld und nur Geld wollte? Das gemeine, nichtswürdige Geld, ohne das wir doch nichts vermögen — da, hier ist's zu lesen!"

Er nahm die Brieftasche abermals, und langte einen sehr zerlesenen Brief daraus hervor, den er dem General darreichte.

Dieser entfaltete ihn, und las, während Horn starr blickend, mit verschränkten Armen vor ihm stand.

„Mein lieber Horn!"

„Auf Eure briefliche Anfrage vom 24. Octbr. praeteriti die mir, bei den jetzo so verworrenen Posten und Kriegsfatalitäten überhaupt, erst im Jenner hujus zugegangen, kann ich Euch leider nur traurige Auskunft geben. Ich

habe mich selbst nach Oberndorf begeben und bei dem Prediger und Schulzen Erkundigung eingezogen. Nachdem die Franzosen, die so grausam im Lande gehaust hatten, abgezogen waren, hat es Wochen lang gedauert, bis alle von Haus und Hof Geflüchteten zurückgekehrt sind. Die Meisten fanden ihr Eigenthum in Asche, wie Euer Försterhaus. Im Walde, eine halbe Stunde von selbigem, an den Felshöhlen hat man die Leiche Eurer guten Frau aufgefunden! — Sie war aber nur noch an den Kleidern kenntlich! Von den Knaben hat sich keine Spur auffinden lassen. — Das Kloster der Barmherzigen Schwestern ist auch von Marodeurs geplündert, angezündet, und gänzlich zerstört worden. Die frommen Schwestern sind in allen Richtungen geflüchtet. Die Frau Aebtissin habe ich zu Minden gesprochen, wo sie im Stift eine einstweilige Zuflucht gefunden. Die hatte durch die Frau Gräfin von Veltheim gehört, daß das Fräulein von Westerhold, die Ihr als Schwester Klara kennt, mit einem geretteten kleinen Mägdlein nach Hannover geflüchtet war, um dort eine Verwandte aufzusuchen. Diese aber hatte sich nach Amerika zu ihrer dort in New-York verheiratheten Schwester begeben, und dahin ist sie ihnen, sammt dem kleinen Mägdlein nachgereist! — Weiter war nichts in Erfahrung zu bringen! So kann ich Euch, mein lieber Horn, denn gar Nichts zu Euerm Troste melden. Unser Herrgott im Himmel hat Euch schwer heimgesucht! Aber denkt, daß er dort lohnen kann, was er hier dulden läßt! Verliert nicht das Vertrauen auf ihn! Und könnt Ihr jemals zurückkehren, so will ich Euch aufnehmen wie einen Sohn, und Sorge tragen, daß Euch Alles erstattet wird, was Menschen erstatten können. Euer Euch herzlich zugethaner

Oberforstmeister von Stövesandt."

„Hannover, 17. Februar 1759."

„Ja nun versteh' ich freilich Alles", sprach der General langsam und mit ernster Stimme. „Ihr wollt da nachforschen! Ich ginge selbst hin, an Eurer Stelle, Brand — oder Horn, — wie soll ich Euch denn nun nennen?"

„Brand! Denn der Brand ist nicht gelöscht in meinem Herzen!" erwiderte Horn mit Thränen bittersten Schmerzes. „Diese Brieftasche mit den Bildchen ist mein höchster Schatz. Ich lasse sie nie von mir. Und zwei mal hat sie mir vielleicht das Leben gerettet, weil sie matte Kugeln aufhielt. Da sehen Sie noch die Spuren! — Nun soll sie mit über Meer!"

„Wer ist denn Schwester Klara?" fragte der General.

„Sie war die Pflegerin meiner Frau an dem unglückseligen Tage! Sie ist wol mit ihr geflüchtet und hat sich mit dem Kinde gerettet. Vielleicht weiß sie auch, wo ich meine Söhne suchen kann, oder wo sie ein Ende genommen haben! Herr General! Bisweilen ist mir's, als müßte ich wahnsinnig werden vor Sehnsucht nach den lieben Kindern, wenn ich da das Bildchen ansehe, das ich aus der Erinnerung gezeichnet! — Jetzt müßten sie zwölf und dreizehn Jahre alt sein. Denn am 7. September am St.-Reginentage 1757 war es, als mein Haus niederbrannte, und erst Jahr und Tag nachher erhielt ich den Brief des Oberforstmeisters von Stövesandt, nachdem drei zuvor, die ich an Pfarrer und Landrath schrieb, unbeantwortet geblieben!"

„Wenn ich ein Kind sehe, das in dem Alter der meinen sein könnte, — vorher da das kleine Mädel, — will mir das Herz springen! — Vor etlichen Tagen traf ich einen Köhlerbuben im Walde. Der konnte so alt sein wie mein ältester. Er erzählte mir, daß er einen guten Vater, aber eine böse Stiefmutter habe, die ihn mishandle. Ich dachte, wenn's deinem Sohn auch so erginge! Beim Himmel, es

übernahm mich so, daß ich, Gott verzeih' mir die Sünde, das Unrecht beging, dem Buben zuzureden, er solle mit mir ziehen, sich Erlaubniß vom Vater holen! — Nun, er ist nicht wieder gekommen, aber wäre er, ich hätte ihn wahrlich mitgenommen."

„Und denkt Ihr bald fortzugehen?" fragte der General.

„Sobald ich meine Geschäfte in Ordnung habe, und Schiffsgelegenheit finde. Heute bin ich erst eingetroffen."

„Habt Ihr denn Euer Forsthaus besucht?"

„Ich war dort!" sprach Brand finster, und langte nach dem Büchlein. „So fand ich es!" Er schlug ein Blatt auf, auf dem eine von Brand zerstörte Wohnstätte gezeichnet war. — „Nur die Mauern standen. Wüstes Gestrüpp wuchs in den innern Räumen, und rankte die Zweige um die Fenster!"

„Man hat also das Haus nicht aufgebaut?"

„In der schlimmen Kriegszeit konnte man nicht daran denken. — Auch in Hannover war ich, um den wackern Herrn Oberforstmeister aufzusuchen. Er ist auch todt! — Also ist meines Bleibens hier nicht länger!"

„Nun Brand, doch noch ein paar Tage! Und, darauf gebt Ihr mir die Hand, solange Ihr bleibt, sind wir beisammen. Ich wohne in der Stadt Hamburg. Dort seid Ihr mein Tischgenosse, wo möglich mein Zeltkamerad."

„Von Herzen gern!" erwiderte Brand; „ich bin ja dort auch abgestiegen!"

Elftes Capitel.

Vor Tische.

Der General saß an der Wirthstafel. Die Tischglocke hatte noch nicht geläutet, allein die meisten Gäste hatten schon Platz genommen. Neben ihm stand ein freier Stuhl, für Brand. Er war aber noch nicht von seinen Geschäftsgängen zurück.

Die Zeitungen hatte der alte Kriegsheld schon gelesen und manches „Verflucht" zwischen die Zeilen geworfen, weil ihm bald diese, bald jene Nachricht nicht behagte. — Er wußte nicht mehr recht, wie er die Zeit hinbringen sollte; in seiner Ungeduld pfiff er den Dessauer Marsch und trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Plötzlich war es ihm, als ob er außer seinen eigenen musikalischen Leistungen auch noch andere vernahm. Es klang wie ferne Trommeln und Pfeifchen. Er horchte auf. Auch die andern Gäste waren aufmerksam geworden, und einige traten ans Fenster.

„Verflucht! Sollte hier in das vertrackte Krämerloch, in das freie Reichsnest ein Regiment einmarschiren? Es wäre mir wahrhaftig curios, wenn ich unter alle den Pfeffersack- und Zuckerkistengesichtern einmal wieder honette Kerls zu sehen bekäme, Nasen mit Schnurrbärten darunter, und Stirnen mit Säbelcircumflexen!"

Mit diesem mehr innerlichen als äußerlichen Monolog war auch der General ans Fenster getreten. Da erklangen die Töne plötzlich lauter. Etliche Reiter, denen eine schwarze Volks- oder besser Knabenmasse voranflutete, wurden sichtbar, indem sie aus der Straße auf den Markt debouchirten.

Man erkannte jetzt, daß es buntscheckige Pauker und Pfeifer waren, die zu Pferd saßen.

„Aha, eine Bande spanischer Reiter oder solch ein Gesindel“, sprach der General; „dachte ich's doch gleich, daß in der Spießbürger-Republik nichts Vernünftiges los sein könnte!“

Der Zug nahm seinen Weg über den Markt. Den Reitern, die auf plumpen Schimmeln und Schecken mit bunten Trompeten und Pfeifen lärmten, folgten etliche charakteristisch aufgeputzte Wagen mit Weibern, Männern und Kindern; ein Bajazzo sprang mit allerlei tollen Sätzen vor dem ersten Wagen her. Die Volksmassen drängten sich von beiden Seiten und die Straßenjungen erhoben ein Geschrei und Jauchzen, das noch die Pauken, Pfeifen und Trompeten überschallte.

„Es sind hübsche Mädel dabei!“ bemerkte ein junger Handelsreisender. „Die eine sieht wie eine Französin aus!“

„Was der Hanswurst für hündische Narrenspossen treibt, der Lumpenkerl“, brummte der General zwischen die Zähne. „Strick! Wenn ich dich im Regiment hätte! Ich wollte dir Etwas auf die posteriora geigen lassen, mit dem spanischen Rohrfidelbogen, daß du noch andere Sätze machen solltest! — Verflucht! Es ist aber doch ein Satanskerl!“

Der Zug hielt mitten auf dem Markte an. Eine Art Herold sprengte vor, und that einige Trompetenstöße. Darauf kündigte er mit lauter Stimme an, daß die berühmte spanische Reiter- und Seiltänzergesellschaft des berühmten Signor Aloysio, Benedetto, Xaverio, Carlo, Guielielmo, Ignazio, Francesco, Sigismondo, Silvio — —

„Verflucht“, fuhr der General dazwischen und stampfte nach seiner Gewohnheit unwillkürlich auf den Boden. „Der Gaunerkönig hat ja mehr Namen als im Kalender stehen!“

— — „Giovanni, Antonio, Alberto!“ recitirte der Herold noch immer weiter mit langsamem Pathos.

„Verflucht! Daß dich der Satan, bist du noch nicht fertig!“ faßte der General wieder seine ärgerliche Verwunderung in eine gut organisirte Exercirsprache.

Das Namenregister des Herolds blieb inzwischen immer im langsamen aber ununterbrochenen Fluß.

„Drei Bandwürmer, glaube ich, spult der Kerl aus der Gurgel“, seufzte der General beinahe, als die Kette der Vornamen, die allerdings darauf berechnet war, dem Publicum zu imponiren, noch immer nicht völlig aufgewunden war.

„Verflucht! — Gott sei Dank, wollte ich sagen“, rief er endlich, als die Schlußperiode herauskam, daß der berühmte Namen-Goliath, dem als Knopf auf alle Vornamen endlich der Stammname Barbarino gefolgt war, diesen Abend und die folgenden, mit der Erlaubniß eines hochwürdigsten und hochachtbarsten Bürgermeisters und Magistrats der alten, freien Reichs- und Hansestadt Bremen, in der eigens aufgerichteten Schaubude höchst prachtvolle und wunderbare Vorstellungen vor einem hohen Publico zu geben die Ehre haben werde.

Auf das Signal einer schmetternden Trompetenfanfare sprangen jetzt, wie mit Eins, die Männer, Frauen und Kinder, die bisher auf den mit Laub und bunten Bändern und Tüchern geschmückten Wagen gesessen, empor, und bildeten zur Ueberraschung der Zuschauer, wie durch Zauberschlag, eine schön gestellte, künstliche, gefährliche Gruppe. Die Männer standen auf den Sitzen der Wagen; die Frauen je zwischen zwei Männern hoch emporgehoben auf deren Händen, die sie einander fest gereicht hatten. Ein wunderschönes Mädchen, mit langem, schwarzem Lockenhaar schien

ganz frei zu stehen, und hielt ein hoch emporgeschwungenes Banner, während ein etwa elf- oder zwölfjähriger blondlockiger Knabe rasch auf die Schulter eines der Männer gesprungen war, sodaß er die verwegene Fahnenträgerin noch überragte, und über ihrem Haupt, gleichsam wie ein schützender kleiner Genius, das Banner gleichfalls mit der linken Hand umfaßte, während seine Rechte die emporgehobene Hand des Mannes hielt, auf dessen Schulter er stand. Dies schien der einzige Anhaltpunkt für die gefährliche, aber schöne Gruppe zu sein, deren wirkliche Haltpunkte allerdings versteckt waren, und mit dem Bau des Wagens zusammenhingen.

Das Volk brach in lauten Jubel aus. Auch die Herren im Gastzimmer klatschten Beifall. Doch als sich vollends jetzt der Zug in Bewegung setzte, und die Mitglieder der Gesellschaft in dieser gefährlichen Stellung während des Fahrens verblieben, da staunte Alles vor Verwunderung und jedes Auge hing mit Grauen an dem Zuge, da ein Sturz von dem hohen Wagen hinunter, vollends so hoch wie die Frau und zumal der Knabe standen, wenn nicht den Tod, doch die schwersten Verletzungen auf dem Steinpflaster herbeiführen konnte.

„Verflucht!" murmelte der General. „Es sind, auf Ehre, schöne Kerls und schöne Mädchen dabei!" — Die Schwarzgelockte sah aus wie eine Siegesgöttin; ihr blitzendes Auge funkelte stolz herab. Die Männer im Speisesaal klatschten laut Beifall, indem die Schöne vorüberfuhr.

„Seht aber auch den schönen Knaben an", rief Einer; „er sieht aus wie ein Liebesgott. Aber der kleine Schelm fürchtet sich doch etwas, man kann's deutlich sehen, er zittert. Er hat aber auch die schlimmste Stellung von Allen. Wenn nur ein Pferd scheu wird, oder etwas schärfer anrückt, so kann er sein kleines Genick brechen wie einen Strohhalm!"

Der General, an wirkliche, ernste Gefahren gewöhnt, der vor einer Kartätschen speienden Batterie ruhig hielt und die Leute rings um sich her fallen sah, war bei dem Anblick gleichfalls von dem Schauer befallen, der den Muthigsten durch die Macht der Phantasie ergreift, wenn er einen Dritten in Gefahr, am Rand einer jähen Tiefe, oder sonst in ähnlicher Lage erblickt. — Er hielt die alten, grauen, scharfen Augen fest gespannt auf das Kind. „Verflucht! — So ein Metier treiben zu müssen!" sagte er. „Halsbrechend und ohne Ehre! — Was kann freilich der arme Junge dafür! Er sollte den Canaillen davonlaufen und Soldat werden, wenn er ein paar Jahre älter ist! —"

Inzwischen war der Zug allmälig an den Fenstern vorüber, und der Blick folgte den Gestalten nur noch in die Ferne.

Der General hatte noch kein Auge von der Gruppe verwendet und stand halb aus dem Fenster gebeugt mit dem Rücken gegen das Zimmer; jetzt erst, da der Zug um die nächste Ecke bog, wendete er sich um. „Verflucht, Brand! Da seid Ihr ja!" rief er. „Nun, das ist gut!"

Brand stand dicht hinter dem General. Er sah bleich und finster aus. Sein Auge hatte etwas Starres.

„Habt Ihr den Zug auch gesehen?" fragte der General.

Er fuhr wie aus einem Traum auf bei der Frage; „das Zeug macht Einen ganz verwirrt", warf er unruhig hin. Eine tiefe Bewegung war in seinen Zügen sichtbar.

„Verflucht! Brand! Was habt Ihr denn, Ihr seid ja ganz verstört! So kenne ich Euch gar nicht!"

„Verzeihung, Excellenz", erwiderte Brand, und suchte sich sichtlich mühsam zu fassen, „ich habe lauter verdrießliche Geschäfte gehabt heute Vormittag!"

„Sind Eure Geldangelegenheiten nicht in Ordnung?"

„O, in der besten. Das Haus Arnold Oellrichs steht auf solidem Grunde. Ich habe Alles was mir zukommt, theils baar in Guineen, theils in Wechseln auf Neuyork, und in einem beliebigen Creditbrief auf dort und London."

„Verflucht, das ist prächtig!" rief der General. „Ich wundere mich nur, Brand, was Ihr für ein Geschäftsmann geworden seid, aus einem Förster und Grenadier! Ich kenne Euch gar nicht wieder! Ihr waret zwar immer ein gewandter Teufelskerl — verzeiht mir das Wort, — und ich stehe dafür, Ihr wäret ein Offizier geworden, der seinem Stande Ehre gemacht hätte! Aber jetzt springt Ihr ja mit Creditbriefen und Tratten um, als wäret Ihr zeitlebens so eine bremer Comptoir- und Speicherratze gewesen. Verflucht!"

Brand lächelte. „Man lernt's wol, wenn man so in der Welt umhergehetzt wird wie ich!" — Das Lächeln aber verflog wie ein Hauch, und die finstere Wolke lag wieder auf seinen ernsten, gebräunten Zügen.

„Wenn aber Alles in Ordnung ist", fragte der General, „was hat Euch denn Verdruß gemacht?"

„Die schönste Gelegenheit direct nach Neuyork war da!" entgegnete Brand. „Schiffer Paul Petersen! Derselbe Mann, dem ich gestern im Rathskeller in der Thür begegnete! Herr Arnold Oellrichs war auch dort und erkannte mich heute wieder. Er ist gestern Nachmittag abgegangen. Nun wird binnen vierzehn Tagen kein Schiff seine Ladung haben!"

„Desto besser! So bleiben wir so lange beisammen."

„O, so lange darf der Herr nicht warten", sprach ein alter Kaufmann, „wenn's sonst nicht in Dero Absicht liegt. Sie brauchten nur Extrapost nach Cuxhaven hinüber zu nehmen; da ist immer sichere Gelegenheit nach London und von dort oder Liverpool nach Neuyork."

„Ich selbst will noch heute Abend spät nach Cuxhaven", fiel ein junger Mann ins Gespräch. „Wir könnten zusammen reisen!"

„Das wäre ich sehr zufrieden", erwiderte Brand.

„Abgemacht!" sprach der junge Mann in kaufmännischer Weise, und reichte Brand die Hand. „Ich will aber noch gern die Seiltänzer sehen. Dann speisen wir zu Nacht, und um zehn Uhr fahren wir!"

„Abgemacht!" entgegnete Brand ebenso.

„Verflucht! Das geht rasch", sprach der General. „Nun, wenn's denn aber sein soll, denn ich sehe wol, wie die Ungeduld Euch treibt, so wollen wir denn unser Glas heute Mittag auf glückliche Reise trinken. — Und Abends will ich die Gauklerbande meinethalben auch sehen!"

Zwölftes Capitel.

„Also doch zu spät!"

„Verflucht! — Der Bajazzo ist doch ein Höllenbrand von Kerl! Ich glaube er hat sein Rückgrat von einem Aal gestohlen! Was der Sacramentsteufelskerl für Schwenkungen und Manöver macht!"

„Mir gefällt der kleine hübsche Jung' doch noch besser!" erwiderte der junge Kaufmann, der mit Brand reisen wollte, auf diese Aeußerung des Generals.

„Ich mag nicht hinsehen", sprach Brand finster, „wenn das Kind mit seinem blonden Lockenköpfchen so auf den Würfel des Zufalls gesetzt wird."

„Ihr habt auch Recht, Brand", stimmte der General bei. „Seht nur einmal wieder diese verfluchte Position. Frei auf den flachen Händen des buntjackigen Schufts. — Aber den Teufel — er wird doch nicht? So mit ihm übers Seil —"

Der Bajazzo, der sich bisher nur in tollen Sprüngen auf dem ebenen Boden hervorgethan, seine Künste auf dem Seile nicht gezeigt hatte, führte jetzt ein Stück aus, bei dem es die Zuschauer kalt überlief. Er hatte den schönen blonden Knaben erst auf seine Schulter, und von dort auf die flach über den Kopf emporgehaltenen Hände steigen lassen, und trug ihn so umher. Schon dabei flimmerte es den Zuschauern schwindelartig vor den Augen. Jetzt aber stieg er, mit dem Kleinen, dem sichtlich das Herz schlug, und der unter der Schminke erblaßte, eine Leiter von zehn Sprossen frei hinan, und von dieser auf ein wol sieben bis acht Fuß über dem gedielten Boden ausgespanntes Seil, und ging, das Kind über seinem Haupt in der Schwebe haltend, ohne Balancirstange darüber hinweg.

Den Zuschauern stockte der Athem. Brand sah mit Augen nach der Gruppe, als wolle er sie durch und durch sehen. „Gott sei Dank", rief er aus tiefster Brust, als der Gaukler den Fuß auf die letzte Sprosse der abwärts laufenden Leiter setzte, und in demselben Augenblick den Knaben mit einem raschen Schwung von den Händen abwarf, ihn in seinen Armen auffing und auf den Boden herunterließ. — Ein Sturm des Beifalls erhob sich in dem Zuschauerraum nach dieser gefahrvollen, peinlichen Scene.

„Der Kerl hat seine Sache gut gemacht", rief der General, „aber der kleine Schelm noch besser!"

„Er hat wol gemußt", warf der junge Kaufmann hin. „Man sah es ihm an, daß er himmelangst war; er zitterte, ich hab's genau bemerkt, aber er nahm sich gut zusammen!"

Brand sagte kein Wort. Er fuhr sich nur mit seinem Tuch über die Stirn.

Der General sah ihn an. „Was ist Euch, Brand? — Ich glaube, der Angstschweiß ist Euch ausgebrochen? — Verflucht! Da muß es Euch an die Seele gegangen sein! Ihr, ein Kerl, der den Teufel aus der Hölle heraufgelockt hätte und dabei seine Prise Taback geschnupft —"

„Wäre das Kind verunglückt", sprach Brand mit einer Miene und Stimme, die den General wenigstens nicht zweifeln ließen, daß er Wort gehalten haben würde, „ich hätte den Hund erwürgt!"

„Still, da ist er wieder!" unterbrach der junge Kaufmann das Gespräch. „Und, wahrhaftig, auch die schwarzlockige Prinzessin, auf die ich schon den ganzen Abend gewartet habe."

Das Mädchen mit dem schwarzen Ringelhaar schritt mit leichtem Anstande auf die Bühne. Sie war reich gekleidet, in hervorstechenden Farben, doch nicht überladen. Der Anzug, nach freier Phantasie gewählt, schwankte zwischen türkisch, ungarisch und spanisch. Ein rothes, goldgesticktes Mieder schloß den Oberleib ein, war aber frei ausgeschnitten, und mit einer spanischen Krause, die über Nacken und Schultern lief, besetzt, wodurch sich der schlanke, blendend weiße Hals schöner heraushob. Die Locken ringelten sich, aus der Stirn gekämmt und mit feinen dunkelrothen Bändern befestigt, über den Nacken. Das weiße, vorn herunter mit Gold gestickte Kleid reichte nur kurz über das Knie und war mit einem dreifachen dunkelrothen Saum umgeben; den Fuß umschlossen zierliche Mousselin-Beinkleider mit Kanten besetzt. Ueber dem Mieder trug sie noch einen bis zur Hälfte des schlanken Körpers reichenden Ueberwurf, mit aufgeschlitzten Aermeln, von dunkelrothem Sammet, nur

eine dunklere Abstufung des rothen Leibchens. Die Tänzerin hielt in der Linken ein Tambourin, das sie mit Anmuth durch die Luft schwang, und mit der Rechten leicht dagegen schlug, daß die Schellen desselben erklangen und der eigene summende Wirbel des Instruments sich vernehmen ließ. Der blondlockige Knabe trat ihr zur Seite mit einem Triangel.

Sie führten Beide einen Tanz, anfangs auf ebener Erde aus. Bajazzo erschien dazwischen, verspottete sie, und meinte, es sei leicht, auf dem geraden Boden zu tanzen, sie möchten es aber doch, wie er, auf dem Seile versuchen!

Die Tänzerin nahm die Herausfoderung an. Sie stieg halb die Leiter hinauf, und reichte dem Bajazzo ihre zierlichen Füßchen dar, mit dem Befehl, ihr die Sohlen mit Kreide zu bestreichen. Eine nicht allzu feine Neckerei des Spaßmachers trug ihm eine schallende Ohrfeige ein, daß das tausendfache Echo eines schallenden Gelächters dadurch erweckt wurde.

„Verflucht! Wie heißt denn die allerliebste Hexe!"

„Marietta", sagte der junge Kaufmann.

Der Bajazzo gab der ernsthaft empfangenen Lehre eine scherzhafte Wendung dadurch, daß er den Backenstreich sofort weiter dem Knaben gab, mit dem Wort: „Das hab' ich von deiner Herrschaft für dich empfangen!" Doch der Streich gerieth so ungeschickt, daß der arme Knabe ganz betäubt schwankte und man die hellen Thränen in seinen Augen sah; allein er bekämpfte seinen Schmerz und blieb still.

Brand ließ einen dumpfen, halb unterdrückten Laut hören. Der General sah sich nach ihm um und blieb mit starren Blicken an ihm hangen, und selbst das Wort seiner übeln Gewohnheit „Verflucht" erstarb ihm halb geboren, da er Brand's verbissenen Grimm wahrnahm. Dieser preßte die bleich gewordenen Lippen zusammen, und sein Auge schoß

Blitze auf den Spaßmacher. Der General dachte: „Verflucht! Wo das Wetter einschlüge, möchte ich den Kopf nicht hinhalten!“

Die Zuschauer schienen den Vorfall nicht eben tief aufgefaßt zu haben, denn sie blieben im Lachen. Doch die Tänzerin warf einen zürnenden Blick auf den Bajazzo und einen mitleidigen auf den Knaben.

„Nun, Carlo“, rief sie diesem zu, „komm zu mir aufs Seil! Wir werden zeigen, daß wir auch hier tanzen können!“

Der Knabe leistete schnell Folge. Jetzt begannen Beide anfangs in langsamen, denn in immer schnellern Bewegungen einen gemeinschaftlichen Tanz auf dem Seile, der bei der außerordentlichen Schwierigkeit, die die Benutzung desselben von Zweien zugleich hat, die Zuschauer in einen wahren Taumel des Erstaunens und Beifalls versetzte.

Hierauf stieg auch der Bajazzo wieder die Leiter hinan. Er stand auf der obersten Sprosse, fragte scherzend an, ob er mittanzen könne, und trat hinauf. — Drei auf einem Seil! Ohne Balancirstange! Es war das Schwierigste, was sich ausführen ließ. Alle Bewegungen mußten aufs Haar übereinstimmend sein, damit die Schwingungen des Seils nicht unregelmäßig gebrochen wurden. Die Drei reichten sich die Hände; der Knabe war in der Mitte. Plötzlich wurde er mit einem leichten Schwung an den Armen emporgehoben, und schwebte dann auf den verschlungenen Händen der beiden Andern, während er seine weißen Arme leicht auf ihre Schultern legte. Dieser Anblick hatte etwas Anmuthiges. Der nächste war wiederum schauererregend. Denn durch einen neuen Schwung abermals emporgeschnellt, kam das Kind mit beiden Füßen auf den Schultern der Tanzenden zu stehen. Doch reichte man ihm die Hände zum leichten Anfassen hinauf. Dann ließ er auch diese los

und stand ganz frei! Man sah, daß Zwang ihn zu dieser gefährlichen Stellung brachte, denn er erbleichte wiederum, wie zuvor.

„Verflucht", murmelte der General. — Brand ballte die Faust. Ein leichter Schrei des Erschreckens, vorzüglich der Frauen, ertönte in der Versammlung, da das Kind, durch eine rasche Bewegung des Bajazzo, mit den Füßen auf dessen beiden Schultern zu stehen kam. Anfangs reichte dieser ihm eine Hand, dann ließ er auch diese los. Abermals ein Schwung des Seils und ein Aufschwung des Bajazzo, und der Knabe sprang, leicht wie ein Vogel, doch sichtlich bebend, mit eng geschlossenen Füßen auf dessen Kopf! Fast in gleichem Augenblick war das junge Mädchen mit leichtem Sprunge vom Seil herab, und berührte, unter dem Beifall der Zuschauer eben mit den Zehenspitzen den Boden, während der Bajazzo, da das erleichterte Seil nur ihm allein blieb, und er dessen ganze Elasticität benutzte, hoch aufsprang. Er schüttelte dabei heftig den Kopf, der Knabe fiel oder sprang herab, sollte, so schien es, in des Bajazzo Armen aufgefangen werden, doch dieser griff fehl, das Kind stürzte kopfüber, das junge Mädchen, welches sich eben umwandte, wahrscheinlich um, nach dem Gang des Kunststücks, den Knaben aus den Armen des Bajazzo zu empfangen, schrie laut auf, und das Kind lag auf dem Boden!

Ein herzzerschneidender Ruf des Schreckens ertönte von der ganzen Versammlung! Er mußte den Jammerlaut des Knaben übertönt haben, denn man sah ihn nur, mit blutendem Kopf, wie das schöne Mädchen ihm mitleidig aufzuhelfen suchte, der Bajazzo aber, vom Seil herabspringend, ihn roh emporriß. Alle Männer waren von ihren Sitzen aufgesprungen. Brand fuhr empor wie ein gereizter Löwe! Sein Auge funkelte Wuth und Schmerz zugleich; er schwang

sich mit Blitzesschnelle auf den Rand der Sitze vor ihm, war mit einem Sprung auf der Barrière, die den Zuschauerraum von dem der Musiker trennte, sprang in diesen hinab, und dann mit zwei Sätzen über die Sessel auf die Bühne. Doch schneller noch, als er dahin gelangte, waren Leute aus den Coulissen geeilt und hatten den Knaben mehr fortgerissen als getragen. Als Brand sich nach ihm umsah, erblickte er ihn hinter dem Coulissenraum, wie eben der Herr der Truppe eine Reitpeitsche über das unglückliche Kind schwang, das, noch am Kopfe blutend, mit emporgehobenen Händen weinend um Erbarmen flehte. Brand's Wuth kannte keine Zügel. Er sprang auf den Unmenschen zu, packte ihn an den Schultern und schleuderte ihn zurück, daß er sechs Schritte davon zur Erde stürzte. Indeß war der Lärm im Hause allgemein geworden; viele junge Leute eilten aufs Theater; Alle stürzten erbittert auf den Director zu. Der Knabe flüchtete zu dem schönen Mädchen, drückte sich ihr in die Arme und rief nur: „Marietta, Marietta!" sie hielt ihn fest umschlossen und beruhigte ihn mit den Worten: „Sei nicht bang, ich will dich beschützen!"

Der in Angst gesetzte Director schwur in gebrochenem Deutsch, bei allen Madonnen und Heiligen, daß er dem Knaben nichts zu Leide thun wolle. Brand stand wie Einer, den ein wüster Traum ganz betäubt hat, verstört, starr und bleich, gegen die Wand gelehnt. Er schien nichts mehr zu hören noch zu sehen von Dem, was um ihn vorging. Erst als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte und die Stimme des Generals hörte: „Verflucht! Brand! Was macht Ihr da für Streiche!" fuhr er aus seiner Betäubung auf, und sah den grauen Krieger mit einem unbeschreiblich schmerzlichen Blick an: „Ein armes Kind so zu mishandeln! So mit seinem Leben zu spielen!"

Der General wandte sich zu Marietta, die dem Knaben liebkosete, ihn zu beruhigen suchte und mit einem Tuch das Blut von der Stirn wischte, die übrigens nicht gefährlich verletzt schien. „Mein liebes Kind“, sprach er, „wird es dem armen Jungen nicht schlecht ergehen? Kann man ihn nicht in Schutz nehmen?“

„Ja ich will ihn in Schutz nehmen“, sprach das kecke Mädchen und ihr blitzendes, kühnes Auge schien zu verbürgen, daß sie Wort halten werde. „Ich will ihn in Schutz nehmen! — Wenn ich nicht bleiben will, muß die ganze Truppe zu Grunde gehen, und ich mache mir's zur Bedingung, daß Barbarino (es war der Name des Directors) mir das Kind ganz überläßt. Nicht wahr, Carlo, du wirst mein kleiner Leibpage, und Keiner soll dir befehlen dürfen als ich!“

„Ja, laß mich bei dir bleiben, Marietta“, sprach der Knabe, und schlang die Arme um den Hals des Mädchens.

„Du sollst es gut haben, und kein Mensch soll dir mehr etwas zu Leide thun!“ rief das Mädchen lebhaft.

Brand trat an sie heran, zog einen Ring vom Finger, und reichte ihn der schönen Marietta. „Versprecht mir den armen Knaben zu schützen!“ sprach er, „und erinnert Euch des Versprechens bei diesem Ring! Er ist nicht ohne Werth!“

Marietta sah ihn staunend an. Ein so reiches Geschenk, — das war ihr noch nie geboten. Sie war fast beschämt und zauderte die Gabe anzunehmen.

„Der Tausend“, sprach der junge Kaufmann den Ring betrachtend, „der Brillant ist seine zweihundert Dukaten unter Brüdern werth! — Wo habt Ihr den Solitär her?“

„Ich erhielt ihn in der Türkei zum Geschenk!“ erwiderte Brand kurz, indem er Marietta's Hand nahm. „Wollt Ihr mir aber das feste Versprechen geben?“

„Bei der Madonna!“ rief das Mädchen feurig.

„Und du, Kleiner“, sprach er, „indem er ihn auf die noch blutende Stirn küßte, — „suche etwas Anderes zu werden. Nähre dich redlich! — Das sei ein Sparpfennig für ihn, um Etwas anzufangen“, fuhr er fort, und drückte Marietta Etwas in die weiße Hand, „hebt es ihm wohl auf!“ — „Und nun laßt uns fort. Die Zeit der Abreise drängt!“ wandte er sich zu dem Kaufmann.

Ohne dessen Antwort abzuwarten, ging er rasch hinweg, dem Ausgange zu; der General und der Kaufmann folgten. Es schien ohnehin, als sei die Vorstellung für heute beendet, eine solche Verwirrung war eingetreten.

Eine Stunde später stand die Postchaise vor dem Gasthofe. — Die Reisenden waren im Begriff einzusteigen.

Brand drückte stumm die Hände seines alten Generals; dieser zog ihn ans Herz! Das verwünschte Wort, das ihn nie verließ, starb in einem warmen Kameradenkuß. „Fort, fort“, rief Brand heftig. — — Der Wagen rollte dahin!

Der General stand noch lange an der Thür und sah ihm im hellen Mondenschein des Sommerabends nach, bis er am Ende der Straße verschwunden war. — Dann ging er, denn schlafen mochte er noch nicht, noch lange auf und ab, und murmelte so manches mal zwischen den Zähnen „Verflucht!“ Aber es klang wie ein innerlicher Seufzer!

Er mochte wol eine Viertelstunde so vor der Hausthür auf und abgewandelt sein, und wollte eben hinein, als eine schwache, ermattete Stimme ihn von hinten her anredete: „O lieber Herr!“

„Verflucht, was gibt's?“ fuhr er herum. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren stand vor ihm und streckte bittend die Hand aus.

„Ach, mein Herr, nur ein Stückchen Brot — ich kann nicht weiter!“

„Woher kommst du, wer bist du — was willst du — so spät in der Nacht?“

Der Knabe konnte auf alle die Fragen nicht sogleich antworten. Nach einigen Augenblicken begann er, sichtlich erschöpft: „Auf meine Bitte haben sie mich noch ins Thor gelassen, weil gerade noch ein Wagen hinausfuhr — ich wollte nach der Stadt Hamburg fragen.“

„Das ist hier richtig; Und was willst du? —“

„Ach lieber Herr, wohnt hier nicht ein Herr Brand?“

„Ja wohl, er hat hier gewohnt, aber vor einer halben Stunde ist er abgereist. Wahrscheinlich in dem Wagen, dem du begegnet bist.“

„Ach Gott im Himmel!“ rief der Knabe und schlug die Hände zusammen. Er taumelte, — er wäre gefallen, hätte ihn der General nicht gehalten. Erschöpft, mit vergehenden Sinnen hauchte er: „Also doch zu spät!“

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Ein Geburtstag.

„So", sprach die alte Susanne, indem sie sich mit Selbstbefriedigung in dem kleinen, aber saubern Stübchen, in das die Septemberfrühsonne hell hinein schien, umschaute, „so, nun ist Alles in Ordnung. Nun will ich das liebe Kind wecken. Ach, sie wird Leid und Freude zugleich haben an ihrem Geburtstage! Aber ein junges Herz verwindet den Schmerz leicht und sieht das Leben heiter an! — Halt, fast hätte ich den Ring vom Vater Petersen vergessen!" und eilig öffnete sie einen Schrank und nahm ein Kästchen, aus diesem einen einfachen goldenen Ring heraus, den sie auf das in der Mitte des Stübchens stehende, mit Blumentöpfen und kleinen Geschenken geschmückte Tischchen legte. „Auf dem Brief muß er liegen!" sprach sie für sich und legte ihn auf einen Brief, der die Aufschrift trug: „An meine liebe Klara, zu ihrem siebenzehnten Geburtstage!"

„Aber nun muß die kleine Langschläferin aufstehen!" Mit diesen Worten ging Frau Susanne nach der Thür, die zur Kammer führte und öffnete sie behutsam. Doch erstaunt stand sie in der geöffneten Thür still: „das gute

Kind betet!“ sprach sie halblaut, und Thränen der Rührung füllten ihr das Auge.

Klara kniete vor einem kleinen Gebetpult. Ihre Inbrunst war so groß, daß sie das Oeffnen der Thür nicht vernahm. Sie hatte ein einfaches, dunkles Morgengewand an, das sich gegen den blendenden Nacken, ihr das blonde, in reichen Flechten geordnete Haar hervorhebend schattirte. Die Arme lagen erhoben auf dem Betpult, die weißen Hände waren fromm gefalten. Die Morgensonne beschien sie von der Seite, sodaß die röthlichen Strahlen ihr golden im Haar spielten und das halb sichtbare Antlitz außer den frischen Farben von der Nachtruhe auch von dem purpurnen Schimmer des Morgenglanzes beleuchtet war.

„Wie eine fromme Heilige!“ sprach Susanne für sich. — Kein Laut ließ sich vernehmen; denn Klara betete still; kaum ein flüsternder Hauch entschwebte ihren sich leise bewegenden Lippen. — Jetzt stand sie auf, wendete sich um, und mit dem freudigen, bewegten Ruf „Susanne“ flog sie der alten Pflegerin in die Arme.

„Wart nur, du böses Kind“, sprach diese unter Thränen der Rührung: „du hast mich betrogen! Ich wollte dich mit einem Kuß wecken, und nun warst du schon auf!“

„Die Sonne hat mich geweckt, liebe Susanne, und die Gedanken!“ antwortete Klara. „Ach an einem Geburtstage denkt man Vieles! Trauriges und Seliges!“

„Du gutes, liebes Mädchen!“ sprach Susanne und streichelte ihr die Wangen, und suchte ihr die Thränen, die wie Thau auf frischen Rosen lagen, abzuwischen.

„Ich habe den Heiland angefleht“, sprach Klara, „daß er dich, meine liebe Susanne, für mich erhalte! — Ach mein guter, guter Vater —“

„Still, still doch — Kindchen! Jetzt nichts davon —

Es sind ja nun schon Jahre darüber hingegangen!“ tröstete Susanne.

„Ueber drei Jahre!“ sprach Klara bewegt, und ihre Thränen flossen neu; „und doch hoffe ich noch immer, daß er wiederkehrt, daß er wunderbar errettet sein wird! Man hat ja Beispiele, daß Schiffer nach langen, langen Jahren, die sie auf wüsten Inseln, auf unwirthbaren Küsten zugebracht, endlich dennoch heimgekehrt sind!“

„Freilich wohl —“ gab Susanne zu, „aber — das Schiff ist ja — doch laß das“, — brach sie rasch ab, „willst du denn nicht die Geschenke besehen, die ich dir aufgebaut? Und sie selbst wendete Klara um nach dem mit Blumen geschmückten Tisch.

Ein heller Schimmer dankbarer Freude blickte aus den Augen des guten Mädchens. „So schöne Blumen, und gar noch Rosen! Wo hast du nur die ausgespäht! — Und das schöne weiche Tuch! — Susanne, du verschwendest — bedenke doch, daß wir jetzt —“

„Sei nicht zu ängstlich! — Wir haben's ja hier gut im Hause der Schwester Gertrud, es geht uns nichts ab, du bist gern gesehen und hilfst ihr, und bringst das Haus in guten Ruf, es wird uns an Nichts fehlen! O glaube nur, Mancher kommt blos deinetwegen und trinkt hier seinen Grog, — selbst aus Ritzebüttel!“

„Was du schwatzest“, erwiderte Klara mit gelindem Ton des Vorwurfs, indem sie hoch erröthete.

„Ei, es ist wahr! Der alte Lootse Feddersen sagte mir noch gestern, seit er Cuxhaven kennt, und das sind siebzehn Jahr, ist nicht so viel Verkehr im Hause gewesen, als seit wir hier sind.“

„Das mag wol sein!“ entgegnete Klara, „aber doch, das Tuch ist zu schön für mich! Meine liebe Susanne!

Du solltest das nicht thun — Herr Gott — was ist das!“ rief sie plötzlich und ward roth und blaß zugleich — „vom Vater! Ist er gerettet — ist er vielleicht schon hier!“

Der Brief, dessen Aufschrift an sie lautete, war ihr ins Auge gefallen. Sie griff hastig danach, sodaß der darauf liegende Ring auf den Boden fiel. „Susanne, liebste Susanne“, rief sie außer sich, „sage mir's doch nur gleich! Ist der Vater hier, oder wo ist er!“

Susanne war aufs höchste bestürzt. Sie hatte eine Unvorsichtigkeit begangen. Der Brief war ihr seit langen Jahren von dem Pflegevater Klara's, dem Schiffer Petersen, anvertraut, um ihr für den Fall, wo er im Auslande oder auf der Reise stürbe, an ihrem siebzehnten Geburtstage eingehändigt zu werden. Sie hatte auch öfters mit Klara davon gesprochen, daß sie, wenn sie herangewachsen sei, aus Papieren, die ihr Pflegevater für sie zurückgelassen, etwas Näheres über ihre Familie und ihre Lebensverhältnisse erfahren sollte — denn sie wußte, daß sie von dem Schiffer nur an Kindes Statt angenommen war. Doch daß die Handschrift desselben in diesem Augenblick einen so heftigen Eindruck auf das Mädchen machen könne, hatte sie nicht bedacht. „Liebes Kind“, sprach sie begütigend, „sei doch gefaßt, der Brief ist ja seit langer Zeit her an dich gerichtet, es sind ja die Papiere, von denen ich dir so oft gesprochen!“

„Ach“, seufzte das arme Mädchen ermattet, „also das ist's — und kein Brief von jetzt, — von dem Erretteten!“ und sie schluchzte in bittern Thränen.

Susanne hob den Ring auf. „Und diesen Ring schenkt dir dein Vater auch, mein Kind. Er hat ihn mir übergeben. Es war der Verlobungsring seiner Braut. Er hat ihn für dich aufgehoben, und mir gesagt, wenn du erwachsen seiest, sollst du ihn tragen, und wenn du dich verlobst,

soll er dein Brautring sein! — Nun sei mir aber auch wieder munter, mein Töchterchen; mache ein freundliches Gesicht am Geburtstagsmorgen. Verscheuche den Kummer! Sieh, wir müssen denken, der Vater ist todt, sonst wacht mit der Hoffnung der Schmerz immer wieder auf. Und was ist denn für Hoffnung? Das Schiff ist auf hoher See zu Grunde gegangen — sie haben die Planken mit dem Namen aufgefischt — es steht in allen Hafenbüchern als verunglückt bezeichnet. Kein Mann hat sich gerettet. Sie sind in allen Zeitungen aufgefodert, und seit drei Jahren auch nicht eine Meldung. Und dazu die Flasche, die zu Christiania ans Land getrieben ist, mit dem Zettel, der Tag und Stunde des Unglücks angibt. Wenn Paul Petersen schreibt: «Unser Schiff ist zertrümmert; es ist keine Rettung mehr», dann ist's aus, das glaube mir! Denn das war nicht der Mann, um den Muth zu verlieren, wo noch Rettung war!" — So tröstete sie fort, und Klara wurde ruhiger, doch weniger durch ihre Worte, als durch die abstumpfende Gewohnheit dieser Erschütterungen, die sie zwar noch immer von Zeit zu Zeit überfielen, jedoch auch ebenso in ihrer aufregenden Gewalt nachließen, wenn sie einige Zeit gedauert.

So sprach sie denn nur: „Laß mich nun lesen, liebe Susanne, was mir der gute Vater zu meinem siebzehnten Geburtstage bestimmt hat!"

„Ja mein Kind, lies denn, ich will dich allein lassen; doch wenn ich wieder heraufkomme, mußt du mir auch hübsch heiter sein!"

Sie verließ das Zimmer. Klara setzte sich ans Fenster, von dem sie die weite, den blauen Himmel und die purpurnen Morgenwolken, heiter zurückspiegelnde See überschauen

konnte, öffnete den Brief, entfaltete die darin enthaltenen verschiedenen Papiere, und las.

Zweites Capitel.

Worte aus vergangener Zeit.

„Meine gute liebe Tochter Klara!

Voran viel Glück zu deinem Geburtstage! Und nun zur Sache!

Der alte Paul Petersen, der wol ein richtiges Logbuch und sein Tagebuch zu führen versteht, aber sonst nicht viel die Feder in die Hand genommen hat, es sei denn, daß er einmal einen Bericht an seine Rheder schreibt, der muß jetzt doch heran. Er muß vorm Dintenfaß Anker werfen und still liegen, bis er dir den langen Brief geschrieben, den du hier nachstehend lesen sollst.

Obgleich ich bei meinen Lebzeiten nichts unterlassen habe, um deinen wahren Vater, falls er noch lebte, aufzufinden, so wollte ich dich doch, bevor du erwachsen wärest, nicht mit den Sorgen und dem Kummer quälen, die dir der Gedanke machen könnte, daß dein wirklicher Vater noch irgendwo in der Welt aufzufinden sei, nach den traurigen Ereignissen die ihn dir am Tage deiner Geburt geraubt. Heut wirst du siebzehn Jahre, bist also der Kindheit völlig entwachsen. Und diesen Tag habe ich bestimmt, um dir Alles mitzutheilen, was ich von deinem Schicksale weiß, da du nun wol so vernünftig sein wirst, dir keine Sorgen und Hoffnungen über Das zu machen, was nach aller menschlichen Einsicht und Berechnung einmal dahin ist und worüber wir

erst, nach dem Rathschluß Gottes, in einer andern Welt Aufschluß erhalten werden. — So höre denn zuerst, was ich dir zu erzählen habe, bevor du das eingeschlossene Blatt liesest.

Es war am 2. Sept. des Jahres 1758, als ich mit der Brigg Friedrich II., ein schön gebautes Fahrzeug und guter Segler, im Auftrag des Hauses Arnold Oellrichs von Bremen nach Neuyork abging. Am Bord waren mehre Passagiere; auch eine feine junge Dame, die dem geistlichen Stande angehört hatte und sich Schwester Klara nannte; sie hatte dich bei sich, ein Kindlein von noch nicht einem Jahre; wir begingen deine erste Geburtstagsfeier auf dem Schiff. Sie wurde uns Allen stets als deine Mutter genannt; daß sie es aber nicht war, wirst du hier beigeschlossen lesen. — Wir hatten eine schwierige und langwierige Fahrt; oftmals warst du, der der kleine Liebling des ganzen Schiffs geworden, unsere Unterhaltung, und dein Lächeln, und deine ersten lallenden Laute waren für uns Alle, selbst für die rauhen Matrosen, eine herzerquickende Freude. Unser Kind wurdest du genannt, das Kind des Schiffs; und Jeder, der einen Augenblick Muße hatte, spielte mit dir. Besonders aber hatte ich dich lieb gewonnen.

Die Schwester Klara kränkelte. Sie litt an der Brust. Zwar wirkte die Seeluft wohlthuend, allein die rauhere Jahreszeit, Sturm und hohe See, wobei sie von der Seekrankheit schwer litt, griffen sie zusehends an. Eines Tages fragte sie mich auf mein Gewissen, wie lange wir noch zu reisen hätten. Ein Seemann sagt das nicht gern, weil er nicht weiß, was vorkommen kann. Ich wollte nicht antworten, doch ihre Bitten bestürmten mich. Ich sagte ihr, vierzehn Tage bis drei Wochen, aber auch länger könne es dauern.

«Ich glaube nicht», sprach sie darauf ergeben, aber sehr weich, «daß ich die Ankunft erleben werde».

«Da sei Gott vor», fiel ich ihr in das Wort. «Ich fühle mich sehr schwach!» entgegnete sie. «Ich bin bereit, vor Gott zu treten, — allein, was soll aus dieser kleinen Waise werden!» Das warst du! — Die Thränen traten der lieben, frommen Frau in die Augen, und, mir selber, dem rauhen Schiffsmanne, ging es nicht besser. O ja, Paul Petersen hat auch ein Herz, und er konnte das Weinen nicht lassen!

«Ich wollte in Neuyork Verwandte aufsuchen», fuhr sie fort. «Mich hätten sie wol aufgenommen, allein werden sie das fremde Kind annehmen, das mir gar nicht einmal verwandt ist? Und wollet Ihr, lieber Herr, es übernehmen, es ihnen sicher, sorgfältig behütet zu bringen, sie aufzusuchen, wenn sie nicht dort sein sollten?»

Da fiel es mir mit einem male wie Schuppen von den Augen, und ich sah, was ich zu thun hatte, nach Gottes Geheiß und eigener Herzenslust. «Darum, liebe fromme Frau, laßt Euch keine Sorge ankommen», rief ich. «Gott behüte es, daß Eure Befürchtung wahr werde. Allein, wenn es sein Beschluß ist, so ist das Kind, das hier auf meinem Schiff Friedrich II. geborgen worden, unser Schiffskind, so ist es mein Kind, und soll es bleiben, bis es seine wahren Aeltern wiederfindet. So wahr mir Gott helfe, und darauf nehmt Paul Petersen's Handschlag, und fragt nach in Bremen, oder wo Ihr wollt, auch jenseit des Meeres, ob Einer da ist, der da sagen kann, Paul Petersen hat nicht gehalten, worauf er seinen Handschlag gegeben!»

Darauf gab mir die fromme Frau die zarte, weiße Hand und lächelte mich an, wie ein Engel aus dem Himmel. Die sanften Augen aber richtete sie nach oben und sprach: «Dank

dir, Vater droben! Ich wußte es wol, du würdest ein unschuldiges Kind, das du schon in so vielen Gefahren behütet, aus Noth und Tod errettet, nicht ohne deine Hülfe lassen!»

Das war also abgemacht, mit Handschlag; du warst mein. — Aber das Andere war leider auch abgemacht dort oben im Himmel, wo Rath gehalten wird ohne uns, aber besser zu unserm Frommen, als wenn wir mitzureden hätten. — Deine fromme, heilige Beschützerin kam eher an, dort, als mein Friedrich II. in Neuyork. Eines Morgens, am 15. Oct. 1758, ließ sie mich durch die Frau des Schiffszimmermanns, die dich mit warten half, an ihre Hängematte rufen, die sie schon acht Tage nicht mehr verlassen hatte. Sie war zu schwach, zu sprechen, aber sie streckte die Hand nach mir aus, und ihr Blick richtete sich auf dich, die du daneben lagst und süß schliefest; ich verstand was sie wollte, drückte ihr die Hand, und sagte: «Paul Petersen hält sein Wort!» Da ließ ihr Druck nach, ihr Haupt sank zurück — und du warst nun meine Tochter! Der Herr gibt und nimmt es den Seinen im Schlafe. Eine Mutter hatte er dir genommen, einen Vater gegeben!

Nachmittags um Sonnenuntergang, bei schönem heiterm Himmel, unter 61 Grad 35 Minuten westlicher Länge von Greenwich und 48 Grad 15 Minuten nördlicher Breite, fand das Begräbniß statt, nach Seemannsbrauch. Die Leiche war in ein reines Tuch geschlagen, sauber eingehüllt. Ich selbst sprach das Gebet, dann ließen wir sie sanft in die Wellen hinab, — Gott deckt sie zu mit seinem Meer, das er geschaffen, wie Himmel und Erde! — — Und von Stund an warst du meine Tochter; du wurdest gewartet und gepflegt wie zuvor, von der braven Schiffszimmermannsfrau, hinwärts und herwärts. Acht Tage nach dem Tode

der Schwester Klara trafen wir in Neuyork ein. Es war ein Glück, wie Gott es gefügt hatte, denn als ich ihre Briefe und was sie sonst für ihre Verwandten hatte, bestellen wollte, da erfuhr ich, daß diese seit Jahr und Tag tief ins Land gezogen weren, um große Ländereien urbar zu machen. Kaufmann John Flauders nahm die Briefe an, um sie nach Gelegenheit zu befördern. Ich aber fuhr mit dir zurück, auf Umwegen, wie ich Ladung hatte, nach Jamaica, nach Teneriffa, Lissabon, bis ich am 11. Mai 1759 wieder in Bremen eintraf, wo du seitdem gewohnt hast. — Nun weißt du Alles, was ich dir zu sagen habe. Lies nun auch, was deine heilige Mutter Klara dir hinterlassen hat.

Bremen, am 7. September 1769, an deinem zwölften Geburtstage. Dein getreuer Vater Paul Petersen."

Als Klara diesen herzlichen Brief mit Mühe gelesen hatte, weil die Thränen der Rührung ihr fortwährend das Auge verdunkelten, mußte sie aufstehen, und um sich zu fassen, in dem Zimmer auf und nieder gehen. „Der gute, liebe, treue Vater", rief sie aus, „er ist nun auch dahin! Wie hat er für mich gesorgt, Wie lieb hat er mich gehabt! Und ich habe ihn verloren, bevor ich's zu erkennen und zu schätzen vermochte! Bevor ich ihm vergelten konnte durch treue Liebe und Pflege in seinem Alter! — Nein! Nein! Es kann nicht sein, es darf nicht sein! Er muß noch leben, ich will Gott und die heilige Jungfrau anflehen, daß sie ihn mir zurücksenden."

Und mit diesen Worten ging sie an ihr Gebetpult, sank auf die Knie, und flehte aus innerstem Herzen um Leben und Rückkehr des Vaters!

Drittes Capitel.

Der Brief einer echten Mutter.

„Du holdes Wesen, das in der ersten Knospe des Daseins hier an meiner Seite schlummert, — durch dessen Träume noch kein Leid und keine Freude zieht, — und über dessen Haupt doch schon so schwere Stürme dahingezogen sind, und dem noch schwerere drohen, — für dich will ich, mit schwacher, fast versagender Hand, die Schicksale aufzeichnen, die dich schon am ersten Tage deines Daseins so schreckenvoll bedrohten. O welch eine Güte des himmlischen Vaters hast du erfahren, der dich aus allen Gefahren und Drangsalen errettete, die dein unbewußtes Haupt umschwebten und dir Vernichtung drohten, bevor du den Hauch des Lebens empfunden! Welch eine Güte, die dir die schweren Geschicke und Schmerzen in den ersten Lebenstagen sandte, wo deine Seele noch eingehüllt war in dem süßen Erstlings-Morgenschlummer, aus dem du lächeln konntest zu dem Entsetzlichsten, was dich berührte! — deine Wiege stand am grauenvollen Abgrund, mögen dich die spätern Tage des Lebens auf friedliche Auen betten!

Meine holde Klara! Ich, deine Pflegerin, war es, die dir diesen Namen gab! Beata heißest du nach deiner unglücklichen Mutter, die dich nur wenige Stunden kannte und liebte! Ein furchtbares Geschick riß sie von deiner Seite, nachdem du kaum die ersten Athemzüge gethan!

Am Tage der heiligen Regina, am 7. Sept. des Jahres 1757 war es, wo du das Licht der Welt erblicktest. Dein Vater war ein wackerer Waldförster, Horn mit Namen,

deine Mutter, Beata, eine fromme, sehr liebe milde Frau. — Es war Krieg. Deine Aeltern bewohnten ein einsames Forsthaus mitten im Walde, auf dem Gebirg, zwei Stunden von dem Dorfe Oberndorf, zwei Stunden von dem Kloster der Barmherzigen Schwestern, in dem ich als Novize weilte. Ich war deiner Mutter hülfreich in der Stunde deiner Geburt. Glück war über die Wohnstätte der Guten gekommen, ihr Herz voll seliger Freude. Da überfiel eine räuberische Horde französischer Soldaten das Haus. Wir flüchteten unter furchtbaren Beschwerden für deine kranke Mutter; doch die Angst half sie überwinden. Wir erreichten eine Höhlung im Felsgebirg, eine Viertelstunde vor der Hütte, wo wir, da die Kräfte deiner Mutter erschöpft waren, rasteten. Hier hatten wir wenigstens ein trockenes Obdach, doch, da die Höhle nicht tief war, keinen sichern Versteck. Da plötzlich röthete sich der dunkle Wald durch einen flammenden Feuerschein. Das Haus deiner Aeltern stand in Flammen. Bald leuchteten sie taghell zu uns herüber. Bei ihrem Schein sahen wir einen Trupp jener Räuber sich unserm Zufluchtsort nähern. Auch sie mußten uns gewahr werden. Eilig flüchteten wir daher nochmals tiefer in den Wald. Allein der Feuerschein verrieth uns, die Frevler verfolgten uns, ihre Kugeln schwirrten, — deine Mutter stürzte getroffen zu Boden! — Ich wollte sie aufheben, doch sie rief: Es ist vorbei mit mir, — rette die Kinder! Ich hatte dich im Arm, wir eilten fort durch den Wald, deine beiden Brüder, Franz und Xaver, zwei liebe Knaben von vier und fünf Jahren, und ein junges verfolgtes Mädchen flüchteten mit. Wie es mir gelungen, der Gefahr zu entrinnen, ich weiß es nicht, doch als meine betäubten Sinne wieder Klarheit gewannen, sah ich mich im tief düstern Walde, zwischen Felsstücken allein, nur dich am Herzen!

Mein erstes Gefühl war aufathmender Dank für die Rettung! Dann aber trat das schreckliche Bild des geschehenen Unglücks vor meine Seele! Wo waren meine Begleiter! Deine kleinen Brüder, das junge Mädchen! Eine entsetzenvolle Angst befiel mich. Ich starrte in die Nacht des Waldes hinaus und wagte doch nicht zu rufen, aus Besorgniß dich und mich zu verrathen. Fern am Horizont durch die düstern Wipfel der Tannen schimmerte die dunkelrothe Brandglut! — Ich dachte an die Leiche deiner Mutter!

Vor Angst und Kälte bebend, bald in das Gebüsch und feuchte Moos gekauert, bald vorwärts schwankend, um eine sichere Zuflucht zu erspähen, brachte ich die Nacht hin. Endlich graute der Tag. Ich fand eine Hütte, und dort Erquickung und Rast. — Doch die Bewohner erzählten mir, daß die Dörfer ringsum verheert, geplündert, verlassen seien! Ihr Mitleid bewog sie, im Walde nach deinen Brüdern zu suchen. Es war vergeblich! Drei Tage blieb ich bei den guten Leuten verborgen, dann war die Gegend so sicher geworden, daß ich mich hinauswagen durfte. Ich wollte nach meinem Kloster. Da traf mich die Schreckensnachricht, es sei zerstört, Alles geflüchtet! — Ich forschte nach deinem Vater! Es wurde erzählt, die räuberischen Horden hätten ihn fortgeführt; Einige wollten wissen, man habe ihn erschossen!

Alles, Alles war verheert, zerstört, verjagt; der Tod hatte seine furchtbare Sense geschwungen, das Verderben seinen tödtlichen Athem ringsum ausgehaucht! — Allein du lebtest, du blicktest mich mit holden Augen an, du weintest zwar nur, denn zu lächeln vermochtest du noch nicht: doch war nicht Weinen die richtigere Sprache für diese Schmerzenslage? — — Ich gelobte mir, mich nicht von dir zu trennen, dir Mutter zu sein! Es erfüllte mich mit süßem Troste,

diese Pflicht üben zu können. Nach manchen Mühen und Gefahren fand ich eine sichere Zuflucht, von der aus ich alle ersinnlichen Nachforschungen nach deinen Brüdern, nach deinem Vater anstellte. Sie blieben vergeblich! — Auch das junge Landmädchen, das deine Brüder begleitete, war verschwunden! Ich zittere noch jetzt, wenn ich denke, welch ein Schicksal die Unglückliche getroffen haben kann!

Als ein Jahr verstrichen und mir keine Kunde, keine Spur von den Deinen geworden war, beschloß ich, mit den letzten geringen Mitteln, die mir geblieben waren, Verwandte in Amerika aufzusuchen, die mir früher oftmals eine Freistatt dort angeboten hatten. — Ich unternahm die Reise mit dir. Doch der allweise, allgütige Vater fügt es anders, als ich gedachte! — Meine Kräfte sind erschöpft; die Erschütterungen der schreckenvollen Ereignisse haben einen kranken Keim meiner Brust gepflegt! Ich empfinde es, ich werde den Fuß nicht an das Land jenseit des Meeres setzen! Ein anderes, entfernteres Jenseit winkt mir mit seiner sicherern Zuflucht! Willig verlasse ich die Welt, mit bangen Schmerzen verlasse ich dich! Du holdes Knöspchen, gepflegt an meinem Herzen, wer wird dich schützen vor rauhen Stürmen! Der Vater dort oben! Er, der den Keim deiner Tage behütete unter grauenvollen Gewittern und dir die Sonne, den Thau seiner Gnade zuwandte, Er wird dich auch ferner damit erquicken. In guten Menschen sendet er seine guten Engel zu dir, Er hat dir einen Vater gesandt, dem in rauher Brust ein weiches Herz schlägt; sein Handschlag hat . . . .“

Hier endete der Brief, den Klara mit düstern Schauern über das Geschick ihrer Mutter und zugleich mit der tiefsten Rührung, mit einem heiligen Erbeben der Ehrfurcht vor den Gesinnungen der Pflegerin ihres ersten Lebensjahres

gelesen hatte! — Es lag demselben noch ein Blatt bei. Es war das Taufzeugniß Klara's; sie hatte am 13. Oct. des Jahres 1757 zu Minden die heilige Taufe, und in ihr die Namen „Klara Beata Horn" empfangen.

Welch ein seltsames, trostloses Geschick ist mir geworden! dachte sie. „Ich hatte zwei Mütter, und mir ist keine geblieben, und zwei Väter, und Beide sind mir geraubt, trauriger als durch den Tod! Denn er gibt doch Gewißheit, und mit ihr Fassung, Trost, Ruhe; die Wunde, die er schlägt, heilt, wenn sie nicht tödtet. Meine bleibt geöffnet und blutet und schmerzt immer neu!"

Lange stand sie in schmerzliches Nachdenken versunken. Da fiel ihr Auge wieder auf den geschmückten Tisch. Sie betrachtete noch ein mal mit wehmüthiger Freude die Gaben, welche ihr die alte Susanne beschert hatte, und schalt dann fromm auf sich selbst: „Warum bin ich doch so traurig und kleinmüthig! Hat nicht der gute Vater dort oben mir immer wieder neue liebreiche Pflege und Schutz gesandt, wenn mir sein Rathschluß einen bittern Verlust zugefügt hatte? — So will ich mich denn fassen und meiner treuen Susanne ein so heiteres, wenigstens ein so freundliches Gesicht als möglich zeigen!"

„Klara!" tönte die Stimme derselben von unten herauf. „Gleich, liebe Susanna", rief diese durch die geöffnete Thür.

„Komm herunter, Kind! — Es sind schon Gäste da!"

Klara beeilte sich, ihres Amtes drunten zu warten, nämlich die Gäste des Wirthshauses bedienen zu helfen. Sie hatte flink das niederländische Mützchen, mit dem goldstoffenen Blatt, welches den obern Theil des Kopfes deckte, und mit der saubern weißen Krause, die das Oval des Gesichts einfaßte, aufgesetzt; sie band die Schürze von feinem hellgrauen englischen Baumwollenzeug mit doppelter, sau-

derer Bandeinfassung vor, hing ihre Tasche und ihr Schlüsselbund an, und eilte als flinke Kellnerin hinab. Im Gehen wischte sie sich noch ein mal mit dem Tuch die Augen aus, und drängte die Thränen zurück in das bang bewegte Herz. — So trat sie, ein freundliches Lächeln, und einen hellen „Guten Morgen liebe Base Gertrud" auf den Lippen, in den großen Saal, wo sich die wohlhabenden Gäste zu versammeln pflegten.

Viertes Capitel.

Frisch! Eine Spazierfahrt!

Das Gasthaus zur „rothen Rose" in Cuxhaven steht längst nicht mehr! Aber es war zur Zeit ein stattliches, wohlbewährtes Haus. Im obern Stockwerk hatte es eine Reihe von Gastzimmern, nach Art der Schiffskajüten, und der von dort auf den Strand verpflanzten Sitte, sehr klein, aber sauber eingerichtet. Das untere Geschoß theilte sich durch die Hausflur in zwei Hälften. Auf jeder Seite derselben lag ein großer Saal. In dem einen versammelten sich die Matrosen, die Schiffsknechte, und Andere ihres Standes. In dem andern verkehrten die Schiffseigener, die Lootsen, Steuermänner, Capitäne, zu denen sich auch oftmals die angesehensten Bewohner von Ritzebüttel gesellten. Hier war es, wo Klara die Gäste bedienen half, und durch ihr freundliches Wesen, ihre rasche nimmer müde Bereitwilligkeit, der Liebling Aller geworden. Das schöne Klärchen von Cuxhaven war allen [illegible];

mancher Capitän, der über die Nordsee und das Atlantische Meer hinausfuhr, trug den Ruhm des anmuthigen Schenkmädchens nach fernen Küsten, und oft hörte man die ältesten, welche die Meere beider Welttheile durchkreuzt hatten, sagen: „In der ganzen Welt hat uns kein so hübsches Mädel den Grog gemischt!“ Ein holländischer Graubart witzelte: „eine so klare Jungfer wie die Jungfer Klara gibt's nicht diesseit noch jenseit der Linie!“

Der Saal war, als Klärchen eintrat, noch leer; nur zwei junge Männer saßen an einem Tischchen und schienen auf das Bestellte zu warten. Klärchen grüßte nicht ohne Erröthen und fragte: „Haben die Herren schon befohlen?“ Die jungen Leute verneigten sich freundlich, aber so bescheiden, daß es fast ehrfurchtsvoll zu nennen war, nieder, und der jüngere erwiderte: „Kaffee, Jungfer Klärchen! — Er wird aber erst gekocht; wir sind etwas zu früh herunter gekommen; doch wir müssen in See gehen, nach Helgoland und müssen die Flut nutzen!“

Klara eilte in die Küche; nach zwei Minuten kehrte sie mit dem Kaffeebret, auf dem zwei große Tassen standen, zurück. Brot, frische Butter und geräucherter Lachs vervollständigten das Frühstück der jungen Seefahrer.

Beide wohnten im Hause. Doch nur der jüngere war wirklich Seemann, holländischer Offizier, van der Kerken; der ältere, der sich Waldheim nannte, schien Militär gewesen zu sein; doch wußte Klara nichts Näheres über seine Verhältnisse. Der Zufall hatte die beiden jungen Männer seit drei Tagen zusammengeführt. Van der Kerken wartete auf seinen Capitän, der mit Aufträgen der holländischen Regierung nach Hamburg gegangen war, während er selbst sich schon seit vierzehn Tagen in Cuxhaven befand, um über die Anlage und Berichtigung von Signalen und das Aus-

legen von Ankertonnen, zur nähern Bezeichnung der Einfahrt in die Elbe, sich mit der dortigen Lootsenschaft zu verständigen.

Waldheim war in Cuxhaven eingetroffen, mit der Absicht, hier an Bord eines Schiffes nach England zu gehen, das noch in Hamburg lag und seine Ladung vervollständigte, mit dessen Capitän er aber schon abgeschlossen hatte. Beide junge Leute hatten viel Muße, sie hatten Bekanntschaft gemacht und verbrachten ihre Zeit mit der Jagd, bald auf dem Lande, bald auf dem Wasser, wo das zahlreiche Seegeflügel ihnen gute Beute gab. Da Beide gestern Briefe aus Hamburg bekommen hatten, wonach ihnen noch mehre Tage Zeit blieben, wollten sie dieselbe zu einem Ausflug nach Helgoland benutzen. Das gute Segelboot eines Helgoländers, Peter Heikens, der Fische nach Hamburg gebracht hatte, war von ihnen dazu gedungen worden. Eben trat der rüstige Seemann in seiner eigenthümlichen Tracht mit dem breiten Hut, den weiten Schifferhosen und hohen Stiefeln ein, und sprach: „Holla meine Herren! Das Boot ist fertig! Wir gehen mit Wind und Flut! Hält der Südost, so sind wir in fünf bis sechs Stunden drüben!

„Wir sind fertig", rief der junge Seemann, und Beide standen auf.

„Und können wir morgen zurück?" fragte Waldheim. „Wer kann das wissen!" antwortete der Helgoländer. — „Frau Base, ein Glas Grog, die Luft ist kühl! — Ja, mein Herr, wer kann das wissen?" wandte er sich wieder zu dem Fragenden. „Ich denke wol! Aber wenn unser Herrgott anders will? Er macht zuweilen Wetter, wo kein Abkommen und kein Ankommen ist!"

„Wahrhaftig", sprach die alte Susanne, die zugehört hatte, „ich möchte mitfahren und meine alte Schwester ein-

mal besuchen; und wenn du nichts dawider hättest, Schwester Gertrud, so nähm' ich mein Klärchen mit und zeigte sie ihr doch einmal!"

„O nimmermehr, liebe Susanne", fiel Klärchen erröthend ein, „was sollte denn hier aus der Arbeit werden!"

„O, das wollen wir schon einmal ohne dich besorgen, Klärchen", sprach die gutmüthige Frau Gertrud. „Es ist ja ohnehin heute dein Geburtstag. Du mußt da auch eine Freude haben! Wenn nur Platz ist und die Herren euch mitnehmen wollen!"

„Platz hat mein Boot noch für sechs!" rief Heikens stolz, beinahe beleidigt.

„Wir unser Jungfer Klärchen nicht mitnehmen?" rief der junge Seemann mit feurigen Augen, „und heute zumal, wo ihr Geburtstag ist? Den müssen wir erst recht durch die Lustfahrt feiern, was meint Ihr, Herr Reisegefährte?"

Waldheim, leicht erröthend, antwortete: „O gewiß! Es wird uns die größte Freude sein."

„Siehst du", sprach die alte Susanne froh, „die Herren erlauben es."

Klärchen erröthete bis an die Augen, und über ihre lächelnden Lippen schwebte die leise Frage: „Wirklich — ist es Ernst?" — „Voller Ernst, Jungfer", rief Heikens, „nun aber rasch segelfertig gemacht und nicht viel Ballast geladen!" Klärchen und Susanne eilten hinauf, sich zur Reise anzuschicken.

„Bei Gott", wandte sich van der Kerken mit frohem Gesicht zu Waldheim: „auf eine solche Lustfahrt hatte ich nicht gerechnet. Das Klärchen ist ein Prachtmädel! Nun müssen wir auch noch etliche Flaschen Madeira mehr einladen, um auf offener See des hübschen Kindes Wohl zu trinken!"

Waldheim winkte beistimmend, blieb aber ernst.

Nach einigen Minuten traten Klärchen und Susanne wieder ein, Jede mit einem großen Reisebeutel am Arm.

„An Bord!“ rief Heikens, und trank den letzten Schluck seines Grogs aus. Die kleine Gesellschaft eilte fröhlich hinunter, und in weniger als fünf Minuten schwebte das Fahrzeug auf den leichten Wellen dahin, und der frische Flügelschlag des Südost trug sie in das blaue herrliche Meer hinaus.

Fünftes Capitel.

Beweglich sind Wellen und Wind.

„He? Das Boot läuft gut vor dem Wind!“ fragte Heikens halb, halb rief er die Worte mit dem Ton der Bewunderung.

„Es schießt wie eine Schwalbe!“ bestätigte van der Kerken.

„Wir haben Neuwerk schon fast hinter uns!“ fing der Alte wieder an, „und sind noch keine halbe Stunde in See. Pst! Das war ein Haifisch! Ein anständiger Kerl!“

„Haifisch?“ fragte Waldheim verwundert, der bisher mit Klara gesprochen hatte.

Van der Kerken rief lachend: „Keiner der uns verschlingt, keiner aus der Südsee. Hier in der Nordsee werden sie nicht so groß!“

„Nur so“, zeigte Heikens, indem er die Arme öffnete, „drei, viertehalb Schuh!“

„Aber sind sie nicht gefährlich? Keine Raubfische?“ fragte Waldheim.

„Doch! Sie fressen die Schellfische und was ihnen sonst vorkommt. Aber in der See frißt ein Thier das andere. Wovon sollten sie sonst leben! — Hans“, rief er seinem Schiffsjungen zu, „zieh das Tau straffer an! — Wir müssen mehr nördlich halten, der Wind ist etwas gerückt“, wandte er sich zu van der Kerken, der seinen Blick nach oben richtete.

„Wirklich!“ bemerkte er nach einigen Augenblicken. „So gut bleibt er uns nicht, wie er gewesen!“ Klara erhob ein fragendes Auge zu dem jungen Offizier, das auszudrücken schien: „Werden wir ein Hinderniß haben?“

Van der Kerken verstand den Blick des Mädchens und fuhr fort: „Wir können nur nicht mehr so frisch fortlaufen wie bisher, gerad aufs Ziel los.“

Waldheim, der neben Klara auf der Bank saß, fragte diese: „Sie sind wol die See ganz gewohnt, Jungfer Klärchen, da Sie so hart am Strande wohnen.“

„O nein, gar nicht“, entgegnete diese. „Ich bin erst zwei Jahre bei der Muhme, und wir kommen nicht aus dem Haus. Sonntags, wenn die jungen Leute aus Ritzebüttel, oder sonst aus der Gegend, Lustfahrten machen, gibt es bei uns gerade am meisten zu thun, und da muß ich im Haus sein. Nur einige mal sind wir bei schönem Wetter ein Stündchen spazieren gesegelt.“

„Und fürchten Sie sich nicht?“ fragte Waldheim weiter.

„Wenn die See hoch ginge, dann wol! — Doch Vater Heikens verspricht uns ja das schönste Wetter und die schönste Fahrt!“ — „Wind und Wetter kann Niemand versprechen“, warf der Alte etwas barsch hin: „Man hat, was man hat. Hans! Stärker!“

Das Schiff machte eine kleine Wendung.

Am südlichen Horizont zog einiges weißlich graue Ge-

wölk an dem sonst ganz lichtblauen Himmel herauf. Van der Kerken sah aufmerksam mit dem Seemannsauge rings um, und wechselte Worte in der Schiffersprache mit Heikens, die Waldheim nicht verstand.

Nach einigen Minuten hatte sich die Bewegung des Schiffs geändert. Bisher war es nur sanft auf die Luvseite gelehnt gewesen und glatt wie ein Schlitten durch die Wellen gezogen; jetzt lag es bedeutend mehr seitwärts, und man fühlte ein Schwanken in kürzern Bogen, ohne daß das Meer seine Gestalt verändert zu haben schien.

„Woher diese andere Bewegung?“ fragte Waldheim seinen Freund.

„Wir schneiden Wind und Wellen anders“, erwiderte dieser. „Nun wird Klärchen bald auf deinem Schoos sitzen“, fuhr er neckend fort, denn das Schiff lag so, daß die Frauen immer näher an Waldheim gerückt waren. Dieser schien den Scherz nicht eben gern zu hören. Van der Kerken fuhr muthwillig fort: „Ja, so wird Einem auf der See vom Winde selbst ein hübsches Mädchen in den Arm gelegt. Der Vortheil käme eigentlich mir, dem Seemann zu, das wäre Seerecht!“

Waldheim schwieg, sichtlich misvergnügt; Klärchen erröthete leicht, antwortete aber unbefangen: „So leicht wird uns der Wind doch nicht bewegen!“

Van der Kerken that einen leichten Pfiff, und rief: „Was sagt das Seemannslied:

Beweglich sind Wellen und Wind
Beweglicher sind
Mädchenherz, als Welle und Wind!
Ade! Fahrwohl! Schmuckes Kind!
Ich halt' es mit Wellen und Wind!“

So sang er mit frischer Stimme, indem er leicht wie eine

Gemse auf den Bord sprang, und bis zur vordern Spitze des Fahrzeugs darauf hinlief, um an dem Segelwerk etwas zu ändern.

„Guter Matrose Ihr, Herr!“ rief der alte Heikens stolz auf seinen Passagier. „Ihr habt's Auge wo es hingehört, und wißt auf der Raa zu laufen wie die Katze auf der Dachfirst!“

Klärchen war etwas zusammengeschreckt bei der raschen Bewegung des jungen Mannes, sodaß sich ihr hübsches Gesichtchen, das zuerst einen leichten Anflug des Zürnens zeigte, weil der junge Seemann so keck leichtfertig über die Mädchen sprach, plötzlich den Ausdruck theilnehmender Besorgniß erhielt. — Waldheim war sichtlich empfindlich über van der Kerken's Aeußerung, und vielleicht noch empfindlicher über den Vortheil, den soeben die seemännische Gewandtheit desselben davontrug. Zumal da auch Susanne in die Worte der Bewunderung ausbrach. „Das heiße ich einen gewandten jungen Mann!“

Van der Kerken, dem seine Handlung zu gewöhnlich war, um irgend etwas darauf zu geben, oder nur dabei zu denken, lachte fröhlich, indem er sein kleines Geschäft ausführte, sah aber von Zeit zu Zeit sehr aufmerksam in See. Auch der alte Heikens am Steuerruder spähte mit scharfer Aufmerksamkeit: „Da drüben läuft's schon wie eine Schaafheerde über die See“, sagte er; „der Wind hat dort vollen Südstrich; er rückt rasch um!“

Ein halbes Stündchen war vergangen; man hatte gefrühstückt, harmlos geplaudert. Da machte Klärchen die Bemerkung: „Wie rasch sich doch ein ganz heiterer Himmel bewölkt! Links vor uns lauter Wolken! — Da taucht auch gerade vor uns ein ganz dunkelblaues Wölkchen aus den Wellen auf.“ Sie deutete mit den Fingern dahin.

„Das ist keine Wolke, das ist Helgoland“, lachte der alte Heikens. „Ich hab' es schon seit einer Viertelstunde gesehen!“

„Wo, wo?“ fragten Susanne und Waldheim. Es wurde ihnen gezeigt.

„Wie? so nahe?“ sprach dieser erstaunt. „Wie war es möglich, daß wir es erst jetzt bemerkten?“

„Wir halten erst jetzt gerade darauf hin; vorher lag es seitwärts“, erwiderte Heikens, „da habt ihr nicht darauf geachtet. So ganz nahe ist es übrigens noch nicht. Dort liegt die rothe Tonne; noch fünf und eine halbe Seemeile haben wir; und zehn müssen wir segeln, wie der Wind steht.“ — Indem er sprach, fiel das Segel schlaff ab, in Falten; der Wind schwieg einen Augenblick ganz. Heikens und van der Kerken waren sehr aufmerksam. Plötzlich erhob er sich wieder mit einem stärkern Stoß als zuvor: „Hans! Zieh an!“ rief Heikens, zugleich drückte er das Steuer seitwärts, und zog selbst eine Segelleine straff an.

„Süd-Südwest“, rief van der Kerken dem Alten zu; dieser nickte. — Waldheim wunderte sich, als er sich umsah, daß Helgoland ihnen plötzlich ganz seitwärts lag. Es schien fast mehr, als ob sie davon absegelten, als darauf zu.

Die größte Hälfte des Himmels lag noch immer im reinsten Blau vor ihnen. Nur der südliche Theil war bis fast an den Zenith mit Gewölk bedeckt. Das Meer dort erschien dunkelgrau, mit schwarzen Streifen durchsetzt, die sich wieder durch einzelne helle Streifen trennten. Ost- und nordwärts lag es im tiefsten Blau; die reinere aber dunklere Abspiegelung des Himmels. Die Wellen gingen höher und zeigten silberne Schaumkronen, während sie bis dahin nur leise wallten, sich sanft hoben und senkten. Rings auf der weiten Fläche und am Horizont sah man Segel, entweder

im Sonnenlicht hell leuchten, oder unter den Wolkenschatten als schwärzliche Thürmchen über der Flut emporragen. Es war immer noch ein glänzendes, die Seele mit Frische und Lust erfüllendes Bild der Natur. Da zog die erste Wolke vor die Sonne, und ihr Schatten hüllte sich wie ein Schleier um das Boot. Es schien in gleichem Augenblick abenddunkel und abendkühl zu werden. Der Eindruck war plötzlich und seltsam für alle der See Ungewohnten.

Die Seeleute schwiegen; es schien absichtlich. — Der Wind wurde rauher. — Er war nicht mehr regelmäßig sondern wehte in einzelnen Stößen. Bald war nur noch ein kleiner Theil des Himmels blau, alles Uebrige in Wolken gehüllt, die sich immer mehr verdichteten und schwärzten.

„Südwest!" sagte nach einer in tiefer Stille vergangenen Pause van der Kerken, mit einem Blick auf den Compaß.

„Fast West-Südwest", antwortete Heikens. „Wir müssen ganz nordwärts halten. Noch gewinnen wir fast die Hälfte auf die Länge."

„Was heißt das?" fragte Waldheim.

„Wenn wir hundert Toisen segeln, kommen wir beinahe funfzig dem Ziele näher", antwortete van der Kerken.

Waldheim schwieg, berechnete sich aber, daß danach Helgoland über doppelt so weit von ihnen liege, als es schien.

Klärchen nahm ihren Mantel dichter um, und holte ein Tuch aus den Reisebeutel, das sie über den Kopf band. Es wurde empfindlich kalt.

„Dort unten regnet's", bemerkte Waldheim und deutete nach Westen. — Die See ging höher. — Die Wellen schäumten auf schwarzen Kronen. Jetzt verschwand das letzte Blau in Osten. — Die Möven flatterten mit heiserm Geschrei in der grauen Luft, und streiften an Mast und Segel hin. — Es stäubte naß über das Boot. —

Auch Tropfen fielen. Binnen wenigen Minuten rauschte ein schwerer Regenschauer herab, den der immer stärker werdende Wind den Reisenden heftig ins Gesicht trieb.

Sechstes Capitel.

„Es wohnt der Herr im Donnersturme."

„Wenn wir Ihnen doch nicht zu dieser Fahrt zugeredet hätten", sprach Waldheim zu Klärchen, als diese sich jetzt dicht in den Mantel wickelte und sich noch ein großes Tuch, welches ihr Susanne reichte, überwarf.

„Ei warum nicht", erwiderte sie heiter, „an Wind und Wetter bin ich gewöhnt!"

Van der Kerken, Heikens und der Schiffsjunge hatten ihre weiten Seemannsüberzüge aus wasserdichtem, langhaarigem Zeuge angethan. Das ganze heitere Bild des Schiffs und der Natur war plötzlich in ein graues, düsteres Nebelstück verwandelt. Denn die wässerigen Dünste lagerten sich auf der See und beschränkten den Blick, im Verein mit dem Regen, auf einen engen Horizont. — Der Wind pfiff immer hohler; die See ging in schweren Wogen. Das Boot fing an zu tanzen, bald auf dem Rücken der Wellen, bald im Thal zwischen zwei grauen Wasserhügeln.

„Jetzt preise ich Ihren guten Rath, Herr van der Kerken", rief Waldheim diesem zu, der sehr achtsam, gewissermaßen wie der Commandeur des Schiffs, auf der Vorderspitze stand, „daß wir noch einige Flaschen Madeira geladen haben. Wir werden der Erwärmung bedürfen!"

„Kann sein!“ erwiderte dieser flüchtig, und sah spähend nach der Windseite aus; „Weststrich, aufs Haar, eher noch drüber“, rief er Heikens zu; „noch zehn Grad und wir wüssen eintreffen!“

„So wird sich's halten“, antwortete Heikens. „Sonst nehmen wir den Curs auf Föhr oder Husum!“

„Meint Ihr? — Aber seht einmal auch dort hinüber? — Werden wir da noch vorbei kommen, daß der Strich hinter uns weggeht?“

Der Alte stand auf vom Steuer und blickte starr nach der Richtung, wohin van der Kerken zeigte. — Waldheim wußte nicht recht, was die Worte zu bedeuten hatten; er mochte nicht fragen, doch er ahnte nichts Gutes; denn van der Kerken, sonst so leicht, und fast leichtsinnig, war ganz Achtsamkeit und Ernst!

Die Barke hob sich eben auf den Rücken einer hohen Welle, daß man einen weiten Blick ins Meer hatte; diesen Augenblick benutzte Heikens und heftete sein scharfes Auge spähend in die Weite. „Umlegen!“ rief er dem Schiffsjungen zu. — Das Segel machte eine Wendung: zugleich drückte er das Steuer um. „Besser von hinten als seitwärts!“ sagte er.

Man bemerkte jetzt in der Entfernung einer halben Meile hinter dem Schiff vielleicht, denn weiter ließ das böse Wetter den Blick nicht dringen, daß das Meer sich mit einer breiten weißen Schaumfläche bedeckte. Es war ein scharfer Windstoß, der, wie so häufig, nur in einer gewissen Breite über die Wellen dahin zog. Es kam darauf an, ob er die Barke fassen, oder hinter ihr vorbeigehen würde; vor ihr war nicht mehr möglich.

„Der hat einen guten Athem“, rief der Alte, „und wird uns bald einholen!“ Wirklich brauste die weiße Strömung,

die wie eine breite Heerde über die schwarze Trift der Flut zog, näher und näher. Jetzt unterschied man die einzelnen, gehobenen, sich überstürzenden Wellenhäupter, die höher emporragten als die übrige See. Es war ein brausender, hoch geschwollener Strom, der sich hindurch zog. Waldheim saß so, daß er die Blicke fortdauernd darauf heften konnte, während Klara und Susanne dem Schauspiel den Rücken zuwendeten, und daher nicht ahnten, was geschehen werde. Plötzlich schwoll das Segel bauchig an, das Boot schoß pfeilschnell vorwärts, die Spitze bohrte fast in die Tiefe, sodaß es nach vorn gebeugt wurde. Heikens und van der Kerken zeigten die gespannteste Aufmerksamkeit. Der Schaumstrom brauste dicht heran; eine breite, wandelnde Mauer schwer gehobener Wellen stieg hinter dem Schiff auf und rollte näher und näher. Jetzt stand es wie ein schwarzer Berg über dem Fahrzeug; es schien, als sollte die ganze Macht der Wellen sich darüber hinstürzen; doch das leichte Boot hob sich auf den Gipfel, die Wogen rollten unten hin, und kaum eine Bewegung war zu spüren, nur daß man auf der Spitze des flüssigen Berges, weithin das Meer überschaute. „Gut gehalten, Alter", rief van der Kerken. Doch kaum waren die Worte gesprochen, als eine neue Welle sich thürmte und vor dem Schifflein eine gleiche Ansammlung aufstieg. Allein es tanzte leichtbeschwingt auf und nieder und schien über den Zorn der gewaltigen Fluten wie über einen ohnmächtigen Ingrimm zu lächeln!

Doch nicht lange! — Denn die Schwingen des Windes wuchsen mächtig. Sie konnten jetzt keine Helfer und Träger für die Barke mehr sein, sondern brachten ihr Gefahr.

Das große Segel mußte herabgelassen werden. Die kleinen wurden eingerefft. Mit kahlem Mast und Gestäng glich das Fahrzeug einem Zweig, dem der Schmuck der

Blätter abgestreift ist. So mußte es sich der Willkür der Wogen und Winde hingeben, deren Gewalt leider stieg. Nach einer halben Stunde war der Wind zum Sturm, und bald der Sturm zum Orkan geworden, zwischen den schäumenden Wellenhäuptern öffnete sich ihr schwarzer verschlingender Schlund! Das Boot, ein anscheinender Spielball der ungeheuern Naturkräfte, schoß von den Gipfeln der Wogen in den Abgrund, und der Mensch sah sich an den Grenzen seiner Kraft, und seine Hoffnung war die Gnade Gottes.

Siebentes Capitel.

Holla! Ein Boot in Sicht!

„Bei Gott! Ihr wäret ein capitaler Seemann geworden, Ihr sollt leben!“ rief der Capitän, und hob sein Glas mit Grog empor, um mit dem einen seiner beiden Gäste am Tisch in der Kajüte anzustoßen. „Nicht wahr? Paul Petersen? Ich habe noch keine Landratte gesehen, die im Sturm so feuerfest gewesen wäre, und in solch einem Sturm! Bezeugt mir's Paul Petersen!“

„Ja, ja, Ihr habt Recht, Nielsen! Und Ihr sollt leben, Herr Horn —“

„Brand, Brand“, erwiderte der Angeredete, indem er bescheiden sein Glas zum Anstoßen erhob.

„Brand oder Horn, wie's Euch beliebt, aber leben sollt Ihr!“

„Horn will ich erst wieder heißen, wenn ich ein Wesen

umarme, das diesen Namen durch mich empfangen hat! So lange bleibt er mir verhaßt!“ — antwortete Brand dem Schiffer Paul Petersen.

„Ja nun“, entgegnete dieser, „das wird aber doch so sehr lange nicht mehr dauern! — Wir können in 24 Stunden in der Weser Anker werfen!“

„Das glaubten wir vor drei Tagen auch! Es fehlte wenig, so hätten wir, Gott weiß wo, Anker geworfen!“ sprach Brand finster.

„Ihr seid ein seltsamer Kerl, Herr Brand“, sprach der Capitän, „als der Strick uns schon um den Hals hing, waret Ihr so muthig und kaltblütig, als wäret Ihr von Stahl und Eisen und jetzt wollt Ihr verzagen?“

„Weil ich manchen schweren Sturm bestanden“, entgegnete Brand ruhig, „verzagte ich auch nicht bei diesem; und weil ich noch öfters das Glück näher gesehen habe als jetzt, und es doch nicht fassen konnte, gebe ich mich auch jetzt nicht der Hoffnung hin!“

„Nach solchem Wetter“, antwortete Nielsen, „haben wir gute Zeit, das versichere ich Euch. Denn ich sage Euch, — ich habe manche Fahrt gemacht — Paul Petersen bezeugt mir's —, aber eine solche Raserei von Wind und Wellen habe ich noch nicht erlebt! Darauf wird's still, Ihr könnt es glauben! — Wenn auch die See in noch schweren Bergen geht, das ist nur das Nachwogen und thut unserer Fahrt nichts.“

„Es ist nicht der Sturm allein, der meine Hoffnungen zerschellen kann“, erwiderte Brand. „Ihr seid viertehalb Jahre von Hause, Paul Petersen, inzwischen kann viel geschehen!“

„Viertehalb Jahr! Aber vergeßt nicht, daß wir in Neu-

york noch einen Brief an den Consul gelesen haben, der nicht ein Jahr alt ist!"

„Auch in einem Jahr rollen viele Millionen Sandkörner durch die Uhr der Welt, und des Menschen Schicksal ist weniger als ein Sandkorn!" sagte Brand.

„Ei was! Ihr wollt finster sehen!" rief Paul Petersen gutmüthig, „guten Muth! Stoßt an! Bin ich weniger Vater zu dem Mädchen als Ihr? Ihr habt sie nie gesehen! Ich habe sie wachsen und knospen sehen, das herzliebe Kind! Ich habe sie so lieb als Ihr, und folglich darf ich so viel Sorge haben wie Ihr! Aber ich habe bessern Muth! Stoßt an!"

Brand stieß an und lächelte mild. „Ihr habt das herzliebe Kind wachsen und knospen sehen, Paul Petersen!" wiederholte er. „Und Ihr habt es gepflegt! Gott lohne es Euch!"

„Ja, Gott fügt die Dinge!" rief der Schiffer. „Glaubt Ihr denn, er führte uns seine wunderbaren Wege so um Nichts und wieder Nichts? Hätte er mich um Nichts und wieder Nichts Schiffbruch leiden lassen, und auf einer elenden Planke funfzig Meilen in See treiben, und von Euern indischen Küstenräubern aufgefischt werden? Hätte er mich darum über Jahr und Tag in der grausamsten Sklaverei am Leben erhalten, mir den Weg der Flucht geöffnet, mich Monden lang beschützt, bei der Wanderung durch Wüsten und Urwälder, bis ich auf Eure einsame Ansiedelung stieß? — Tausendmal hätte er Tod und Gefahren von mir, und wie oft im Leben von Euch abgewehrt, um Nichts und wieder Nichts? Er hätte uns, nachdem wir Monate lang zusammen gelebt ohne Ahnung Dessen, was uns so innig verbindet, Augen und Herz geöffnet, durch Erzählung unserer Schicksale, und abermals, wie ich sage, um Nichts und wieder Nichts? Blos damit wir hier von der Nordsee verschlungen werden sollten, und Nichts an den Tag käme,

und Nichts zum Ziel von allen wunderbaren Fügungen?? — Nein, Herr Brand, das denke ich nicht! Das denkt Schiffer Paul Petersen nicht, der seines Herrgottes Gnade so oft und so sichtlich erfahren!"

„Wohl habt Ihr Recht", sprach Brand bewegt, „und ich darf's Euch gestehen, diese Erkenntniß, daß solche Fügungen und Begegnungen, wie unser Leben sie darbietet, zum Ziel führen müssen, war mein Unterpfand in solchen Sturmtagen. Ich dachte: «Ras't nur Orkan und Meeresbrandung! Gott hält die Zügel!»"

„Und er hat sie gehalten", rief Capitän Nielsen eifrig. „In dem Augenblick, wo wir hart auf die Brandung über der Klippe zuschossen, und hundert Schritt davor, der Sturm einen Augenblick die Flügel hängen ließ, daß es glückte, das Schiff herumzuwerfen — da hielt Gott der Herr die Zügel des Windes und der Brandung! So ist's! Ihr bezeugt es, Paul Petersen, als Sachverständiger!"

„Ja, ich bezeuge es!" — antwortete Petersen endlich einmal auf die Lieblingsphrase Nielsen's.

„Nun so trinkt aus! Und Dank Dem, der die Zügel hält in der Welt!" rief Nielsen. „Ich habe auch Ursache zu danken, daß meine Brigg so mit blauem Auge davongekommen ist! Das Bischen Haverei ist Spaß! Die «Nordenjungfrau» soll doch schmuck in den Hafen segeln, in die Weser, und wenn's nach Haus geht, nach Christiania. Und Ihr, Herr Brand, klingt noch einmal mit mir an! Ihr seid ein Landratz wie sich's schickt, Ihr seid eigentlich ein Landlöwe und ein Seelöwe! Denn Ihr lauft auf dem schrägen Deck wie ein Vollblutmatrose! Ihr habt angefaßt am Tau, am Segel, an der Pumpe, und regiert und commandirt, wo wir nicht sein konnten, daß es eine Art hatte, kaltblütig wie ein echter Seefisch! Nochmals und immer

wieder, stoßt an, Bruder Landlöwe! Solche Strandläufer wie Ihr halt' ich in Ehren! Ihr bezeugt mir's, Paul Petersen!"

Und abermals klangen die Gläser.

„Holla, ho! — Was schreit denn der Ausluger!" fuhr Nielsen auf. „Es muß Etwas in Sicht sein! Laßt uns aufs Deck!"

Die See würde Demjenigen, der ihrer nicht kundig ist, noch schwer vom Sturm bewegt erschienen sein. Die Wogen hoben sich in schwarzen breiten Bergen; die Brigg, „Nordenjungfrau", ein nicht unansehnliches Schiff, schwankte wie ein leichtes Boot, bald auf der Höhe der Wellen, bald tief im Grunde, daß die nächste Welle das Deck hoch überragte. Ein frischer, doch nicht heftiger Westwind, schwellte ihre Segel und beugte sie etwas zur Seite. Wenn sie auf den Rücken der Welle gehoben wurde, konnte man das Meer weithin übersehen. Es bildete, da der Himmel noch bezogen war, eine weite, finstergraue Wüste; den Horizont umzog ein immer schwärzer werdender, scheinbar gleich einem Gebirg gehobener Rand, von leicht gezackten Gipfeln unterbrochen, die mit Schaum, wie mit Schnee, bedeckt waren. Man sah kein Segel am Horizont; nur die düstere Einöde der Wellen und des schwarzgrauen Himmels, einzig unterbrochen durch die weißen Möven, die mit ihren leuchtenden Flügeln das finstere Gewölk kreuzten, und deren heiserer Schrei sich mit dem Geräusch der Wellen mischte, die den Kiel umschäumten.

„Holla, was gibt's!" rief der Capitän. „Es wird ein Boot in See gesehen", versetzte ein alter Matrose. Der Capitän faßte das Sprachrohr und rief hinauf zur Wacht: „Ein Boot?"

„Ja!" schallte der Ruf vom Mast laut hinunter.

Der Capitän klimmte schnell selbst die Strickleiter hinan, bis zur ersten Raa, um weiter auszuschauen über die Wellenberge hinweg. — Nach wenigen Augenblicken kam er zurück, und sagte hastig: „Ein Fahrzeug in See, mit der Nothflagge auf nacktem Mast. Es sind Menschen darinnen! Sie treiben vor dem Winde.“ „Holla Jungens! Das Boot ausgesetzt! Hier gilt's Hülfe bringen! Die Signalflagge aufgehißt, damit sie merken, daß wir sie gesehen haben!“

Paul Petersen kletterte ebenfalls die Strickleiter hinan, um nach dem Fahrzeug auszuschauen. „Das ist ein Helgoländer!“ rief er hinunter. „Er kann kein Steuer mehr haben, sonst triebe er nicht so unsicher vor dem Winde!“

„Ist er weit entfernt?“ fragte Brand hinauf.

„Eine Viertelseemeile!“ Die Matrosen arbeiteten schon daran, das Boot auszusetzen. Paul Petersen war wieder herabgestiegen. Brand kletterte hinauf. Sein Falkenauge war noch schärfer als das der Schiffer. „Es sind vier Leute im Boot, zwei Männer und zwei Frauen. — — Die Männer winken uns schon mit Tüchern!“ rief er nach einer Weile.

„Ihr unternehmt da ein gefährliches Ding, Capitän Nielsen“, sprach Petersen leise zu diesem. „Bei der See das Boot aussetzen! — Es kann übel ablaufen!“

„Freilich wol! Aber was will ich machen? Die Leute sind in großer Gefahr!“

„Könntet Ihr nicht den Versuch machen“, meinte Petersen, „ihnen mit der Brigg nahe zu kommen, und sie mit Tauen anzuholen. Ihr müßt ja doch Segel einziehen lassen.“

„Ich besorge nur, da sie kein Steuer mehr haben, sie können nicht ruhig neben uns anlegen, und wirft sie der Wind uns gegen Bord, so schlagen sie um! Sie sind auch wol todeserschöpft; und meine Jungens sind gut und fürchten den Teufel in der Hölle nicht! Ihr bezeugt mir's, Peter-

sen!" — Dieser nickte. — „Seht nur, wie sie bei der Hand sind! Sie werden gleich das Boot in See haben! — Heda, frisch, rührt euch, Faulenzer! Denen da drüben wird die Zeit lang! — Denkt es ist ein Helgoländer, und erinnert euch, wie sie uns vor drei Jahren durch ihre Teufelsklippen und Riffe geholfen haben, als wir im Sturm vor der Insel lagen! Freilich Geld pressen sie, aber sie arbeiten auch im Höllenrachen wenn's gilt! Euch haben sie herausgeholt — Rührt euch! — — Das Boot ist uns schon um die Hälfte näher! Es ist richtig ein Helgoländer! So baut kein Anderer!"

Das Boot wurde herabgelassen und berührte die Wellen. „Sven, Jakob, Börde, Niederupp, Sölters, Hansen! Ihr Sechs fahrt mit", commandirte der Capitän Nielsen. — „Wenn die Nußschale noch haltbar ist, nehmt sie mit, wir hängen sie an; sonst laßt sie treiben!"

Achtes Capitel.

„Dienst um Dienst!"

Eine Minute später schaukelte das Boot schon auf den hohen Wellen. Die flinken Jungen zogen das Segel auf und schossen pfeilschnell auf das in See treibende Fahrzeug zu, während die Brigg in langsamen Bewegungen mit ganz kleinem Segelwerk lavirte, um sich in der Nähe zu halten. Die Augen Aller, die auf dem Schiff geblieben waren, hefteten sich gespannt, abwechselnd auf die beiden Fahrzeuge.

Bald waren beide verschwunden, bald nur eines von bei-

den zu sehen, zuweilen auch beide gleichzeitig. Das helgoländer Boot war jetzt nur noch etwa fünfhundert Schritt von dem Schiff entfernt. Man unterschied in den flüchtigen Momenten wo es sichtbar blieb, die Personen deutlich. — Jetzt näherten beide Fahrzeuge sich einander. Es war nur mit Angst zu sehen, wie sie sich gegenüber schwankten, das eine bald hoch auf dem Gipfel der Wellen, das andere tief im Wasserschlunde; wie sie bald näher, bald ferner aneinander hinstreiften, da die Gewalt des Wassers das sichere Annähern so schwierig machte. Endlich sah man Taue auswerfen. Sie wurden von den Verunglückten gefaßt.

„Victoria!" rief Nielsen. „Sie sind gerettet!"

Brand hielt seine Blicke wie bohrende Pfeile auf die beiden Boote geheftet. Es war, als sage ihm eine von Gott eingegebene Ahnung, wer in diesem gebrechlichen Fahrzeuge, das über dem offenen Rachen des Todes geschwebt hatte, für ihn gerettet wurde! — Unwillkürlich drängte sich ein Gebet in sein Herz! Seine Seele erhob sich flehend, dankend, wehmuthsvoll gen Himmel, doch er wußte nicht für wen, für was er so im Tiefsten erschüttert war! Es weben sich geheime, wunderbare Fäden durch die Herzen der Menschen, durch Geschicke und Ereignisse, und verknüpfen, wenn auch unsichtbar, doch mit unwiderstehlichem Band, was zueinander gehört!

Jetzt lagen beide Boote hart beisammen. Man sah, wie die Frauen herüber gehoben wurden; sie schienen halb bewußtlos zu sein. Auch den Männern mußte beigestanden werden.

„Gelobt sei Gott der Herr!" rief Capitän Nielsen jetzt aus. „Nun ist die Gefahr vorüber! Sie haben aber harten Stand gehabt. — Die alte Karrasse lassen sie treiben, wie

es scheint! Es ist mir lieb! Sie muß keinen Schuß Pulver mehr werth sein.“

Die beiden Fahrzeuge waren wieder getrennt.

Das Rettungsboot schwamm jetzt der Brigg näher, das andere blieb den Wellen überlassen.

„An Bord wollen wir sie schon bekommen. Aber ich glaube, wir werden die Frauenzimmer heraufhissen müssen, denn sie scheinen mehr todt wie lebendig“, meinte Nielsen. Man sah sie wie ohnmächtig, zurückgelehnt in den Armen der Begleiter gehalten, während die Matrosen ihre immer noch gefahrvolle und höchst anstrengende Arbeit verrichteten, um sich wieder an die Brigg zu legen. Endlich scholl der Seemannsruf dicht an der Backbordseite und die Taue wurden ihnen vom Deck zugeworfen. — Die Frauen waren wirklich völlig ohnmächtig. Es wurde ihnen ein Tau um den Leib und unter die Arme durchgeschlungen, und so brachte man sie, mit der Nachhülfe ihrer Begleiter und Matrosen, die Schiffsleiter hinauf. Sie waren dicht eingehüllt, ihre um den Kopf gewundenen Tücher fielen herab über das Gesicht, sodaß sie wie verschleiert waren.

„Bringt sie nur gleich in meine Kajüte“, rief der Capitän den Matrosen zu, die sie oben empfingen. Jetzt wurde ein alter Kopf mit breitem Hut und grauen Locken sichtbar.

„Heikens! Alter Heikens! So wahr mir Gott helfe! — Ihr seid es!“ rief Nielsen, und packte den Alten schon am Kopf, bevor er noch halb über Deck war.

„Nielsen!“ rief Heikens aus. „Euch hat Gott geschickt!“

„Das heiße ich Dienst um Dienst“, rief Nielsen und küßte den Alten, als wollte er ihn ersticken. „Ihr habt mir vor drei Jahren aus dem Pfeffer geholfen! Heute ich Euch!“

„Ja das habt Ihr“, rief der alte Seemann und schüt-

telte Nielsen die Hand. — „Es ging uns an den Kragen! — Da kommt meine Ladung!“

Van der Kerken stieg eben aufs Deck, und Waldheim folgte ihm, Beide zwar noch durch eigene Kraft gehalten, doch sehr erschöpft.

„Nun? Was wollt Ihr? rief Nielsen. „Wollt ihr Rum? Oder Grog? Oder wollt Ihr essen?“

„Mit dem Essen und Trinken hat's zum Glück keine Noth! Vorrath hatten wir! Aber Wärme, Wärme! Grog! Wir sind naß und kalt wie Seefische!“ entgegnete Heikens.

„Hinunter denn in die Kajüte“, rief Nielsen, und faßte Heikens unter den Arm. Brand geleitete den erschöpften Waldheim, Paul Petersen gab van der Kerken den Arm. So gingen sie in die Kajüte des Capitäns, wo die Frauen schon auf Hangematten gelegt und zu sich selbst gekommen waren. Die Ohnmacht war nur eine kurze gewesen; die Spannung ihrer Kräfte hatte angehalten, solange die Rettung nur noch in Aussicht stand. Sowie sie durch das Anlegen des Bootes vollendet war oder schien, war auch, wie es immer so in äußersten Lagen geht, ihre Kraft am Ende, und das Glück erschöpfte sie im ersten Augenblick mehr als Unheil und Gefahr. Jetzt aber war dieser Augenblick vorüber.

Paul Petersen war der Letzte, der eintrat. Allein in dem Augenblick, wo er den Fuß in die Kajüte setzte, tönte ein lauter Schrei von weiblicher Stimme, und zugleich flog Klara von der Hangematte empor und hing mit dem Ruf: „Vater! Vater!“ in seinen Armen.

Als Brand diese Bewegung sah, erblaßte er; seine Knie zitterten, er lehnte sich an den Tisch. Niemand bemerkte es, denn Alle hatten, überrascht von dem Augenblick, die Augen

auf Petersen und Klara geheftet und empfanden natürlich die tiefste Erschütterung durch Das, was sich vor ihnen begab. Allein tiefer war Brand erschüttert. Er sah ja auch seine Tochter! Sein Auge hing wie durch einen Zauberbann gefesselt an den Zügen des Mädchens, das bleich, mit den herabhängenden nassen Locken, mit den Spuren der Erschöpfung in den Zügen, doch schön war, so schön und so ähnlich ihrer Mutter Beata!

Das gab ihm die Ueberzeugung: Er zweifelte nicht länger, aber sein Herz, seine Kraft war schwächer als dieser durchzuckende Strahl himmlischer Freude, unendliche Seligkeit. Der starke Mann, der vor keiner Gefahr gebebt, vor keinem Wagniß gewichen war, den kein Geschick gebeugt, kein Unheil, kein Jammer zu Boden geschlagen hatte: dieses Uebermaß überraschender Freude besiegte ihn — er sank bewußtlos in die Knie.

Neuntes Capitel.

Glückseligkeit und Behaglichkeit.

Welche selige Stunden kann das Herz bereiten, im engsten Raum, auf dem schwankenden Bret eines von Sturmwogen geschaukelten Schiffes, mitten in der grauen Wüste des Meeres, die noch alle Schauer des Orkans in sich trägt, und kaum den Schaum der Wuth allmälig abschüttelt, in der sie noch wenige Stunden zuvor verheerend raste!

Klara, von Susanna sogleich umgekleidet und, nach weiblicher Art, aufgeschmückt, war wie neu erblüht durch

das Heil der Rettung und die Seligkeit des Wiedersehens. Sie saß am Tisch der Kajüte zwischen ihren beiden Vätern, das holdeste Bild jungfräulicher Unschuld und kindlicher Liebe und Offenheit. Susanne ihr gegenüber. Der enge Raum umschloß ein unermeßliches Glück!

„Du wirst dich erst an mich gewöhnen müssen, mein liebliches Kind", sprach Brand mit weicher Stimme und dem sanftesten Lächeln seiner ernsten, gebräunten, tiefgefurchten Züge; „Du wirst erst lernen müssen, mich lieb zu haben!"

„Ach ich habe dich schon so lieb, mein guter, guter Vater", rief sie, und süße Thränen perlten in ihren Augen.

„Wie es nur möglich ist, dieses Wunder, ich kann es noch nicht fassen", rief er aus. „Seit jenem einen Blick, den ich auf den Morgenstrahl deiner Tage warf, und der der erste und letzte zugleich war, hat dich in siebzehn Jahren mein Auge und mein Herz vergeblich gesucht — und nun habe ich dich dennoch gefunden!"

„Und ich", entgegnete Klara, „die ich vor drei Tagen, an meinem Geburtstage, gegen den gütigen Gott klagte, er habe mir Alles genommen, beide Mütter, beide Väter, — er hat mir nun beide Väter in derselben Stunde zurückgegeben, und eine treue Mutter, meine alte, gute Susanna, hat er mit mir aus schwerer Todesgefahr errettet!" Dabei reichte sie Susanna die Hand hinüber, und sah sie mit den dankbarsten Blicken an.

„Mein Klärchen!" sprach Brand mit sanfter, bewegter Stimme.

„Hört einmal!" rief Paul Petersen plötzlich; „mir leuchtet es auf wie ein Blitz! Der Ton, mit dem Ihr da sagt «mein Klärchen», hat mich schon lang gequält, mit einer dunkeln Erinnerung! Ihr müßt euch Beide schon gesehen haben!"

„Unmöglich“, sprach Brand.

„Das wollen wir gleich sehen!“ — „Verflucht!“ rief er.

Brand stutzte und sah ihn an.

„Verflucht“, hub der Schiffer wieder an; „sollte ich mich doch irren? — Aber nein, ich irre mich nicht“ — rief er plötzlich aus, da er Brand's ganz erstaunte Züge sah. „Kennt Ihr das Wort: «Verflucht?»“

„Woher wißt Ihr?“ fragte Brand mit äußerstem Erstaunen.

„Ja, jetzt weiß ich, jetzt weiß ich so sicher, wie ich meinen Curs mit dem Compaß mache“, rief Petersen und rieb sich vergnügt beide Hände, „daß Ihr der nämliche Mann seid, der vor zehn Jahren mit mir im bremer Rathskeller zusammentraf, — der Klärchen küßte, als das Kind von der Susanne hier an ihm vorübergetragen wurde, — das Wort «Verflucht», auf das Ihr damals plötzlich wegspranget, ist mir nie aus den Ohren gekommen. Und wenn ich Euch jetzt ansehe, so wird mir auch Euer ganzes Bild lebendig! Aelter seid Ihr geworden, aber denselben militärischen Anstand, die Schmarren da oben, das Blitzauge — Erinnert Ihr Euch denn gar nicht?“

„O freilich, freilich! Jetzt weiß ich's ganz genau! Das Kindchen also warst du?“ sprach er bewegt, und schloß Klärchen in die Arme. „So nah führte mich Gottes Hand an dir vorüber, und so grausam — — nein, nein, ich will nicht klagen! Ich will mein Glück genießen mit dankbarem Herzen! — — Weiß es der Himmel“, fuhr Brand fort, seine Tochter anschauend, „ich sehe dich ordentlich wie damals! Das blonde Lockenköpfchen! Zwar dachte ich damals nicht: Das ist mein Kind, wol aber: so wäre mein Kind! — Und deine Brüder!“ setzte er mit wehmuthsvoller Stimme

hinzu — „ja, die habe ich doch fast so gekannt, wie du damals warst!"

In solchen Gesprächen, in Erinnerungen der Liebe und des Schmerzes, in Ausmalen froher Hoffnungen und seliger Zukunft, schwanden den Beglückten die Stunden dahin, während das Schiff mit vollen Segeln die dunkle Flut theilte und sie dem Ziel näher und näher führte. — Nichts trübte ihren reinen Himmel; selbst nicht die kleine Eifersucht der Väter aufeinander, über die sie selbst lächelten! — Das war Glückseligkeit!

— — — Van der Kerken, Waldheim und der alte Heikens hatten sich, während die Frauen in der Capitänskajüte blieben, in die des Steuermanns begeben und sich dort zuvörderst durch ein heißes Glas Grog erquickt und erwärmt. Dann kleideten sie sich, so gut es ging, um.

„Wir sind so naß wie die Haifische", brummte der alte Heikens, indem er die durchgeweichten Kleidungsstücke abzog. „Das Salz ist uns bis auf die Knochen gedrungen! Bald war's Zeit, daß wir euch fanden! Die Frauen waren schon halb todt vor Frost, und wir wären's auch geworden. — Mein armer Junge, mein Hans dauert mich nur! Er war gut! Zu gut wenigstens, um von einer solchen ungethümen Sturzwelle ins salzige Grab gerissen zu werden! Er hatte nicht Vater nicht Mutter — das ist noch das Beste! Aber es wäre ein guter Lootse geworden! — — Nun, ein frisches Hemde her, Nielsen! — Es wird mir gerade passen. — Prächtig! — Wir Wasserschlangen", fuhr er fort, und schlug van der Kerken auf die Schulter, „hielten's auch noch o aus; allein weshalb soll man's nicht annehmen, wenn man's behaglicher haben kann? — Doch der Herr Landratz oder Landrath dort", wandte er sich zu Nielsen, und deutete auf

Waldheim, „der muß aufs Trockene gebracht werden, wie ein leckes Boot.“

„O, ich bin nicht so verwöhnt“, entgegnete Waldheim; „Wind und Wetter sind mir so geläufig wie Euch!“

„Aber nicht See und Seekrankheit, bester Herr“, lächelte Heikens gutmüthig; „Ihr waret ja halbtodt lange bevor es gefährlich war! Das geht nicht anders! Deshalb braucht Ihr Euch nicht zu schämen. Wir fangen auch so an, und ich weiß noch heute, wie geel und grün mir in Leib und Seele war, bei der ersten Seekrankheit! Und glaubt mir, mancher Alte muß jedes mal heran, wenn er auf einer neuen Fahrt hohle See oder Sturm trifft!“

Van der Kerken war am einsilbigsten und doch am schnellsten beim Ankleiden. Ihn bekümmerte eine andere Sorge. Jetzt, da er gerettet war, dachte er daran: Wird dein Capitän nicht sehr aufgebracht sein und dir eine große Verantwortlichkeit daraus machen, wenn du, infolge einer Lustfahrt, nicht an Bord kommen kannst, falls er Ordre schickt? — „Ihr haltet Euern Curs auf Bremen?“ fragte er den Capitän Nielsen.

„Auf Bremen ist meine Ladung!“

„Ihr könntet mich nicht zuvor nach Cuxhaven schaffen?“ fragte van der Kerken weiter.

„Mit meiner Brigg?“ fragte Nielsen entgegnend, — „Und wenn uns danach noch ein Wetterunglück träfe, wer müßte dann den Schaden ersetzen, wenn man mir nachwiese, daß ich zur guten Zeit schon hätte in der Weser liegen können? Meine Papiere lauten auf Bremen, und wenn mich nicht Wind und Wetter wo anders hinzwingt, kann ich keinen Finger breit von meinem Curs abgehen.“

„Ihr habt freilich Recht! Aber ich möchte —“

„Hinüberschwimmen!“ fragte Nielsen lachend.

„Ei was!" rief Heikens. „Wir nehmen den Curs so, daß wir dicht genug an Helgoland kommen, um von dort einen Lootsen zu fodern. Dann führt Euch ein helgoländer Boot wohin Ihr wollt!"

„Dagegen habe ich nichts", rief Nielsen, „das kann ich verantworten!"

Und van der Kerken that einen fröhlichen Sprung. „So hoffe ich diesmal noch glücklich durchzuschlüpfen", rief er munter. „Und Ihr fahrt doch mit nach Cuxhaven, Freund?" fragte er Waldheim.

Dieser zögerte mit der Antwort.

„Aha", lachte Nielsen, „Ihr wollt nicht wieder auf einen solchen helgoländer Seelenverkäufer! Und der Frau Seekrankheit seid Ihr auch überdrüssig! Ja, ja, ich kann's Euch nicht verdenken! Indeß was die letzte anlangt, die wirthschaftet zu Zeiten auch am großen Bord, und ich stehe Euch nicht dafür, daß Ihr sie hier nicht auch zu sehen bekommt."

„O, wenn wir Alle nach Cuxhaven zurückkehren, so werde ich nicht zaudern", antwortete Waldheim. „Die Furcht wird mich nicht abhalten."

„Jetzt versteh' ich!" — lachte Nielsen. „Ihr wollt die hübsche Jungfer begleiten! — Ja das fragt sich noch, wohin die ihren Curs hält, mit den beiden Vätern! Sie werden wol auf Bremen steuern! — Sie sitzen drinnen in meiner Kajüte wie die Vögel im Nest und haben sich lieb! — Ich mußte sie wol unter sich lassen! — Aber Heikens! Plagt Euch der Lebendige? Ihr wollt ja die Bootsmannsjacke anziehen, die Euch über dem breiten Rücken paßt, wie ein Topsegel auf die große Raa! Da nehmt doch meinen neuen Wetterflaus! Hier! Dazu hab' ich ihn ja heranschleppen lassen!"

Indessen waren Alle fertig. . . .

„Jetzt laßt uns wieder aufs Deck hinaus", begehrte Heikens. „Da soll uns doch ein Grog und ein Zwieback wohlschmecken. Die frische Luft erfrischt am besten." — Sie stiegen sämmtlich die Kajütetreppe hinan und gingen aufs Deck. — „Es wird klar", rief Nielsen. „Ich hab's wol gesagt. Die Sonne muß bald durchbrechen! Und bei dem Wind können wir heut Abend Helgoland noch bei blauem Himmel sehen! — Da hängt schon Euer ganzes Kleiderspind", fuhr er lustig fort und zeigte auf die Kleidungsstücke, die bereits hinaufgebracht und zum Austrocknen an ein Tau gehängt waren. „Der Wind lüftet sie trocken, ehe zwei Stunden vergehen, und ihr könnt noch Alle in eigener Haut meine Schiffsleiter hinunter klettern. — Doch müßt ihr auch euch selber von inwendig heizen und austrocknen!"

Der Schiffszimmermann, der auch als schwerer Koch, wie der Kunstausdruck lautet, an Bord war, kam soeben mit einer nicht allzu kleinen Bowle Grog heran, und ein Junge trug ihm einen Korb mit Schiffszwieback nach. Es war ein Tischchen auf das Deck gestellt und Stühle umher, auf denen Platz zu nehmen der gastfreundliche Nielsen die Verunglückten einlud.

„Wahrhaftig, auch gleich Sonnenschein bei Tafel", rief Heikens, denn eben brach der erste Strahl durch die Wolken, und leuchtete auf das behagliche Plätzchen. „Den haben wir auch seit drei Tagen nicht genossen!" fügte er hinzu. Sie setzten sich. Nielsen bot seinen besten Taback dar, die Gläser wurden gefüllt, die kurzen Pfeifchen der Seemänner angezündet, und im Gefühl der Rettung und der besten Zukunft, verbreitete sich bald über Alle jene behagliche Stimmung, die, des Menschen beste Mitgift von der Natur, ihn ausgestandenes Ungemach, selbst schweres Unglück, so leicht

vergessen läßt. Ja, es ist die wahre Würze und Grundlage der echten Behaglichkeit!

Zehntes Capitel.

Alte Erzählungen!

„Ja!“ philosophirte Nielsen, nachdem seine Pfeife dampfte und der Grog ihm die Lippen angefrischt hatte, „das Seemannsleben — Ihr könnt mir's bezeugen, Heikens, — schüttelt den Menschen anders durcheinander als das Landleben. Es fegt uns hin und her und wirbelt uns ein, wie Spreu im Winde! Das macht, wir werden ja auch nur vom Wind regiert!“

„Ei nun“, warf Waldheim ein, „das Landleben, wie Ihr das auf dem festen Boden nennt, schüttelt uns auch zuweilen seltsam durcheinander.“

„Zuweilen! Aber selten!“ widerlegte Nielsen. „Ihr müßt's bezeugen, Heikens!“

„Ich habe mit Land- und Seewind gesegelt“, rief der junge van der Kerken lustig, „und ich kann euch sagen, sie waren beide scharf. Beinahe möchte ich behaupten, der Landwind noch schärfer!“

„So?“ fragte Nielsen und horchte auf. „Es mag sein! Bei unserm Passagier dort in der Kajüte scheint es auch so gewesen zu sein. Der hat auch nicht immer bei Windstille vor Anker gelegen! — Nun und Ihr? Noch so jung? Was habt Ihr denn für Abenteuer gehabt? Erzählt doch?“

„Ihr könntet Euern Curs nach Neuyork zurücknehmen“,

antwortete van der Kerken, „und ich wollte Euch doch erzählen, bis wir Land sähen, Tag und Nacht durch, wenn ich Alles schildern sollte, was mir Merkwürdiges, Trauriges und Glückliches begegnet ist!“

„Das wäre! Nun so fangt an! Wenn's nicht bis Neuyork dauert, dauert es vielleicht bis Neuwerk!“ meinte Heikens und lachte laut über sein Wortspiel mit den beiden Namen.

„Ich könnte auch manche Stunde lang erzählen“, sprach Waldheim.

„Topp! So sei es! Handschlag und Wort!“ rief Nielsen vergnügt. „Wir wollen ein Jeder unsere Schicksale erzählen. Da vergeht die Zeit! So fangt Ihr an, junger Doppelratz!“

Van der Kerken that in bedächtiger, holländischer Weise erst einen Zug aus seiner Pfeife und dann einen aus dem Glase; hierauf begann er.

„Ich will nicht vom Ei anfangen! So weit zurück weiß ich überhaupt nicht genau Bescheid! — Als mir ein wenig im Kopf klar zu werden anfing, sah ich, daß ich nicht Vater, nicht Mutter hatte, und daß es Einem dabei verteufelt schlecht geht. — Allein, ich war's nicht anders gewohnt, und — so ging es auch! Mit einem Wort, ich steckte unter Seiltänzern, und was das sein und sagen will, hab' ich erst gelernt, seit ich fort bin. Morgens in der Früh weckte mich der Director mit einem tüchtigen Rupf ins Haar, und wenn ich nicht gleich auf den Beinen war, ließ er mich auch wol an meinem Haarseil etwas in der Luft zappeln.“

„Sturm und Blitz“, rief Nielsen, „das ist ja toller als es die Engländer machen, die die Matrosen am Handgelenk aufhängen.“

„Es ist nicht sehr angenehm, kann ich Euch versichern,

aber man wird auf der Stelle munter und recht gelenkig danach", fuhr van der Kerken fröhlich fort. — „Dann ging's an die Exercitien. — Je nun, ein Schiffsjunge faßt manchen guten Hieb, und wäre seine Haut ein Pergament und das Tauende ein Griffel, es würde ein dickes Buch darauf geschrieben sein. Allein ich faßte doch noch mehr! Jedesmal wenn ich vom Seil fiel, fiel das Seil auf mich, — und wenn ich nicht behend und rasch genug eine glatte Stange, mit Seife schön polirt, hinaufklimmen konnte, so fand der Director natürlich, daß ich noch zu schwer sei, und machte mein Gewicht um eine Ration von vierundzwanzig Stunden leichter! Und das kann ich euch versichern, einem acht-, zehn-, zwölfjährigen Magen thut eine Lücke weher als einem acht-, zehn-, zwölfjährigen Rücken. Der kann schon einen Streifen Haut missen! Aber hungern! Vierundzwanzig Stunden! Indessen, Gott fügt Alles zum Guten; leicht und gelenkig wurde ich dabei, und ich freue mich dessen noch heute!"

„Aha!" rief der alte Heikens, „nun weiß man doch, woher Ihr am Schiffsbord laufen könnt, wie eine Katze auf der Dachfirst!"

„Das hat mir gute Dienste gethan", fuhr der Erzähler fort. „Denn um euch die Wahrheit zu sagen, machte ich dem Leben auf dem Seil ein Ende und vertauschte es mit dem auf der See. In Bremen, wohin Ihr steuert, faßte ich den Vorsatz dazu. Mir war bei einer Vorstellung daselbst ein Unglück begegnet, oder vielmehr ein Glück; denn ich fiel bei einer gefährlichen Stellung hoch hinunter und brach nicht den Hals, was doch leicht hätte geschehen können. Das Publicum, das meine Gefahr gesehen hatte und noch dazu hörte, daß ich gepeitscht werden sollte, mischte sich in die Sache; es hätte dem Director fast den Hals gekostet, denn sie stürmten aufs Theater und gingen ihm hart zu Leibe. Ich zitterte

und bebte, am meisten vor dem Gedanken, wie es mir nachher ergehen würde."

„Ich kann mir denken", rief Nielsen, „daß Euer sauberer Director seine Rache nicht gespart haben wird, und wundere mich wahrhaftig nur, daß Ihr lebendig und mit ganzen Gliedern hier bei uns sitzt."

„Es kam anders. — Wir hatten ein schönes Mädchen bei der Gesellschaft. Marietta hieß sie. Sie regierte den Director, denn wenn sie nicht mitspielte, spielte das Publicum auch nicht mit, sondern blieb zu Haus. Von jeher war sie freundlich zu mir gewesen und überhaupt gutmüthig. Die nahm mich in Schutz; sie hatte es einem der Herren sogar feierlich versprochen. — Allein nun war auch der Teufel des Zankes zwischen ihr und dem Director los! Heute hatten wir Nordwind, morgen Südwind, jetzt pfiff der Sturm aus Osten, jetzt aus Westen! Ich armer Schelm mußte überall darunter leiden! Denn wenn er auch öffentlich mit mir gut schien, heimlich und unversehens that er mir doch alles Arge an! Da beschloß ich, davonzulaufen. Es war aber nicht leicht, denn sie trauten mir's zu und bewachten mich wie die Spürhunde. Auch mußte ich wenigstens etwas Geld haben, denn soviel Verstand hatte ich schon, daß ich wußte, in der Welt wird Nichts verschenkt. Allein wo hernehmen? — Ich vertraute mich meiner Beschützerin an. Und was sagte die schöne Marietta? Rathet einmal!"

„Der Teufel mag errathen was ein Frauenzimmer denkt und will", murrte Nielsen.

„Ihr habt Recht, Nielsen", rief Heikens, „auf drei Seemeilen will ich den Curs einer Brigg errathen, wenn ich nur zwei Fetzen Segel sehe; aber mit welchem Wind ein Frauenzimmer segelt, das bringt man nicht mit zehn Compassen und Quadranten heraus!"

„Seht Ihr", antwortete Nielsen, „Heikens bezeugt mir's, was ein Frauenzimmer will, kann man nicht wissen. Also was sagte sie?"

„Nun so hört denn", fuhr van der Kerken fort: «Ich laufe mit!» sagte sie. Und, beim Blitz, drei Tage darauf waren wir Beide fort!"

„Gute Fahrt! Guten Wind!" rief Nielsen und erhob das Glas um anzustoßen. „Der Director wird Augen gemacht haben!"

„Das habe ich nun freilich nicht sehen können!" lachte van der Kerken. „Es war zu Köln am Rhein, wo wir die Flucht ausführten. Pfiffig genug war der Streich angefangen. Wir spielten in einer Bude vorm Thor. Ich wußte und ahnte nicht das Geringste. Plötzlich nahm mich Marietta, nachdem wir eben großen Beifall gehabt, bei der Hand und sagte leise: «Komm mit!» Ich glaubte, sie wolle mich in ihre Garderobe führen, um mir, wie sie öfters that, ein Stück Kuchen oder dergleichen zu geben; doch sie huschte mit mir durch eine Hinterthür aus der Bude ins Freie, wo Alles dunkel war. «Nun eilig fort», rief sie, «ehe sie Etwas vermuthen.» — Hundert Schritt davon trafen wir einen Wagen. Am Schlage stand ein Mann in einem Mantel! «Pst!» rief Marietta. «Pst!» antwortete er; wir saßen ein und fuhren im Trabe davon. Nach einer halben Stunde hielten wir an. Es war vor einem Häuschen, an dem der Rhein dicht vorbeifloß. Hier stiegen wir aus dem Wagen in einen Nachen, ruderten über den Strom und waren eins, zwei, drei an Bord eines holländischen Kauffahrteischiffes.

„«Nun sind wir in Sicherheit», rief der Begleiter. Ich wußte gar nicht, was ich von dem ganzen Abenteuer denken sollte. Allein vollends überrascht war ich, als ich mit Marietta in die Kajüte trat und dort schon ihr großer Koffer

mit Kleidungsstücken stand. «Ich habe für dich auch das Nöthige eingepackt», sprach sie freundlich und schloß den Koffer auf. Und siehe, darin waren alle meine kleinen Habseligkeiten, sodaß ich den Komödiantenputz mit andern Kleidern vertauschen konnte. Das mußte ich auch sofort thun. Wir wuschen uns die grobe Schminke ab; warfen Tressenjacke, bunte Bänder, Federn und allen den Lumpenkram ab und in den Rhein, und in zehn Minuten war Marietta als stattliche Reisende gekleidet; und ich hatte meine ärmlichen groben Reisekleider an. — Das pfiffige Mädchen hatte, ohne mir ein Wort zu sagen, Alles schon Vormittags weggekapert und mit dem Ihrigen verpackt!"

„Die pfiffige Dirne soll leben!" rief Nielsen.

„Und was wurde nun aus Ihnen?" fragte Waldheim, der zwar schweigend aber ernst und mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Was ich jetzt bin! — Unsere schöne Marietta hatte sich von ihrem Liebhaber, einem jungen reichen Holländer entführen lassen. Aus Mitleiden hatte sie mich mitgenommen, denn sie war wirklich auch ein herzensgutes Mädchen. — Der Liebhaber mochte mich aber nicht weiter haben —"

„Das kann ich mir denken", lachte Nielsen.

„Irgend Etwas mußte ich ja auch vornehmen! Genug, er sprach mit dem Schiffer auf unserm Fahrzeug, und ich wurde — Schiffsjunge!"

„Recht so", rief Heikens.

„Doch auf der elenden Rheinbrigg?" fragte Nielsen.

„Aller Anfang ist klein!" erwiderte van der Kerken. „Als wir in Holland, und somit in Sicherheit vor Verfolgung waren, ging Marietta mit ihrem jungen Schatz ans Land. Sie tröstete mich herzlich, wie eine Schwester, und steckte mir heimlich einen schweren Beutel in die Hand. «Das

gehört dir», sprach sie, «aber hebe es auf, für die Noth. Zeige es auf dem Schiffe Niemandem!» Sie ging, ich blieb! Seitdem habe ich nie wieder Etwas von ihr gehört noch gesehen!"

„Hm!" meinte Waldheim.

„Mein holländischer Schiffer war ein kreuzbraver Mann", fuhr van der Kerken fort. „Er lehrte mich den kleinen Dienst, und war vergnügt, wenn ich so leicht kletterte wie ein Eichhorn, und auf einer Raa nicht ritt, sondern aus Uebermuth so dreist hinlief, wie auf dem Deck. — Aber er hatte einen Fehler! Je höher die Sonne stieg, desto größer wurde sein Durst, und je mehr er trank, desto größer sein Jähzorn. Solange er mit dem Tauenden focht, ging's noch an, allein er faßte auch zuweilen ein Schiffsbeil —"

„Oho!" rief Nielsen, „das ist wider Seerecht!"

„So dachte ich auch", fuhr van der Kerken fort, „und da er mich eines Mittags, gerade bei der Sonnenhöhe, mit der Axt verfolgte, und mir fast den Garaus gemacht hätte — fühlt einmal hier am Hinterkopfe die Narbe, — so nahm ich Reißaus, und segelte ohne Compaß und Logbuch mitten in Amsterdam hinein, wo wir eben vor Anker lagen! — Meine Fracht war leicht; ich hatte nichts als was ich auf dem Leibe trug. Aber, ich hatte doch die Börse von Marietta, die ich mir in die Jacke eingenäht hatte, bei mir! — Sie wurde mein Unheil und mein Heil zugleich."

„Wie das?" fragte Waldheim.

„Hört nur! — Mich hungerte. Außer der Börse hatte ich keinen Schilling. Bei einer der fahrenden Restaurationen, die Würstchen, saure Gurken, Eier und dergleichen feil bieten, wollte ich mein Mittagsmahl einnehmen. Vorsichtig trennte ich in einer dunkeln Hausflur die Naht in meiner Schiffsjacke auf, zog die Börse heraus und nahm ein Geldstück hervor.

Es war aber Gold. — Damit trat ich an die Restauration und speiste trefflich; als ich aber bezahlen wollte und das Goldstück hinreichte, sah mich der Verkäufer groß an. Ich mochte nicht das beste Ansehen haben, in meiner abgeschabten Theer-Gallauniform und mit dem blutigen Tuch unter der Mütze, womit ich die Axt-Streifwunde verbunden hatte. Dublonen oder Dukaten waren mir eben nicht zuzutrauen. «Wart einen Augenblick, ich kann nicht so viel wechseln», sprach der Verkäufer, und flüsterte dann mit seinem Burschen, der eilig davonlief, aber wie ich sehr gut sah, ohne das Goldstück mitzunehmen. Ich hatte einige Ahnung, daß mir Böses drohte. Ich überlegte! Hm! dachte ich. Du hast gegessen, er hat das Geld — wenn du auf Das verzichten willst, was du herausbekommst — denn wie viel das sein mochte, davon hatte ich gar keinen Begriff — so kannst du ja mit gutem Gewissen davongehen. Eigentlich mit bösem, denn in Wahrheit, so ganz wohl war mir nicht zu Muthe. Gedacht, gethan; ich drehte mich auf dem Absatz um und ging in See mit vollen Segeln! Aber der Kerl erhob ein Alarmgeschrei hinter mir her, und ein funfzig Gaffer, eine ganze Scheerenflotte, setzten auch alle Segel bei, um mir nachzujagen; zum Uebel aller Uebel rannte ich plötzlich gegen den weggeschickten Burschen an, der mit einem langen Polizeibeamten eben um die Straßenecke bog. Das war eine verwünschte Klippe zum Stranden! Der Polizeipirat enterte mich mit seinen fünf Enterhaken an der linken Hand, — ich war fest! — Unter lautem Volksgeheul und Gejubel, aus dem ich nur die Worte: «Ein Dieb! Ein Dieb!» heraushörte, wurde ich auf die Polizei geschleppt und in ein kleines Stübchen, worin mit mir zugleich der halbe Schwarm neugierig eindrang, geführt, vor einen Mann, der gerade wie eine recht schwarze Bö aussah, die mit Hagel und Schnee über See

fährt! — «Visitiren!» rief der Kerl. Das war bald geschehen, ich hatte nichts als mein Taschenmesser und — die Börse!"

„«Aha!» rief die schwarze Bö, und warf gierig den fünfzackigen, langfingerigen Anker danach aus! — «Gold! Pistolen!» Er zählte. «Neunzehn Stück? Bursche, wo hast du den Beutel gemaust?»"

„Ich zitterte und weinte, wenn ich's ehrlich zugestehen soll, denn ich kam mir schon so gut wie aufgehangen vor. — Ehe ich antworten konnte, rief er schon wieder: «Aha, ein Zettel! Der wird Licht geben!» Es lag ein Zettelchen in der Börse, an das ich gar nicht mehr gedacht hatte. Darauf hatte Marietta mit ihrer kleinen kritzlichen Hand geschrieben: «Zwanzig Pistolen für dich, du armer Schelm. Sie gehören dir mit Recht. Ich habe sie für dich aufgehoben von dem Geschenk deines Beschützers in Bremen. Verstecke sie gut und wende sie gut an. Lebe wohl! Marietta.»"

„Als die schwarze Bö den Zettel gelesen, wurde wahrhaftig etwas heiterer Himmel auf ihrer Gewitterstirn. Ich wurde gefragt, hin und her, kreuz und quer, sagte die ganze Wahrheit, zeigte meine Wunde, und endlich erklärte die Bö, die sich weiß Gott in ordentlichen hellen Sonnenschein verwandelt hatte: «Das Geld gehört dem Buben an, aber er darf sich nicht in Amsterdam umhertreiben. Man muß ihn unterbringen!» «So bringt mich auf ein Schiff», rief ich fröhlich und keck geworden. — «Hast du Lust, Seemann zu werden?» fragte eine Stimme, mit einem Baß noch unter dem tiefsten Ton der harlemer Orgel. — «Zu bleiben!» rief ich. «Gut denn, ich will dich nehmen! Habt Ihr was dawieder?» fragte er die Bö. «Nichts, Capitän!» — Und zwei Stunden darauf war ich auf dem schönen Kriegsschiff Ju-

piter, auf der Werft zu Amsterdam gebaut, und zwei Tage darauf in offener See."

„Bei Gott! Eine prächtige Geschichte!" rief Nielsen. „Ihr müßt's bezeugen, Heikens — darauf muß man anstoßen."

„Wenn wir umlegten, statt nach Bremen, nach dem Cap segelten, so wollte ich euch erzählen, bis der Junge im Korb «Land» ruft!" — sprach van der Kerken heiter. „Nun aber muß ein Anderer heran und erzählen!"

„Doch wie wurdet Ihr Offizier, ein Junge, der kaum lesen konnte! Das müßt Ihr uns erst noch sagen!" fragte Heikens.

„Mein Capitän, Gott habe den braven Seemann van der Kohl selig! hatte mich lieb gewonnen, ließ mich Etwas lernen. Da ich der beste Schiffsjunge im Klettern und allem sonstigen Dienst war, den er je gehabt, brachte er mich in die Seecadettenschule. Als ich wieder mit ihm zu Schiff ging, hatten wir ein Gefecht mit einem verteufelten Piraten von Tetuan, wo ich beim Entern gut um mich hieb und dem Seeräuber den Schädel spaltete; aus der Zeit habe ich die Narbe hier an der Backe! Dafür avancirte ich zum Schiffsfähnrich. Das ist vier Jahre her; seit dem vorigen bin ich, was ich noch bin: Unterlieutenant auf der Orlogbrigg Hugo Grotius der Vereinigten Niederländischen Staaten. — — Aber nun mein Nachfolger heran! Freund Waldheim, nun nehmen Sie das Steuer!"

Elftes Capitel.

„Erzählt nur weiter!“

„Ich möchte euch bitten“, begann Waldheim, „mir meine Erzählung zu erlassen. Es ist mir, wenn auch hart genug, doch vielleicht nie so traurig ergangen wie meinem Freunde hier; doch ich vermöchte es nicht so heiter zu erzählen. Es würde mir die gute Stimmung verderben.“

„Nichts, Nichts da!“ rief Heikens. „Ihr müßt heraus rücken! Jeder seinen Theil!“

„Ja wohl“, fiel Nielsen ein. „Wer den Mund zum Grog aufgemacht hat, muß ihn auch zum Erzählen auf-machen!“

„Nun“, entgegnete Waldheim, „so erlaßt mir's, euch zu berichten, wie es mir traurig erging. Ich will euch denn nicht von meiner ersten Jugend, sondern von spätern Zeiten unterhalten. — — Unter wechselnden, schweren und guten Schicksalen war ich sechszehn Jahr alt geworden und kurze Zeit zuvor zu einem alten Förster bei Hildesheim in die Lehre gekommen. Aeltern hatte ich nicht; aber wackere, liebe Leute haben sich meiner oft angenommen. Gelernt hatte ich wenig, allein für einen Jägerburschen immer genug. Das Waldleben war mir über Alles lieb. — Ich war nun wol recht gut daran, und glücklich genug. Doch fühlte ich mich stets verlassen und einsam, und der Neid, wenn ich es so nennen darf, auf Andere, die liebe Aeltern und Geschwister hatten, hat mich auch noch heute nicht verlassen, wo ich doch, wie man es im Allgemeinen annimmt, ein sehr glücklicher Mensch bin, da ich ganz unabhängig dastehe. Wie ich das

geworden bin, will ich euch erzählen, wenn es auch nur kurz ist."

„Topp!" rief Nielsen und stieß an; „und ein ander mal, wenn Ihr die Seekrankheit und die Nachwehen von Eurer Irrfahrt hier auf der Nordseespitze besser verwunden habt, erzählt Ihr das Andere."

„Recht gern!" lächelte Waldheim.

„Eines Tages ging ich mit der Flinte auf dem Rücken durch unser wildes Forstrevier. Ein Fuchs streift mir plötzlich quer über den Weg und schießt ins Gebüsch. Halt, dachte ich, der hat seinen Bau hier in der Nähe. Ist er dir am Schuß vorbei gegangen, so wirst du sein Quartier aufsuchen. Ich schlich dem Thier leise ins dichte Buschwerk nach. Die Spur führte mich ein paar hundert Schritte waldeinwärts. Es war hoher Mittag, mäuschenstill im Walde. Da höre ich, ganz nahe ein Paar tiefe Stimmen im Gespräch miteinander. So mitten im Walde Leute? Das sind Wilddiebe, dachte ich und machte meine Doppelflinte bereit. Kaum dreißig Schritt vor mir stand eine mächtige Eiche. Dorther kamen die Stimmen; die Leute mußten dahinter gelagert sein. Ich unterschied deutlich die Worte: «Vorwärts, vorwärts, es ist Zeit!» Es schoß mir auf, daß es hier nicht ganz richtig sei. Ich schmiegte mich leise hinter einen dichten Holunderbusch, von wo ich tief versteckt die Eiche im Auge hatte. Kaum war ich so auf den Anstand geschlichen, als zwei Kerle hervortraten, die nichts Gutes versprachen. Sonnverbrannt, bärtig, in groben Kitteln, Jeder mit einem Stutz in der Hand, sonst, so schien es, ohne Waffen. Da ich sie mit Schießgewehr mitten im Walde traf, hätte ich sie sogleich als Wilddiebe anhalten können, allein ich vermuthete, es stecke noch Schlimmeres dahinter, deshalb hielt ich mich im Hinterhalt."

„Bravo", rief Nielsen; „ich wittere es schon, es waren Piraten, die Euch in Sicht kamen."

„Zudem", fuhr Waldheim fort, „es waren Zwei; und wären es wirklich nur Wilddiebe gewesen, so hätte ich gleich Einen niederschießen müssen, um des Andern gewiß zu sein, denn bei einem bloßen Anruf von meiner Seite, hätten sie's mir so gemacht. Zwei gegen Einen, mit geladenem Gewehr, ist ein schlechter Handel!"

„Gewiß!" sprach Heikens beifällig.

„Ich schlich ihnen also nach. — «Gib wieder einmal ein Zeichen, Hans», sprach Einer zum Andern; «nun werden sie wol antworten.» Auf dieses Wort zog der Angeredete ein Pfeifchen hervor und ließ einen langen, schrillenden Ton darauf hören, der weit durch den stillen Wald schallte. Dann spitzten Beide das Ohr."

„Und Ihr mit, darauf will ich schwören" — rief Nielsen mit allen Zeichen der Spannung in den Zügen.

„Zuverlässig!" antwortete Waldheim. „Es dauerte auch nicht eine halbe Minute, so hörten wir ganz aus der Ferne einen gleichen Ton. «Siehst du Hans? — Sie sind da!» rief der erste der beiden Räuber, denn daß es dergleichen waren, konnte ich nun nicht mehr bezweifeln."

„Piraten! Piraten! Hundsföttische Seeräuber! wie ich gesagt habe", rief Nielsen. „Ihr bezeugt mir's, Heikens! Nun ich hoffe, Ihr habt den Kerlen eine Ladung von hinten her in den Kiel gegeben, daß ihnen das Segeln vergangen ist, denn einen Menschen kann man ja doch in den Kiel, ich meine ins Rückgrat, schießen, wenn's auch bei einem Schiff nicht geht!"

„Nun", lächelte Waldheim, „sie ohne Umstände von hinten niederzuschießen, das hätte mich doch etwas zu schwer in

Verantwortung gebracht. Ich mußte erst zusehen, wo das Ding hinaus wollte und schlich ihnen also nach."

„Recht so, immer in ihrem Kielwasser!" rief Nielsen und trank einmal.

„Sie gingen", fuhr Waldheim fort, „gerad auf die Landstraße zu, die hier in engen Schluchten und Hohlwegen mitten durch den Wald führt. Als sie nach einigen Minuten nochmals die Pfeife hören ließen, antworteten die Andern schon ganz nahe, und bald darauf trafen sie mit drei andern, ähnlichen Kameraden, die von jenseit kamen, zusammen."

„Also Fünf gegen Einen", warf van der Kerken dazwischen; „eine verteufelte Schachpartie!"

„Ich war ihnen von weitem, vorsichtig, doch ohne sie aus dem Auge zu verlieren, gefolgt. Jetzt schlich ich mich unter dem Schutz einer Fichtenschonung dicht heran. Ich konnte sie sagen hören: «In einer Viertelstunde müssen sie heran sein. — Hier wollen wir lauern!» — «Weißt du, ob viele Bediente dabei sind?» Ich konnte die Antwort nicht mehr verstehen, denn im Sprechen gingen sie weiter und kletterten die steilen Wände des Hohlwegs auf die Straße hinunter. Ich schlich mich bis an den Rand desselben, wo ich zwischen zwei bemoosten Felsstücken eine Spalte fand, durch die ich Alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Der Weg machte hier gerade eine Krümmung, sodaß man einen herankommenden Wagen erst im letzten Augenblick sehen konnte. Die Kerle zogen von einem Baum zum andern ein Seil, das den Weg sperrte. Dann lagerten sie sich; einer ging vor bis zur Biegung, um Wacht zu halten. Ich hatte einen herrlichen Schießstand, ungesehen, konnte fast auflegen und im Nothfall durch einen Sprung in die Schonung mich unsichtbar machen und einen guten Vorsprung gewinnen,

bevor Jemand die steilen Wände des Hohlwegs herauf kam. — So harrte ich in athemloser Spannung. Da hörte ich Peitschenknall und das Horn eines Postillons. Zugleich kam die ausgestellte Wache zurück. Nach wenigen Minuten wurde ein mit vier Pferden bespannter Wagen sichtbar; ein Postillon saß im Sattel, ein Mädchen und ein Diener auf dem Bock."

„«Holla, was ist das», schrie der Postillon laut, indem er um die Ecke bog und das übergespannte Seil sah. Doch er hatte kaum das Wort heraus, als zwei Schüsse fielen und er vom Pferde stürzte. Im nämlichen Augenblick sprang der Diener vom Bock, es ertönte weibliches Geschrei, der Kutschenschlag flog auf, eine Dame wurde sichtbar; die Räuber stürzten gleichzeitig aus dem Gebüsch und fielen Pferde und Wagen an. Das Alles war das Werk einer Secunde. Für mich aber war jetzt der Zeitpunkt gekommen. Ich nahm den einen meiner beiden Kerle aufs Korn, der auf den Kutschenschlag zusprang; er stürzte, ehe er ihn erreicht hatte. Wie vom Blitze getroffen, fuhren Alle zusammen; ohne abzusetzen, nur den Rauch ließ ich einen Moment verziehen, schoß ich auch den Zweiten nieder, der eben den herabgesprungenen Diener packen wollte. Jetzt war es, als ob der Schrecken Gottes unter die Bösewichter führe, so stürzten sie, ihre Beute aufgebend, in wildester Flucht davon!"

„Sturm und Flut! Gut manövrirt", rief Nielsen freudig.

„Ich wollte, ich wäre dabei gewesen", fiel van der Kerken ein und sprang voll Muth und Lust auf. „Ihr seid ein braver Kerl!" Und dabei drückte er den ernsten, ruhigen Waldheim ungestüm ans Herz.

„Es war wirklich nichts so Großes dabei, denn ich war

ja verschanzt wie in einer Festung", sprach dieser abwehrend. — „Das Glück war mir günstig und blieb es auch. Das Seil, welches die Straße sperrte und ihnen die Reisenden überliefern sollte, wurde ihr eigenes Verderben, denn es hemmte die Flucht. Indem der Eine in wildem Sprunge darüber hinwegsetzen wollte, hob es der Zweite, um in der Mitte durchzukriechen; so kam es zwischen die Füße des Springenden, und dieser stürzte mit dem Kopf voran so furchtbar auf ein Felsstück nieder, daß er regungslos liegen blieb. Die beiden Andern waren uns im Nu aus dem Gesicht. Ich wollte jetzt rasch in den Hohlweg hinunter, doch ich besann mich, sprang in die Schonung und lud erst mein Gewehr wieder!"

„Recht so! Man muß immer die Augen auf haben, auch in Sturm und Gefecht! Ihr wäret auch ein guter Seemann geworden, trotz der Seekrankheit, Ihr verteufelter Landratz!" rief Nielsen. „Ihr bezeugt mir's, Heikens!"

„Als ich fertig war", fuhr Waldheim fort, „und wieder an den Rand des Hohlwegs trat, sah ich den Schauplatz sehr verändert. Eine alte Dame saß ohnmächtig, von einer jüngern und dem Mädchen in dem Arm gehalten, auf einem Felsblock. Der Diener war beschäftigt, dem Postillon Hülfe zu leisten, welcher zwar lebte, doch blutend gegenüber am Wege saß. Ich rief, damit sie nicht glauben sollten, ich käme in feindlicher Absicht hinunter: «Die Gefahr ist vorüber; ich werde gleich unten sein, Ihnen zu helfen.» — So stieg ich hinab und wurde nun als der Retter von allen Seiten freudig begrüßt. — — Das Interesse meiner Erzählung für euch ist nun vorüber; denn, wie wir Alles wieder in Gang brachten, dem Postillon den Arm verbanden, die beiden Leichen, denn sie waren auf der Stelle todt gewesen, liegen ließen, dem dritten Kerl aber die Hände ban-

den und ihn, als er aus seiner Betäubung erwachte, mitnahmen; wie wir so die Station erreichten und viele gerichtliche Vernehmungen und Untersuchungen durchmachen mußten, das würde doch nur langweilig sein. Für mich aber ging nun das Interesse erst recht an. Es war die sehr reiche Gräfin Schlaterndorf aus Schlesien, die mit ihrer Tochter zu ihrem Gemahl reiste, welcher ich den Dienst geleistet hatte. Sie konnte gar nicht dankbar genug sein. Kurz, der Graf wurde mein Wohlthäter. Er ließ mich Forstwissenschaft zu Dreißigacker und Tharand gründlich studiren, und da er vor Jahr und Tag starb, hat er mir ein so ansehnliches Legat ausgesetzt, daß ich nach meinem freien Hange leben kann."

„Das ist brav", rief Nielsen und van der Kerken zugleich: „Das ist eine bessere Prise, als ich je aufgebracht habe! Ich habe nichts als meine Schiffslieutenantsgage. Freilich brauche ich auch die nicht einmal, sondern habe, wenn wir einmal im Hafen liegen, immer mehr, als mir gut ist!"

„Sie haben viel, lieber Freund!" entgegnete Waldheim; „Sie haben einen frischen, freien, fröhlichen Sinn, den Ihre rauhen und bewegten Jugendschicksale nur gehoben haben, während die meinen mich immer ernster und ernster stimmten und auch Anlaß wurden, daß ich Europa verlassen wollte, womit ich freilich noch andere Zwecke verband."

„Wollte?" — fragte van der Kerken. „Haben Sie den Plan aufgegeben?"

„Vielleicht!" — antwortete Waldheim; „vielleicht auch", setzte er mit einem halben Seufzer und einem Schatten der Trauer auf der Stirn hinzu, „gehe ich nun erst recht daran!"

Van der Kerken machte auch ein ernsthaftes Gesicht und schien, was seine Weise sonst gar nicht war, nachdenklich.

Nielsen faßte die Sache anders: „Ich merke schon, lachte er, die Ueberfahrt auf der See hat Euch nicht behagt! Ihr habt's auch gleich schlecht getroffen, Sturm, Lebensgefahr und elende Seekrankheit! — Je nun, auf dem Trockenen ist ja auch noch Platz, wenn's Euch auf dem Nassen nicht behagt!"

„Das wäre es wol nicht", entgegnete Waldheim lächelnd, „allein —"

„Sturm und Flut! Da kommen wahrhaftig die Frauenzimmer aus der Kajüte mit dem Vaterpaar, Paul Petersen und unser Passagier."

„Wie heißt denn der eigentlich", fragte Heikens.

Doch Nielsen, statt zu antworten, rief plötzlich überlaut: „Sturm und Flut! Ein Helgoländer! Oder ich will nicht Nielsen heißen."

Heikens fuhr herum. — „Ihr habt Recht! Und das muß Peter Franz sein, das ist sein Bootsgang! — Wie hat uns denn der so überrumpeln können! Er segelt uns ja schon beinahe über! —"

„Das kommt davon, wenn man schwatzt und sich Etwas erzählen läßt, statt die Augen aufzuthun", brummte Nielsen. — „Soll ich ihn anholen? Wollt ihr euch an Bord nehmen lassen?"

„Das versteht sich", erwiderte Heikens.

„Würde der uns auch nach Cuxhaven führen?" fragte van der Kerken.

„Darauf habt Ihr meinen Handschlag!" antwortete Heikens. „Es ist so gut, als wäre ich's selbst!"

„Gott sei Dank!" rief van der Kerken. „So werden wir nicht zu spät kommen! Ihr fahrt doch mit, Freund Waldheim?"

Dieser zögerte mit der Antwort.

„Nun, Ihr habt Eure Habseligkeiten dort und wartet auf ein Schiff nach Neuyork!" fuhr van der Kerken hastig fort, und man merkte es ihm an, daß er es sehr ungern gesehen haben würde, wenn Waldheim allein auf dem Schiff geblieben wäre.

In diesem Augenblick trat Klara, die mit ihrem Vater und Paul Petersen näher kommend, das Gespräch gehört hatte, heran und sagte sehr freundlich:

„Einer meiner lieben Gefährten in Unglück und Rettung wird mir wol eine große Güte erzeigen! — Mein Vater, oder meine Väter, darf ich sagen, wollen mich nicht wieder von sich lassen; sie wollen erst mit mir nach Bremen gehen und von dort zu Land nach Cuxhaven kommen. Möchten Sie nun wol meine Base von Allem, was geschehen ist, benachrichtigen und ihr sagen, daß wir vielleicht drei oder vier Tage später eintreffen?"

Klara hatte sich hauptsächlich an van der Kerken gewandt. Dieser erwiderte mit einem leichten Erröthen auf dem frischen Antlitz: „Ich möchte es von ganzem Herzen gern! Allein wenn wir in See auf mein Fahrzeug stießen, müßte ich mich ohne Weiteres an Bord setzen lassen!"

„Nun, so werde ich's übernehmen", fiel Waldheim lebhaft ein. Und damit war es entschieden, daß er mit nach Cuxhaven segelte. Aber ebenso entschieden war es auch im Innern für ihn, daß er dort die Ankunft der schönen Klärchen abwarten wollte, und wenn er bis zum Winter harren sollte!

Nielsen hatte indessen den Helgoländer durchs Sprachrohr angerufen oder angeholt. Dieser hatte durch Zeichen geantwortet und kam mit vollen Segeln pfeilschnell heran, daß der Schaum um Brust und Kiel brauste.

Zehn Minuten später waren Heikens, Waldheim und van der Kerken in dem helgoländer Boot und nahmen ihren Curs mit günstigem Winde direct auf die Elbmündung, während Nielsen sich der Wesermündung zuwandte.

Zwölftes Capitel.

„Die Jugend brauset!“

Es waren acht Tage vergangen. Van der Kerken und Waldheim saßen am schönen Septembernachmittag vor der Thür des Gasthauses zu Cuxhaven und plauderten bei einer Flasche Portwein. Die Sonne vergoldete das Meer und ihr Widerschein blitzte in tausend Sternen auf den Wellen. Der Himmel überzog sich mit dem leisen Golddust der beginnenden Abendröthe. Das Land streckte seinen grünen, purpurn angeleuchteten Arm weit in die blaue Flut. Im Vordergrunde lag eine stattliche Kriegsbrigg vor Anker. Es war der Hugo Grotius, das Fahrzeug, zu dem van der Kerken als Schiffslieutenant gehörte. Der Capitän war zurück und morgen mit der Flut sollten die Anker gelichtet werden.

Der sonst so heitere van der Kerken hatte etwas Trübes in seinen Zügen. „Und du hast wirklich deinen Plan nach Amerika zu gehen, ganz aufgegeben?“ fragte er Waldheim.

„Wenigstens für jetzt“, erwiderte dieser.

„Und was hat dich so plötzlich zur Aenderung deines Entschlusses bestimmt?“

Waldheim erröthete. „So ganz plötzlich ist der Ent-

schluß nicht; ich war schon seit längerer Zeit zweifelhaft gewesen", antwortete er.

„Und der Grund?" fragte der Andere sichtlich gespannt.

„Man ändert seinen Plan wol zuweilen!"

„Du solltest mir aufrichtig antworten, Waldheim; wir haben Brüderschaft getrunken, Hand in Hand, Herz an Herz, Mund auf Mund gedrückt! Ich nehme das nicht so leicht!" — Van der Kerken wurde immer lebhafter.

„Wer sagt dir, daß ich es leicht nehme?" entgegnete Waldheim etwas empfindlich.

„Vor einem Bruder versteckt man sich nicht" — fuhr van der Kerken heraus.

„Versteckt? Versteckt? Ich verstecke mich nie!" rief Waldheim heftig und die Aufwallung röthete seine Wangen. „Ich verstecke mich nie!" wiederholte er nochmals, „und am wenigsten" — er stockte.

„Am wenigsten? Am wenigsten vor wem?" rief van der Kerken gereizt. „Was sollte da herauskommen? Ich werde um das Wort bitten müssen — um die Fortsetzung der Phrase."

„Am wenigsten", erwiderte Waldheim, der ruhiger geworden war, „wenn ich gar keine Ursach dazu habe!" Beide schwiegen; doch die freundliche Stimmung war gestört.

Gleichzeitig kamen eben zwei Männer die Balcontreppe zum Wirthshause herauf. Der eine war ein Matrose, der andere der Laufbote aus Ritzebüttel. Dem Letztern trat die Wirthin schon entgegen und rief: „Nun, bringt Ihr mir endlich einen Brief? Ich habe volle acht Tage darauf gewartet!"

Während dessen war der Matrose an den Tisch der beiden jungen Männer getreten und brachte van der Kerken

7 *

die dienstliche Meldung: „Mynher der Capitän läßt Mynher dem Lieutenant melden, daß er morgen früh mit der Flut um sieben Uhr in See geht. Um sechs muß Alles an Bord sein.“

„So seid um fünf mit dem Boot hier, um einzuladen; verpackt ist schon Alles, auch die Meßinstrumente. Vier Mann müssen kommen, denn es sind schwere Kisten dabei“; antwortete van der Kerken. „Also morgen um sieben Uhr sagen wir uns Lebewohl“, wandte er sich zu Waldheim. Doch bevor dieser antworten konnte, fiel die Wirthin mit einem lauten Freudenruf ein: „Morgen Abend kommen sie! Klärchen und meine Schwester Susanne! — Was freue ich mich, das Goldmädchen wiederzusehen! Nach so viel Angst um sie und der Gefahr und dem Glück! Ja wahrhaftig, ich habe sie lieb, als wenn sie meine Tochter wäre!“

„Ich werde sie nicht mehr sehen!“ sprach van der Kerken mit einem Ton zwischen Schmerz und Bitterkeit.

Die Wirthin wurde wiederum abgerufen.

Van der Kerken war aufgestanden und ging in sichtlicher Aufregung auf und nieder. Plötzlich trat er vor Waldheim hin und sprach: „Ich kann nicht hinterhalten mit meinen Gedanken; heraus muß es; ich muß wissen, wie wir miteinander stehen. So frage ich dich denn auf dein Ehrenwort: Was hast du im Sinn in Betreff — —“

Hier stockte er. — Waldheim sah ihn ernst aber offen an. — „In Betreff?“ fragte er.

„O, du verstehst mich gut genug“, fuhr van der Kerken heftiger fort. „Du weißt wol, was du mir antworten mußt!“

„Das glaube ich wol zu wissen“, entgegnete Waldheim; „aber ich werde doch das Recht haben, auch eine bestimmte Frage abzuwarten? Du mußt ebenso wol wissen, was du mich fragen darfst!“

„Bei Gott, das weiß ich!“ fuhr van der Kerken wild auf. „Ich darf dich fragen, ob du einen Gang auf Pistolen mit mir machen willst und zwar vor Sonnenuntergang!“

„Van der Kerken!“ rief Waldheim staunend und in edelm Unwillen. „Van der Kerken! Besinne dich!“

„Willst du, oder willst du nicht?“ rief dieser mit halb unterdrückter Stimme, doch vor Aufwallung bleich und zitternd.

„Nein!“ erwiderte Waldheim sanft und ernst. „Das mußt du mich erst noch ein mal fragen, wenn du ruhiger geworden bist!“

„Vortrefflich! Du willst vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, — bis ich in See bin!“ rief van der Kerken bitter lachend.

„Van der Kerken! — Besinne dich!“ entgegnete Waldheim, noch immer an sich haltend. „Ich weiß, daß du nicht so von mir denkst, aber auch das Wort der Leidenschaft darf nicht zu weit gehen.“

Van der Kerken war in unbeschreiblicher Wallung. Er zitterte, wechselte die Farbe, zerdrückte eine Thräne im Auge. „So gib mir dein Ehrenwort“, sprach er endlich mühsam, „daß du, bis ich auf Urlaub von Holland hierher zurückkehre, kein Wort —“

„Kein Wort? —“

„Nicht um Klara's Hand werben willst!“ brach er endlich mit Anstrengung heraus.

Waldheim stand im Tiefsten erschüttert. „Mit welchem Recht darfst du das von mir fodern?“ fragte er endlich, mit sehr ernstem, aber sanftem, fast wehmüthigem Ton der Stimme.

„Recht oder nicht!“ rief van der Kerken, „genug, ich fodere es von dir, ich muß es fodern!“

„Und ich muß es verweigern!" sprach Waldheim stolz.

„So bist du ein Verräther! Und nur die Kugel kann zwischen uns entscheiden", rief van der Kerken in höchster Aufregung. „Du oder ich! Nur ein elender Feigling sagt Nein, oder sucht Ausflüchte!"

Da fuhr Waldheim auf: „So hast du es denn mit Gewalt ertrotzt! Auf dich die Verantwortung solcher That!"

Und raschen Schrittes ging er hinweg, hinauf in sein Zimmer, um seine Pistolen zu holen.

„Am Strande, im Gebüsch an der Bucht", rief ihm van der Kerken nach und eilte dann auch seinerseits hinauf, um das Nöthige anzuordnen.

Waldheim setzte mit unbeschreiblichen Gefühlen seine Pistolen in Stand. Dann nahm er ein Blatt Papier, schrieb einige Zeilen darauf und steckte es in seine Brieftasche. Einige Augenblicke stand er ernst, wehmüthig nachsinnend. „Ich hatte ihn so lieb gewonnen!" dachte er; „noch vor wenigen Minuten war er mein innigster Freund! — Und jetzt! — Welche Wahl! Ich soll ihn niederschießen, oder mich von ihm niederschießen lassen! Denn daß ich ihn nicht fehle, wenn ich ihn nicht fehlen will, das weiß ich zu sicher; und daß er nicht abläßt, bis das Aeußerste geschehen ist, daran kann ich auch nicht zweifeln."

Nachsinnend stand er am Fenster und blickte auf Meer und Strand hinaus. Da sah er van der Kerken mit umgeworfenem Mantel schon zur Hausthür hinausschreiten und rasch dem Strande zugehen.

„Es muß also sein!" sprach er fest und warf gleichfalls den Mantel über, um die Pistolen darunter zu verbergen. Er drückte den Hut in die Augen und eilte fort, scheu davor, irgend Jemand zu begegnen.

In der Hausthür standen die dienenden Leute der Wir-

thin; er mußte sich zwischen ihnen hindurchdrängen. Eine unbefangene Frage derselben würde ihn in Verlegenheit gesetzt haben. Doch ihre Aufmerksamkeit war zu seinem Glück nicht auf ihn, sondern auf einen andern Gegenstand gerichtet. „Es ist richtig; der kommt zu uns“, sprach der Hausknecht zu der neben ihm stehenden Stubenmagd, die sich, von der sinkenden Sonne geblendet, die Hand über die Augen hielt und nach der rechten Seite, wo der Damm von Ritzebüttel hinlief, hinüber schaute. Unwillkürlich warf auch Waldheim einen Blick dahin und sah einen Reisewagen, der eben in den Weg einbog, welcher dem Hause zuführte. „Fremde!“ sagte er gleichgültig und eilte um so mehr nach der andern Seite dem Strande zu, als er der Wirthin ausweichen wollte, die eben auch heraustrat. Das Stubenmädchen, welches er im Vorbeigehen angestreift hatte, hörte er aber verwundert sagen: „Da geht der Herr von Nr. 6 auch so eilig fort; und auch im Mantel. Was mögen sie denn vorhaben?“ — Nach wenigen Secunden war er hinter den nahen Gebüschen verschwunden, und eine Biegung des Fußpfades entzog ihn vollends dem Blick. Er hörte den Wagen noch rasch vorfahren und den lauten Peitschenknall des Kutschers; dann wehte der Wind ihm ein Geräusch von Stimmen nach, wie von lebhafter Begrüßung. Er achtete nicht darauf und eilte vorwärts. Als er den Strand erreicht hatte und den Saum desselben entlang sehen konnte, erblickte er van der Kerken schon einige hundert Schritte weit vor sich, aber noch in raschem Vorwärtsgehen. Jetzt verschwand derselbe hinter einem Sandhügel, wo das Meer eine kleine Bucht machte.

Nie war ihm der mit Steinen, Kies und Muscheln bedeckte Pfad und die Eintönigkeit der Küste, so öde erschienen als jetzt. Das Meer dagegen strahlte in erhabener Pracht.

Die Sonne zitterte in dunkelrothem Feuer am äußersten Saum der Wellen und berührte diese schon mit ihren Strahlen. Die See schien aus flüssigem Golde zu bestehen, über das sich die reinste Azurglocke des Himmels deckte.

Der Hugo Grotius, auf dem van der Kerken fort sollte, lag gerade gegen Westen vor Anker; jetzt trat Waldheim in den langen Riesenschatten, den das Schiff mit Rumpf und Masten über die See warf und die glühende Sonnenkugel stand dicht hinter demselben. So bildete es mit dem Gegitter seiner Masten, Raaen, Spiren und Taue ein ebenso majestätisches, als in saubern Linien ausgeführtes schwarzes Bild auf dem glühenden Himmel; eine gigantische Silhouette auf Goldgrund. Waldheim aber sah sich dadurch gewissermaßen in Nacht gehüllt und empfand den kalten Anhauch des Schattens. „So“, dachte er, „zieht jetzt ein düsterer, nächtlicher Schatten vor das rosige Glück deines Lebens hin und wer weiß, ob nicht die Sonne untergegangen ist, bevor dich ihr Strahl wieder trifft!“

Sein Blick wandte sich auf die öde Küste. In der anleuchtenden Abendglut sah sie, mit ihrem unabsehbaren Steingeröll und den dahinter flach aufsteigenden Sanddünen, einer in afrikanischer Sonnenglut brennenden Wüste gleich.

Alles stimmte Waldheim schwermüthig. Er beschloß noch einen Versuch zu machen, van der Kerken von seinem Vorsatz abzubringen.

Jetzt hatte er die Spitze erreicht, wo die Küstenlinie die Biegung machte. Er warf noch einen Blick auf das Gasthaus von Cuxhaven zurück, das, kaum fünfhundert Schritte entfernt, sich nun auch seinen Augen entzog. „Werde ich es wieder betreten, — wird es mit glücklichem, hoffendem Herzen sein?“

Die äußerste Giebelspitze verschwand jetzt hinter der mit

hohem dürrem Riedgras, das im Seewinde rauschte, bedeckten Düne. Waldheim blickte wieder vor sich und sah van der Kerken unfern auf einem großen Stein sitzen, den Mantel lässig um die Schultern geschlagen, halb herabgesunken, den Blick starr in die See und untergehende Sonne geheftet. Erst als er Waldheim's Schritte auf dem Steingeröll hörte, wandte er das Haupt um, fuhr sich mit der Hand rasch über die Augen und sprang auf.

Waldheim blieb stehen.

So standen Beide schweigend einander gegenüber.

Dreizehntes Capitel.

Unverhofft!

Die Nachricht, daß ein Reisewagen sich dem Hause nähere, hatte die eifrige Wirthin in die Thür gerufen. Auch sie schaute demselben, die Hand gegen die blendenden Abendsonnenstrahlen über die Augen haltend, entgegen. Es war eine bedeckte, schwerfällige Kutsche. Da bog sich ein blonder Lockenkopf heraus, ein weißes Tuch wehte und mit einem Munde rief Alles: „Klärchen!“ Der Kutscher aber klatschte laut und fröhlich mit der Peitsche und die Pferde rasselten in vollem Trabe über die Pflasterschwellen vor dem Hause bis an die Thür.

„Klärchen, Klärchen! Schwester Susanna!“ rief die freudig überraschte Muhme abwechselnd und Gegenruf und Gruß schallten aus dem Wagen, bevor noch die Frauen ausgestiegen waren und einander umarmt hatten. Hastig

und so eilig, als es Reisekleider, Gepäck und das verwickelte Sitzen nur gestatteten, — denn auch Brand und Petersen saßen im Wagen, sprang Klärchen heraus und hing der Muhme in den Armen. Als sie diese herzlich und mit freudigen Thränen abgeküßt hatte, waren auch die Andern ausgestiegen und standen umher und Jeder empfing seinen Gruß, Susanne aber die wärmste Umarmung der Schwester!

„Du Goldkind, du bist wieder da“, — rief Frau Gertrud zu Klara, — „und zwei Väter!“

„Ja, ja, das sind sie hier“, erwiderte Klara mit freudestrahlendem Angesicht und führte sie der Muhme zu.

Genug, es war ein allgemeines Handschütteln, Begrüßen, Umarmen; sodaß Frau Gertrud erst nach einigen Minuten zu der Frage kommen konnte: „Doch wie kommt ihr schon heute? Vor einer halben Stunde bekam ich erst euern Brief, der euch auf morgen ankündigt!“

„Ich hatte“, nahm Brand oder Horn, wie er sich jetzt, da er eine echte Tochter wiedergefunden, nennen wollte, das Wort: „einen Tag länger auf die Fahrt gerechnet; halb aus Vorsicht, da es besser ist früher kommen, als Jemand in Sorge warten lassen! Doch der Mondschein half uns, wir konnten bis spät in der Nacht fahren und früh aufbrechen, — und hier mein liebes Klärchen“, sprach er freundlich, indem er sie unters Kinn faßte, „war gar zu ungeduldig!“

„Ja das liebe, liebe Kind! Und, Gott im Himmel — dieser Sturm, so unvermuthet, — in zehn Jahren haben wir keinen so argen erlebt! Und mein Kind in See, auf einem Helgoländer, wo immer die Seele halb verkauft ist —“

„Der Vater im Himmel führt uns wunderbare, dunkle Wege zum schönsten Ziel“, sprach Klärchen fromm. „Nun

habe ich einen so festen Glauben gewonnen, daß ich in keinem Unglück mehr verzagen würde!"

Sie traten ins Haus. — Brand war der Letzte. — Auf der Schwelle stutzte er, bückte sich und hob Etwas vom Boden auf. „Ei sieh", sprach er unwillkürlich, „Klärchen hat ihr Heiligenbildchen verloren! — Wenn sie das früher einmal gethan, hätte mir damit die Tochter verloren gehen können."

Er ging ihr nach und brachte es ihr zurück, sie erschreckte leicht und sprach: „Aber wie war das möglich, ich hatte es ja so gut verwahrt!" Und zugleich griff sie nach der Schnur am Halse, zog sie heraus und — ihr Bildchen hing daran!" „Es ist nicht meines", rief sie erstaunt, aber freudig, daß die Nachlässigkeit sie nicht treffe.

„Aber genau wie deines", sprach Horn staunend und wechselte die Farbe, denn nach Dem, was er in diesen Tagen erlebt, mußte der Glaube oder die Hoffnung auf ein neues wunderbares Ereigniß sich am kleinsten Fünkchen entzünden. Fast zitternd griff er nach dem bunten Bildchen, um es näher zu betrachten. Er wandte es sogleich auf die Kehrseite und erstarrte fast zu Marmor, als er darauf das Datum „Am St.-Reginentage, am 7. September 1757" las. „Klärchen", begann er nach einigen Augenblicken des gewaltigsten innern Kampfes: „Einer deiner Brüder muß hier in der Nähe sein! Sieh, das Datum deines Geburtstages, — so spielt der Zufall nicht! Es ist das Bild, das Schwester Klara den Knaben umhing! — Wer hat das verloren?" rief er plötzlich mit lauter Stimme und hielt das Heiligenbildchen hoch empor — indem er seine rollenden Adleraugen scharf blickend rings umher warf.

Eben war der Hausknecht, der das Reisegepäck aus dem Wagen hinein trug, ins Zimmer getreten. Er hörte

die Frage und sah das Bildchen: „Das muß der holländische Herr von oben, der Offizier, verloren haben“, sagte er: „Bei dem habe ich öfters das Dingelchen gesehen, Er trug es am Halse!“

„Wo ist er? Wo ist er?“ — rief Horn, wie außer sich und seine hohe, kräftige Mannsgestalt wankte und die gebräunten, tief gefurchten Züge seines Antlitzes, die den Ausdruck unerschütterlichster Männlichkeit trugen, nahmen den bebender Angst an.

„Unser Begleiter, Herr van der Kerken?“ fragte Susanne, während Klärchen nicht Kraft zu einem Laut aufbringen konnte und erbleichend an die Brust des Vaters gesunken war und diesen umschlungen hielt.

„Vor fünf Minuten“, fuhr der Hausknecht fort, „ist er hier hinausgegangen.“

„Ja, nach dem Strand hinunter!“ rief das Stubenmädchen dazwischen. „Und der Herr von Nr. 7 ging ihm nach, gerade als der Wagen ankam!“

Horn wand sich aus Klärchen's Armen und flog hinaus. „Wo? Wo? zeigt mir's“, rief er den Hausknecht heftig an und zog ihn hastig mit sich fort, sodaß er das Reisegepäck auf den Boden werfen mußte.

Klärchen war, im ersten Augenblick, durch die Aufregung der Kräfte beraubt, in einen Sessel gesunken; doch sie erhob sich wieder und rief: „Ich muß auch nach, — ein Bruder, — und Er mein Bruder!“ Susanne ließ sie nicht allein. Sie sahen draußen schon Horn und den Hausknecht eine gute Strecke entfernt. Sie hatten den Weg quer über die Düne genommen und schnitten so das ganze Stück der Strandstrecke ab, welches sie übersehen konnten und auf dem Niemand zu erblicken war.

Klärchen eilte ihnen mit beflügelten Schritten nach;

Susanne vermochte nicht ihr zu folgen. Sie blieb stehen und rief athemlos: „Klärchen, Klärchen! Sei doch nicht so hastig! — Du kannst den Tod haben von dem Laufen bei dem scharfen Seewinde!"

Doch das von einem Strom der Gefühle, den Worte nicht zu schildern vermögen, fortgerissene jugendliche Herz trieb sie vorwärts. Sie fühlte nicht den Boden, nicht die rauhen Steingerölle unter ihren Füßen; sie schwebte dahin, wie von Flügeln getragen. Susanna konnte ihr nur nachblicken, wie die leichte, anmuthvolle Gestalt, mit den wallenden Locken, der sanften Uferhöhe zuschwebte, gegen das dunkle Blau des Himmels klar abgezeichnet und von dem Purpurschimmer der sinkenden Sonne wie von einem Heiligenschein umstrahlt. Warme, selige Thränen hüllten den Silberschleier um den Blick der alten treuen Pflegerin, — sie stand still, erhob die Hände zum ewigen Vater und betete: „Segne sie und laß ihr heilig liebendes Herz nicht getäuscht werden!"

Vierzehntes Capitel.

„Wer hat den ersten Schuß?"

Waldheim und van der Kerken standen einander gegenüber. Sie hatten ihre beiderseitigen Mäntel über den großen Stein geworfen, auf welchem van der Kerken gesessen. Jeder hielt ein Pistol in der gesenkten Rechten; zwei andere Pistolen lagen auf den Mänteln.

„Ich habe gefodert — Sie haben den ersten Schuß!" sprach van der Kerken, ohne Waldheim anzublicken.

„Sie wissen“, entgegnete dieser mit sanftem Ernst, „daß Sie nicht den zweiten haben, wenn ich den ersten thue!“

„Ersparen Sie mir das! Ich weiß, wie vortrefflich Sie schießen — doch unfehlbar ist Niemand. — Gott lenkt die Kugeln! Schießen Sie!“ entgegnete van der Kerken finster.

„Wenn Gott die Kugeln lenkt“, — begann Waldheim, brach jedoch ab; sein Gedanke war der, so bin ich wol im doppelten Vortheil, der ich diesen Zweikampf nicht gesucht habe. Allein er unterdrückte, was er sagen wollte, um van der Kerken nicht nochmals zu reizen, und fuhr nach einem Augenblick des Stockens fort: „Wenn Gott auch die Kugeln lenkt, so hätten wir doch wol dafür zu sorgen, daß ein Unglücksfall nicht ohne Hülfe einträte. Wir sind ohne Secundanten —“

„Sie wissen, daß es nicht anders möglich ist. Wir werden uns selbst helfen! Das Haus ist wenige Schritt von hier und mein zuverlässiger, bis in den Tod getreuer Matrose, wartet dort oben im Gebüsch. Auf den ersten Ruf ist er hier. — Die Noth entschuldigt diese unregelmäßigen Einrichtungen!“

„Die Noth wol nicht, nur die Eile!“ erwiderte Waldheim wie zuvor.

„Die Eile ist Nothwendigkeit für mich!“ rief van der Kerken wiederum heftiger werdend; „Sie sehen dort, was mich zwingt!“ Er deutete auf das Schiff, das sich vom letzten Sonnenglanz angestrahlt, auf den sanft gehobenen Meereswogen leise wiegte.

„Wenn Klara mir ihr Ja nicht geben möchte? Was haben Sie dann verloren durch meine Werbung?“ fragte Waldheim, der immer ruhiger wurde, je aufgeregter sich van der Kerken zeigte.

„Genug, daß ich es auf diese Gefahr nicht ankommen

lassen will, — so wenig wie Sie auf die eines Wartens von einigen Monaten! — Schießen Sie!" rief van der Kerken mit steigender Hitze.

„Und wenn sie mir ihr Ja im Herzen gäbe", fuhr Waldheim so ruhig wie zuvor, aber noch sanfter fort, „was glauben Sie für Ihre Werbung gewonnen zu haben, falls ich von Ihrer Hand fiele?"

Van der Kerken zuckte zusammen. Es schimmerte wie ein glänzender Stern in seinem Auge. „Eben deshalb", antwortete er nach einigen Augenblicken mit zusammengeraffter Kraft, „schießen Sie!" Er betonte das letzte Wort.

„Sie wollen meine Kugel auf Ihr Herz leiten?" fragte Waldheim mit dem Ton ernsten Vorwurfs.

Doch van der Kerken stellte sich wie mit neu gestähltem Willen durch ein rasches Zusammenrucken des Körpers fest in Position und sprach statt der Antwort, im trockenen Ton des Commandos: „Ich werde zählen. Auf das Wort drei fällt Ihr Schuß!" — Er zählte langsam: „Eins! — Zwei! — Drei!"

Waldheim schoß — weit vorbei!

„Sie wollen mit mir spielen", rief van der Kerken in einem Ton zwischen Heftigkeit und durchbrechender Rührung! „Gut, so sollen Sie denn mein Todesurtheil aufgeschoben haben!" Und mit diesen Worten schoß er sein Pistol in die Luft, daß die über ihnen kreisenden Möven auseinander stäubten und von einer, die er zufällig gestreift haben mußte, Federn im Winde flatterten. „Nehmen Sie das andere Pistol!"

Doch er hatte das Wort noch nicht vollendet, als der, durch das Geräusch des Abendwindes und der am Strand sich brechenden Wellen zwar gedämpfte, aber doch deutliche

Ruf: „Halt ein!“ an Beider Ohr schlug. Erschreckt sahen sie sich um und erblickten auf dem Abhang der Sanddüne zwei Männer in vollem Lauf, von denen der Vordere mit einem weißen Tuch in der Luft winkte, — beide Jünglinge waren aufs äußerste erstaunt!

„Was soll das!“ fragte van der Kerken. „Haben Sie von unserm Vorhaben gesprochen?“

„Zu keiner lebendigen Seele“, entgegnete Waldheim. „Aber — um Gottes Willen, — das ist Klara's Vater!“ rief er.

Auch van der Kerken erkannte ihn. Er kam in äußerster Hast näher; der Hausknecht, der ihm folgte, blieb zurück, — Horn hatte es ihm geboten — und gesellte sich zu dem Matrosen in van der Kerken's Dienst, der, wie ihm vorgeschrieben war, auf den Klang der Schüsse das Gebüsch verlassen hatte.

Die beiden jungen Männer erwarteten stumm, mit zur Erde gesenktem, finsterm, halb scheuem Blick, die Ankunft des Vaters Derjenigen, für die sie hier die Waffen gegeneinander erhoben hatten. Er nahete sich mit eiligen Schritten. Seine erste, dringende Frage war: „Ist Jemand verwundet? Ich rief schon Halt, bevor Sie schossen. Allein Sie hörten mich nicht!“

„Wind und Wellen rauschten wol zu stark!“ entgegnete Waldheim.

Horn maß Beide abwechselnd mit unruhigen durchdringenden Blicken, die ihnen seltsam erschienen, während sie doch, wie von einer geheimnißvollen Macht beherrscht, ihm gewissermaßen gehorsam, still vor ihm standen. Horn selbst kämpfte mit einer gewaltigen innern Empfindung, deren er nur mit äußerster Anstrengung Herr wurde. „Ich habe einen Augenblick unermeßlicher Besorgniß um Sie gehabt“,

wandte er sich zu van der Kerken, „da ich das Pistol auf Sie gerichtet und den Schuß fallen sah, ohne ihn abwenden zu können. — Zum Glück ging er fehl!"

„Er sollte mich fehlen!" erwiderte van der Kerken, während Waldheim schwieg.

„Dank, den wärmsten Dank, Ihnen und dem Himmel", rief Horn, indem er Waldheim's Hand faßte, „denn ich hatte eine, mir über Alles wichtige Frage an diesen Herrn, bevor ihm die Antwort vielleicht unmöglich wurde!" Bei den letzten Worten brach die Stimme des im Tiefsten erschütterten, gewaltigen Mannes fast. Er zog dabei das Heiligenbild aus dem Busen und fragte, es van der Kerken hinhaltend: „Haben Sie dies Bildchen verloren?"

„Das ist das meinige!" rief Waldheim in dem nämlichen Augenblick, wo van der Kerken unbefangen „Ja" sprach. Und Beide faßten gleichzeitig mit der Hand nach der Brust. Van der Kerken zog zu seinem und der andern Beiden höchsten Erstaunen ein gleiches Bildchen hervor, während Waldheim eine zerrissene Schnur faßte.

Alle Drei waren einen Augenblick sprachlos. Doch Horn entriß van der Kerken mit Heftigkeit das Bildchen, wendete es um und rief: „Allmächtiger! Auch hier der 7. September! Ihr seid Brüder! — Meine Söhne!"

„Eure Schwester!" rief eine weibliche Stimme jauchzend und weinend, und Klara, von Angst, Hast und Entzücken überwältigt, sank betäubt dem Vater an die Brust, der sie sanft auf den Stein am Ufer niederließ, wo die Brüder sie in ihren Armen empfingen.

Da sank die Sonne! Und ihr letzter Strahl umglühte eine Gruppe Glückseliger, wie die weite Erde hinter ihnen, das weite Meer vor ihnen, keine zweite trug!

Funfzehntes Capitel.

Im Hafen!

„Verflucht! Drei Viertel auf neun Uhr!“ rief der alte General, indem er die Uhr zog. „Was mir altem Graubart doch die Winterabende, die mir sonst so lang wurden, unter dem Geplauder und den Erzählungen vergehen! — Weiß Gott, Brand — Horn wollte ich sagen —, einen bessern Dienst konntet Ihr mir nicht erzeigen, als mit Euern Kindern Eure Winterquartiere hier bei mir in Waldershöh aufzuschlagen!“ — Dabei reichte er dem alten Kriegskameraden herzlich die Hand über den runden Tisch hinüber.

„Daß ihr Alle so hübsch um meinen runden Familientisch vorm Lehnsessel des grauen Invaliden sitzt wie um ein Bivouacfeuer und euch die Munition nicht ausgeht, in Geschichten von Noth und Gefahr, mir aber auch nicht an feinem Knaster, den ihr zu schätzen wißt, besonders hier mein junger Holländer — seht, das ist meine warme Abendsonne für meine letzten Tage! — — Und da kommt ja auch meine liebe Morgensonne!“ lächelte der Alte die eintretende Klara an. „Nicht wahr, das Essen steht auf dem Tisch, meine kleine blonde Hausfrau! Pünktlich wie ein Soldat! Schlag neun Uhr! Und ich wette, unser Damhirschrücken ist delicat! — Aber was bringst du denn da, Töchterchen?“

„Das Postpäckchen, Excellenz“ —

„Verflucht! Nichts Excellenz! Väterchen sollst du sagen, kleine Hexe!“

„Nun, Väterchen denn — damit ich drei Väter habe“,

lächelte Klara und reichte das Packet dem General mit den Worten zu: „Der Bote hat es soeben noch gebracht! — Doch mit dem Abendessen dauert es noch einige Minuten; die Uhr im Saal ist noch nicht neun“, fügte sie hinzu.

Der General öffnete das Packet: „Die Zeitungen! Die sind gut für morgen früh; Abends erzählt Ihr mir interessantere Dinge, als da drinnen stehen! — Briefe; hier auch einer für Euch, junger Seelöwe, To Mynher Lieutenant van der Kerken — und der für Euch: Herrn Waldheim — — — nun die Leute werden eure richtigen Namen auch schon lernen! Wird mir's doch auch schwer zu glauben und bisweilen kann ich's noch gar nicht begreifen, daß Ihr der kleine Köhlerbube seid, der damals vor dem Gasthof zur Stadt Hamburg in Bremen vor Hunger und Erschöpfung in Ohnmacht sank und mir gerade in die Arme fiel!“

„Und den die drei Dukaten“, fiel Waldheim ein, „die Sie ihm zur Rückreise gaben, zu einer so weiten, oft rauhen und doch zuletzt zum glücklichsten Ziel führenden Wanderung durch die Welt veranlaßten!“

„Gott hat uns geführt“, sprach Horn ernst und mild und drückte Klara an sich, die neben ihm, an seinen Sessel gelehnt, stand.

„Da, auch einer aus Bremen, für dich, Klärchen!“ sprach der General und reichte ihr, indem er ganz besonders dabei lächelte, einen Brief hinüber. „Heute ist ein starker Posttag! — Ich habe viel Zeugs! Es ist ja für Alle Etwas da und hoffentlich Gutes!“ Sein Auge blieb auf Klärchen geheftet, um, so schien es, die Wirkung des Briefs auf sie zu beobachten.

„Vom Vater“, rief diese überrascht mit freudig glänzenden Augen, als sie die Aufschrift sah. Sie öffnete schnell und rief noch freudiger: „Er kommt, nächsten Sonntag!“

„So? kommt er? Sonntag?“ sagte der General. „Das wäre ja übermorgen! — Nun, das ist nicht lange mehr hin; und er soll uns bestens willkommen sein! Wenn er nur Wort hält!“ setzte er hinzu.

„Wort hält? Wie so?“ fragte Klärchen bestürzt.

„Je nun“, antwortete der General, mit seltsamer gleichgültiger Miene, „jetzt sind Wetter und Wege schlecht. Da kann man seine Marschroute nicht immer so genau einhalten!“

„Mein Urlaub“, rief van der Kerken, oder vielmehr Franz Horn, nachdem er seinen Brief durchflogen hatte, dazwischen, „ist bis zum April verlängert.“

„So liegt «Mynher» so lange abgetakelt hier im Hafen von Waldershöh?“ fragte der General scherzend; darauf wollen wir heute Abend anstoßen! Und dann wollt Ihr mit Gewalt wieder in See?“

„Bei Gott, ich kann nicht anders“, versicherte van der Kerken.

„Und er hat Recht“, sprach Horn. „Ich will ihn nicht hindern! Ich bin zufrieden mit dem väterlichen Antheil, der mir wird, daß ich, nachdem ich in siebzehn Jahren nur zwei Tage mit meinen drei Kindern beisammen gewesen, jetzt im achtzehnten doch einen ganzen Winter mit ihnen zubringen kann! Und wäre nur Eine auf einen Tag noch unter uns“, setzte er weich hinzu, — „meine Beate! — Aber du bist ja ihr leibhaftes Ebenbild, mein Klärchen!“

Der General hatte in die andern Briefe und in die Zeitungen flüchtig hineingesehen und fragte halb zerstreut: „Zwei Tage? — Wie meint Ihr das Horn?“

„Am Tage wo Klärchen geboren wurde, waren noch alle die Meinigen um mich“, erwiderte Horn. „Und am Tage meiner Abfahrt von Bremen, vor zehn Jahren, waren ja

auch meine drei Kinder in derselben Stadt mit mir, wenn ich auch keines gekannt und nur zwei gesehen, — Franz auf dem Seil! Klärchen auf dem Arm der Wärterin! Vielleicht", wendete er sich zu Waldheim, „sah ich auch dich, wenn auch unbewußt und unbeachtet, flüchtig an mir vorüberschweben, während mein Wagen vorüberrollte. An jenem Tage nur einen Augenblick Allwissenheit — — doch nein! Es ist besser, daß der Allwissende auch der allein Allwissende sei! Aber noch heute kann ich mich eines dunkeln Schauers und einer tiefen Rührung zugleich nicht erwehren, wenn ich denke, wie nahe wir uns berührten, wie die Pfade unsers Lebens so scharf, fast in einem Punkte zusammentrafen und doch wieder so unermeßlich weit auseinander liefen!"

„Und wie nahe waren wir Beide einander wenige Tage vorher gewesen", bemerkte Waldheim; „aber wahrlich, damals regten sich mächtige Ahnungen der Seele in mir, als ich dich durch den Wald begleitete!"

„Und in mir" — entgegnete Horn, „da ich dich bei mir behalten, von deinem Pflegevater trennen wollte, den du doch liebtest."

„Von ganzem Herzen, wie er mich", antwortete Waldheim. — „Als ich an seinem Grabe stand, erwachsen, durch das Leben schon begünstigt, da wußte ich erst zu schätzen, was seine treue, biedere Liebe mir gewesen!"

„Verflucht!" rief der General, der es doch nicht lassen konnte, in den Zeitungen zu blättern, „hört einmal was hier steht, aus Amsterdam. «Dem hiesigen Waisenhause ist ein großes Glück zu Theil geworden. Die in verwichener Woche noch in den besten Jahren verstorbene Witwe, Mevrouw van Kapellen, hat, da sie keine Kinder noch nahe Verwandte hinterläßt, dem Waisenhause ihr ganzes, großes Vermögen vermacht, das auf eine halbe Million Gulden geschätzt wird!

Mevrouw van Kapellen war mit ihrem Gatten in Batavia ansässig gewesen und da derselbe dort verstorben, vor kurzem nach Europa zurückgekehrt. Sie hatte keine Kinder; ihr Vermögen hat sie dem Waisenhause, wie es im Testament heißt, aus dem Grunde vermacht, weil sie selbst eine Waise gewesen und dadurch den bedenklichsten Schicksalen unterworfen worden ist, indem sie ihre ganze Jugend in einem herumschweifenden Leben zugebracht hat. Mancher Leser dieser Zeitung wird sich ihrer noch erinnern, unter dem Namen der schönen Marietta» —"

„Marietta!" rief van der Kerken und sprang von seinem Sitz auf, „Marietta!" — und er streckte unwillkürlich die Hand nach dem Zeitungsblatt aus.

„Ja, ja, lest selbst zu Ende", sprach der General und reichte ihm das Blatt.

Van der Kerken las, während Alle aufhorchten, „«unter dem Namen der schönen Marietta, welchen sie als Mitglied einer berühmten Equilibristengesellschaft, die ganz Europa durchzog, führte. — Sie war ein Beweis, daß auch unter solchen Verhältnissen edle, tugendhafte Gesinnungen sich entwickeln können, denn ihr Leben trifft kein Vorwurf!» — — Nein, bei Gott im Himmel!" rief van der Kerken mit einer edeln Thräne im Auge aus, „und ich bin ihr dankbar, noch über das Grab hinaus! — In Batavia also! Und ich bin zwei mal dort gewesen! — Allein ich hatte nie wieder Etwas von ihr gehört!"

Alle theilten im Stillen das dankbar schmerzliche Gefühl des Jünglings.

Waldheim hatte seinen Brief still für sich gelesen und nichts über den Inhalt geäußert.

Jetzt öffnete die alte Susanne die Thür und fragte: ob es den Herrschaften gefällig sei, zu Tisch zu kommen'

„Und wie gefällig!“ antwortete der General munter und reichte mit den Worten: „Komm, kleine Hausfrau!“ Klärchen den Arm.

„Du siehst ja so seltsam aus, Susanne“, fragte Klärchen und blickte sie unruhig an. — Die alte treue Pflegerin wollte antworten, doch der General hob den Finger empor und drohte ihr; da schwieg sie, eilte voran nach dem Speisesaal und öffnete beide Thüren desselben. Indem der General mit Klärchen eintrat, that diese einen lauten Schrei und — lag in den Armen ihres guten Vaters, Paul Petersen!

„Das war meine Ueberraschung“, sprach der General und rieb sich vergnügt die Hände; „und der Brief war mein Avisoschiff! Ich wollte doch sehen, ob ich in meinem Hause nichts mehr anordnen könnte, ohne daß die kleine Hausregentin Etwas davon erführe!“

Der Kreis der Glücklichen war nun ganz gefüllt; es fehlte Keiner mehr, nach dem das Herz sich dringend gesehnt hätte. Sie setzten sich um die Tafelrunde und die alte Susanne mußte, wie sie sich auch jedes mal sträubte, Platz an der Seite des Generals nehmen. „Ich will ein für alle mal zwischen Mutter und Tochter sitzen“, sagte er, und nahm Klärchen auf die andere Seite, zu der sich ihr Pflegevater Paul Petersen setzte. Horn saß zwischen seinen beiden Söhnen, dem General gerade gegenüber; dieser faßte ihn scharf ins Auge. Als Horn die Serviette von seinem Teller nahm, rief er erstaunt: „Was ist das?“ Es lagen zwei Briefe, ein geöffneter und ein ungeöffneter auf dem Teller. „Der Postbote wird wol Etwas vergessen und nachgebracht haben“, meinte der General, allein man sah ihm an, daß er die Ueberraschung veranstaltet hatte. „Aber lest doch und aufmerksam, Horn!“

Dieser durchflog die Papiere. Er wurde sehr weich im

Lesen; eine Thräne trat in sein dunkles Auge. Er reichte dem alten Kriegsmanne die Hand hinüber und dieser schüttelte sie ihm kräftig.

„Ich will's euch nur sagen, was in den Papieren da steht", sprach der General, „denn dem alten Knebelbart läuft ja das Wasser in die Augen, daß er sich was schämen sollte, bei solchem Bettel! Was er da in der Hand hat ist eine Bestallung und ein Kaufcontract. Die erste geht den jungen Menschen dort an, (er zeigte auf Waldheim) dem der Jäger als väterliche Erbschaft im Blut steckt. Er ist mein Forstinspector geworden und weiß es schon seit einer Viertelstunde, durfte aber den Mund nicht aufthun! Es war strenge Ordre bei Dienstverlust!" Waldheim lächelte und Alle sahen ihn froh bewegt an. — „Und das andere ist eine lumpige Kleinigkeit", fuhr der General fort. — „Ich hab's durchgesetzt bei der Regierung, daß sie ihm sein altes Forsthäuschen, sammt einem Stück Revier zu Kauf überlassen haben und er sich's gerade so aufbauen kann, wie es gewesen ist. Denn noch hat ja keine Hand daran gerührt und die Mauern stehen wie am Tage des Brandes!"

„Es war mein liebster Wunsch, dort den Abend meines Lebens, nach so vielen Stürmen im stillen Hafen zuzubringen!" sprach Horn.

„Verflucht" — fuhr es dem General heraus, aber er schlug sich selbst auf den Mund und sagte lächelnd zu Klärchen: „Ich will's mir doch noch abgewöhnen, das verfluchte Wort «Verflucht!», da dir's so zuwider ist; es überrumpelt mich nur noch zuweilen im Aerger. Muß man sich aber nicht ärgern? Hätten sie ihm die paar Quadratschuh wilden Bergwald nicht schenken können, in Erwägung wie er darum gekommen ist? Aber es hat schon Noth genug gekostet, den Federfuchsern in den Bureaux das Ding

für Geld aus den Krallen zu ziehen! Verfl.... Bei Gott, es ist eine Schande!"

„Das Geld soll mich nicht reuen", sprach Horn lächelnd. „Ich bin glücklich, daß mein Wunsch erfüllt ist."

„Ja, für die Sommermonate geb' ich Euch Urlaub. Aber im Winter wohnt Ihr hier und seht meinem Forstinspector ein Bischen auf die Finger. Dann und wann fahren wir nur zur Jagd hinaus, auf Euer Felsennest!"

„Wie viel Glück", sprach Klärchen, „bringen Sie — Väterchen! — uns Glücklichen heute noch zu, Alles an einem Tage! Den werden wir nie vergessen!"

„Wirklich? Wollt ihr das nicht?" antwortete der General und sah heiter und doch sehr gerührt aus. „Nun, ich werde ihn so leicht auch nicht vergessen, — denn es ist mein Geburtstag, mein siebzigster, den wollte ich ein wenig feiern!"

„Ihr Geburtstag", rief Klärchen mit heller Stimme. „O, darauf müssen wir aus vollem Herzen anstoßen!" Alle füllten die Gläser. Es war ein heller, freudiger Klang, der mit dem Lebehoch durch den Saal tönte. Der Alte hatte Mühe, seine Rührung zu bezwingen; doch er that's mit barscher militärischer Anstrengung.

„Und ich", dabei erhob er das Glas hoch, „trinke auf euer Aller Wohl! Und auf das eure besonders, ihr drei Geschwister, die Gott wunderbar auseinander und wunderbar wieder zusammengeführt hat, und auf uns drei Alten, eure drei Väter und eure alte brave Mutter Susanne hier." — „Und auf das Andenken Derer, die lange schon schlummern, Schwester Klara und Mutter Beata", sprach Horn sehr bewegt, indem er leise mit dem Glase anklang.

„Und beerben sollt ihr uns auch", hub der General wieder an, um über den Augenblick der Rührung hinweg

zu helfen, „ihr Geschwister! — Aber das sage ich euch, wenn ihr mir heute übers Jahr, — den Seehund da nehm' ich aus, der kann noch sieben Jahr auf der Badewanne über den Aequator schwimmen, — du aber Klärchen, wenn du uns heute übers Jahr nicht einen Mann, und Forstinspector, wenn Ihr mir nicht eine Forstinspectorin, die so hübsch und gut ist wie Eure Schwester, ins Haus gebracht habt, so enterbe ich euch!"

„Aber sind wir denn auch nicht so die glücklichsten aller Geschwister?" fragte Klärchen mit strahlendem Blick.

„Nicht raisonniren! Subordination", fuhr der Alte sie mit scherzendem Zorne an. „Verfl ...." er schnappte sich das verpönte Wort ab — „aber leben sollt ihr doch: Hoch! ihr drei glücklichen Geschwister!"

Die leichtsinnige Ehe.

Eine Skizze nach dem Leben.

Erstes Capitel.

Viele hundert Spaziergänger belebten die angenehmen Wege die sich durch das Gebüsch und zwischen den Gärten vor dem Thore hinzogen. Der Sonntag Nachmittag eines warmen Spät-Octobertages hatte sie, vielleicht zu einem letzten sommerlichen Genuß, zu einem Abschiedsgruß an die schönste Zeit des Jahres gelockt; eine kurze Freude, da der früh hereinbrechende Abend ihr jetzt schon ein schnelles Ziel setzte. Ein viel zu schnelles, für ein junges lebenslustiges Paar, das mit mehren Altersgenossen lustwandelnd, sich ebenfalls des schönen Wetters erfreute, dieser Glückseligkeit, die Gott den Armen und Reichen ohne Unterschied bereitet, ja den Armen noch mehr, da sie sie, wie alle Lust, besser zu schmecken und zu schätzen wissen als die Reichen.

Franz und Luise gingen Arm in Arm auf dem engen, kaum Zwei fassenden Fußwege voran; ähnliche hübsche Paare folgten. Glück und Freude sprach aus Worten und Gesichtszügen des heitern jugendlichen Kreises. „Laß uns jetzt hier auf dem Rain zwischen die Felder hinabgehen, Luise, und dann durch die Gärten nach dem Fluß hinunter“, schlug Franz seiner Begleiterin vor. Sie stand einen Augenblick still, drehte das niedliche Köpfchen mit den blonden, vom leichten Strohhut bedeckten Locken halb zu den Gefährtinnen um und fragte: „Wollen wir dort hinaus?“

„O nein, laßt uns lieber hier auf dem großen Spaziergang bleiben?“ rief eines der Mädchen. „Hier sind so viel Menschen — so viel Staub“, entgegnete Franz, die letzten Worte fast wie eine Verbesserung der ersten sprechend. — „Ja, ihr sucht nur immer gern recht einsame Wege. Am liebsten ginget ihr wol ganz allein“, scherzte das muntere Mädchen. Franz schwieg, Luise schien die Neigung der Freundin zu theilen. Dies hatte aber einen andern Grund. Wenn man auf dem großen Spaziergange blieb, und auf diesem nach der Stadt zurückkehrte, mußte man an einem Garten vorbei, wo sich ein besuchter Tanzsaal befand. Wenn dann die Musik so einladend ertönte ..... genug, sie hoffte, daß Franz und die Andern ihnen dann noch einen Tanz vorschlagen würden, und Tanzen ging dem lebenslustigen Mädchen über Alles. — Es kam wie sie vermuthet hatte. Nachdem man noch ein Stündchen gelustwandelt war und es zu dämmern begann, kehrte man gegen die Stadt zurück und kam an den Garten in dem Augenblick, wo die bunten Lampen darin angezündet wurden und die verführerischen Klänge einer Polka ertönten. Luise summte die Melodie nach und ihr leichter Schritt verwandelte sich schon fast unwillkürlich in Tanz — die andern Mädchen gaben auch einige verständliche Winke, und — wenige Minuten später standen die Spaziergänger schon unter den Tänzern. Franz nicht ganz gern, — er wäre lieber mit Luisen noch weiter spazieren gegangen; nicht nur um in stillerer Gemeinschaft mit ihr zu sein, sondern auch aus andern Gründen. Er war Tischlergesell, zweiundzwanzig Jahre alt, fleißig und geschickt, aber ohne Vermögen. Seine Aeltern waren längst todt; ein Vormund, der alte Tapezierer Herbert, vertrat, soweit es der kränkliche alte Mann vermochte, Vaterstelle an ihm. Luise, gleichfalls älternlos

und ohne Vermögen, war in einer Handschuhfabrik beschäftigt; sie wohnte bei einer überaus grämlichen Tante, die ihren Umgang mit Franz schon nicht gerne sah, vollends aber den Besuch des Tanzsaals gewiß nicht geduldet hätte. Er wußte also, daß Luise gegen das Verbot der Tante dort war, daß das Vergnügen nur heimlich genossen wurde, und dem widerstrebte sein redlicher Sinn. Allein er war zu schwach, um den Wünschen des Mädchens, das er lieb hatte, zu widerstehen. Er wollte sie heirathen, und sie hatte ihm das Jawort gegeben; allein Vormund und Tante waren dagegen, weil Beide meinten, ohne eine Summe zum Anfang des Geschäfts und ohne einen Rückhalt für den Fall der Noth dürfe die Ehe nicht leichtsinnig eingegangen werden; Franz sah das wol selbst ein und war daher auf Ersparen bedacht; doch Luise betrachtete die Sache leichtsinniger. Sie meinte, mit Fleiß und Arbeit könne man sich schon forthelfen, und wenn man Jahre lang sparen und sich jeder Freude berauben solle, so vergehe die schönste Zeit des Lebens, ohne daß man Etwas davon genieße. Der Tanzsaal war nun kein Ort zum Ersparen! An das Alles dachte Franz, war aber zu schwach und hatte zu viel falsche Scham, um fest zu bleiben.

Bald hatte die rauschende Musik und der Wirbel der Freude auch seine Bedenken zerstreut. Luise war die anmuthigste Tänzerin; schlank und behend wie ein Reh flog sie nur so durch den Saal und Franzens Stolz fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, wenn er hinter sich ihr Lob flüstern hörte.

Eine Stunde nach der andern verging; im Taumel der Freude dachten die jungen Leute nicht an die Zeit! Plötzlich verstummte die Musik, der Tanz hatte ein Ende — und es war Mitternacht vorüber! Jetzt erschrak Luise! Was würde

die Tante sagen! Sie hielt streng darauf, daß Luise um zehn Uhr spätestens zu Haus sei. Mit Zagen ging sie an der Seite ihres Bräutigams, denn so betrachtete sie ihn, der Stadt zu. Noch glühte sie von dem heftigen Tanze und ihre Brust flog zugleich in Aengstlichkeit; sie schmiegte sich dicht an Franz, der nicht minder vom Tanz und Wein glühend, — denn der fortreißende Strom der Lust hatte die jungen Leute auch in dieser Beziehung verführerisch gefaßt — an ihrer Seite ging, und den Arm um sie geschlungen, sie näher und näher zu sich heranzog. Die andern befreundeten Paare mußten durch andere Straßen nach Haus gehen; jetzt wandelten die beiden Liebenden allein durch die dunkle Stadt hin. „Ach Franz", seufzte Luise, „wenn wir verheirathet wären, dürfte ich nicht solche Angst ausstehen! Was wird die Tante sagen, — sie verschließt mir am Ende die Thür!" — Franz suchte sie zu beruhigen. Jetzt stand man vor dem kleinen Hause. Die Tante schlief nach vorn; sie hatte einen leisen Schlaf, ein Ruf mußte sie wecken. Luise erhob die Stimme erst leise, dann lauter — keine Antwort; sie klatschte in die Hände, — vergeblich! Franz pochte an die Hausthür, Niemand öffnete! Er wollte den Wächter holen, — sie widerstrebte, weil sie sich vor der bösen Nachrede fürchtete, wenn sie erkannt würde. — Weinend ging sie an Franzens Arm auf und ab! Er suchte sie durch Zureden zu beruhigen! — „Wenn ich die Nacht nicht ins Haus komme", rief sie verzweifelnd, „bin ich verloren, beschimpft auf ewig." Franz betheuerte, sie sei und bleibe seine Braut und er werde sie heirathen, was auch der Vormund sagen möge.

Es fing an zu regnen. — Luise war erhitzt. Das längere Verweilen hätte Gefahr gebracht; der Wächter wurde also gerufen und ließ die Beschämte ein, doch nicht ohne

sie mit spöttischem Ton recht laut mit ihrem Namen zu begrüßen.

In großer Aufregung ging Franz nach Hause. Sein Stubenkamerad Wilhelm war noch auf. „Wie?" rief Franz, „du bist noch nicht zu Bett!" — „Ich hätte doch nicht schlafen können", erwiderte Wilhelm; „aber du kommst spät nach Hause." — „Wir haben etwas getanzt", sagte Franz nicht ohne Verlegenheit. „Ich weiß es, ich sah euch hineingehen!" antwortete Wilhelm in traurigem Ton. „Ich bin nach Haus gegangen und habe, seit es dunkel wurde, hier gesessen!"

„Und was macht dich so traurig?" fragte Franz. „Es ist doch nichts vorgefallen?"

„Nichts, nichts was du nicht wüßtest! Aber ist es nicht ein Elend! Wir haben uns lieb, daß wir füreinander sterben könnten, und das muß so Alles vergeblich sein!"

„Höre Wilhelm", rief Franz aus, „du mußt Muth haben. Folge meinem Beispiel! Ich heirathe — ich bin entschlossen!"

„Franz!" sprach Wilhelm ernst, „bedenke, was du thust! Allein ist es schon schwierig sich redlich durchzubringen, was willst du mit Weib und Kind anfangen, wenn es dir nicht glückt? — Ich habe mir's zu genau vorgestellt, an zu vielen Beispielen gesehen — nein, ich heirathe meine Marie nicht, weil ich sie zu lieb habe."

„Und machst sie elend", rief Franz heftig.

„Nicht elend, wenn sie auch traurig ist — ich bin es ja auch", antwortete Wilhelm sanft. „Jetzt haben wir doch keine Verantwortung für Andere! Denkst du noch daran am ersten des Monats, als der arme Weber hier gegenüber aus dem Hause mußte — fünf weinende Kinder, zwei krank, alle hungernd, kein Brot, kein Obdach, im Winter!"

„Wer wird auch immer das Aergste kommen sehen! — Morgen spreche ich mit meinem Vormund! Ich sage dir, Wilhelm, ich muß Luisen heirathen, sonst springen wir Beide ins Wasser!"

„Denk an Gottes Gebot", sprach Wilhelm ernsthaft, „und begeh' keine Sünde!"

Franz schwieg und legte sich zu Bett, doch er schlief nicht. Als der Tag anbrach, stand er auf und kleidete sich rasch an, um zum Vormund zu gehen. Beim ersten Schritt aus der Hausthür, sah er — Luisen vor sich stehen. „Luise", rief er mehr erschreckt als freudig, „du hier, und du hast verweinte Augen!"

„Du mußt mir rathen und helfen", sprach sie weinend, „die Tante will mich nicht mehr im Hause dulden!"

„So komm mit zu meinem Vormund!" antwortete Franz schnell.

Sie gingen.

Der alte Herbert saß und las die Zeitung. Er nahm die Brille erstaunt ab, als er auf sein „Herein" sein Mündel mit dem hübschen Mädchen eintreten sah. „Was Tausend! — So früh am Morgen, — ihr Zwei — was hat denn das zu bedeuten?"

Franz erzählte, Luise fiel ihm oft ins Wort, sie sprachen ziemlich verwirrt, doch war die Summe der Rede leicht zu ersehen.

„Also ihr wollt heirathen! — Und sobald als möglich!" sprach Herbert langsam, ohne sich durch das freudige „Ja" Beider aus seiner ernsten Ruhe bringen zu lassen. „Gut, gut! — Nur ein paar Fragen. — Wie viel hast du denn erspart, Franz, um dein Geschäft vernünftig anzufangen — um bei einem Unglücksfall etwas gedeckt zu sein?"

Franz schlug die Augen nieder. „Ich dachte noch einige Zeit als Gesell zu arbeiten", sprach er endlich.

„Und Jungfer Luise?" fragte Herbert ruhig weiter. „Die hat doch wol ein Sümmchen zu Bett, Wäsche, nothwendigen Meubles und Geräthen liegen?"

Luise sagte kein Wort.

„Also jetzt, da ihr allein waret, habt ihr nichts erübrigt für die Nothwendigkeit, wie wollt ihr's im Ehestande machen? — Mir scheint, Kinder, ihr seid noch nicht reif zum Heirathen, auch wenn ihr das Geld dazu hättet! Werdet erst noch etwas vernünftiger!" — „Wir wollen gewiß häuslich und fleißig sein", versprach Luise. Doch Herbert schüttelte den Kopf und sprach: „Ohne Grund und Boden, auf dem man steht, ist nichts anzufangen. Häuslich und fleißig sein, ist jetzt nicht genug. Wartet noch ein paar Jahre und seid in diesen haushälterisch, dann könnt ihr's vielleicht wagen, aber immer wird's noch Noth und Mühe kosten. Du bist ja noch nicht einmal mündig, Franz!"

Dieser redete zu, Luise weinte über die Tante, die sie verstoßen habe. Herbert versprach das Verhältniß mit dieser wieder ins Gleiche zu bringen. Luise seufzte: „Aber wie wird sie mich quälen!"

„Zwei Jahre", sagte Herbert, „kann man Manches aushalten. Aber fleißig, häuslich, sparsam, keine seidenen Hüte und Kleider, keine theuern Vergnügungsorte!"

Luise mußte sich fügen. Für den Augenblick war ihr Alles um einen Aufenthalt bei der Tante zu thun. — Herbert bewirkte die Versöhnung. — Aber es dauerte nicht lange. Die jungen Leute peinigten den gutmüthigen Alten unaufhörlich mit ihren Klagen und Wünschen, die Tante

wurde des grämlichen Schmollens auch satt, so gaben sie ihre Einwilligung und zu Neujahr wurden Franz und Luise getraut.

Zweites Capitel.

Die junge Frau saß am Fenster eines kleinen Dachstübchens, in das die Wintersonne jedoch freundlich hineinschien und nähete ämsig an einem Paar Handschuhen. Im Arbeiten ließ sie ihren Gedanken freien Lauf. „Haben wir nicht recht gethan, daß wir uns verheirathet haben? Was fehlt uns nun? Wir sind Beide fleißig und froh! Und zum Frühjahr, wenn Franz nur funfzig Thaler geborgt bekommt, daß er ein paar Hobelbänke anschaffen kann, etablirt er sich selbst. — Wenn er heute wieder fünf Thaler mitbringt, dann wird er doch nicht so geizig thun, daß wir nicht morgen ein mal tanzen könnten? Ach, da höre ich ihn!"

Sie flog an die Thür, Franz kam eben die letzten Stufen der Treppe hinauf. Er sah nicht sehr freundlich aus, sondern erwiderte ihr „guten Tag" ziemlich mürrisch.

„Nun Franz? Das ist doch nicht hübsch von dir, so unfreundlich zu kommen? Deinetwegen habe ich mir die neue Haube aufgesetzt und zu Mittag —"

„Neue Haube — woher denn die?" unterbrach sie Franz sehr erstaunt, aber gar nicht sehr erfreut.

„Gefällt sie dir nicht?" entgegnete Luise etwas kleinlaut, „und ich habe sie mir doch sauer verdient. Drittehalb Thaler habe ich für ein Packet Handschuhe erhalten, es war aber

auch mancher Stich daran gemacht und da habe ich zwei zu dem Häubchen genommen, denn Etwas muß man doch haben, Sonntags!“

„Um Montags zu fasten!“ erwiderte Franz heftig. „Wieder zwei Thaler weggeworfen!“

„Wieder?“ fragte Luise verwundert.

„Ja, mich kostet der heutige Unglückstag auch schon zwei Thaler! Eine Commode die ich gemacht und die vor vier Wochen verkauft worden, hat einen Sprung in der Platte bekommen. Darum hat der Käufer zwei Thaler von der Rechnung abgezogen und die hat der Herr Meister mir wieder abgezogen! Ich muß sein schlechtes Holz bezahlen!“

„Und das lässest du dir gefallen?“ rief Luise lebhaft.

„Was will ich machen — er thäte es auch nicht, wenn er nicht wüßte, daß ich verheirathet bin. So denkt er, der muß wol!“

„Nun warte nur, wenn du dich zu Ostern etablirst.“

„Etabliren — wenn man keinen Heller Geld hat? — Man wird am Ende auch noch die Miethe vorausbezahlen müssen!“

Bei diesen Worten setzte sich Franz unmuthig nieder und stützte den Kopf nachdenklich in die Hand. — Luisen schlug das Herz. Die Haube brannte ihr auf dem eiteln Köpfchen! Sie versuchte Franz umzustimmen.

„Nun Männchen“, sprach sie, „sei fröhlich, ich habe dir ein gutes Mittagsbrot gekocht; hat man Verdruß gehabt, so muß man die Freude suchen, muß sich zerstreuen; morgen ist Sonntag, da gehen wir spazieren, — vielleicht hast du Abends gar Lust —“

„Luise“, unterbrach Franz sie ernsthaft, „laß dir die Gedanken an den Tanzsaal vergehen, denn da willst du

doch hinaus! Ich wollte, wir wären niemals dort gewesen! Morgen arbeite ich und du mußt auch fleißig sein, deine Haube ist ein Sündenkauf — ich habe Unglück, du handelst thöricht — wie soll das auf Ostern werden?"

Luise schwieg. Beide aßen stumm. Franz eilte gleich nach Tisch wieder an die Arbeit; sie nahm die Haube ab, legte sie in ihre Lade und nähte Handschuhe. — Und am Sonntag wieder so. Erst um drei Uhr kam Franz zu Tisch und dann gingen Beide noch, bevor es dunkelte, ein Stündchen vors Thor. Luise aber dachte: Als Mädchen hatte ich doch nie einen so stillen Sonntag!

Ostern war herangekommen. — Franz hatte am äußersten Ende der Stadt eine Wohnung mit einer Werkstätte gemiethet. Der alte Herbert, obwol selbst unbemittelt, hatte ihm einen Vorschuß von funfzig Thalern gemacht, die er in vierteljährlichen Terminen abzahlen sollte. Zwei Hobelbänke, das nöthigste Handwerkszeug war angeschafft. So fing denn Franz mit einem Gesellen zu arbeiten an. Er fertigte mehre elegante Meubles für ein Meublesmagazin, dessen Besitzer Herr Großhahn sie ihm, wenn sie fertig und gelungen wären, abzukaufen versprochen hatte. Herbert, der lange als Tapezirer für das Magazin gearbeitet, hatte Franz dahin empfohlen. Fleißig war er, doch es konnte immerhin sechs Wochen dauern, bis er baares Geld für seine Arbeit erhielt und inzwischen wollten er und Luise leben, der Gesell bezahlt sein, — und das Holz zu den Arbeiten hatte er im Vorschuß genommen. Wenn er Abends müde zu Bett ging, konnte er doch nicht einschlafen, denn er rechnete und rechnete, was ihm, wenn er seinen Saldo von Herrn Großhahn erhielt, übrig bleiben würde. — „O hätte ich nicht mit Schulden angefangen!" seufzte er öfters, „die Schuldner drücken mich nicht, aber die Schulden doch!"

Nach drei Wochen war es so weit, daß Luisens letzte Groschen — denn ihr Verdienst vom Handschuhnähen mußte die laufenden Ausgaben bestreiten — zum Mittagbrot verwendet werden mußten. — In seiner Noth ging er zu Herrn Großhahn und bat diesen um einen Vorschuß auf die Arbeit, die ja schon zur Hälfte fertig sei. — Er wurde freundlicher empfangen, als er glaubte. „Im Allgemeinen gebe ich nicht gern Vorschuß", sprach er gütig, „nicht meinetwegen, sondern Euretwegen. Ihr gewöhnt Euch daran und pflegt dann meist immer eine Arbeit aufgezehrt zu haben, ehe sie fertig ist. Das hilft für den Augenblick, führt aber auf die Dauer zum größten Elend. Und dann heißt es in Büchern und Zeitungen sogar, wir sind es, die Euch bedrücken. — Hier sind zehn Thaler. So wie das erste Stück fertig ist, zahle ich Euch das volle Geld dafür."

Franz eilte dankbar und froh nach Hause. Luise lächelte, als sie die blanken zehn Thaler lächeln sah, auch einen Augenblick und dachte: „Nun könnten wir uns doch auch ein mal eine Freude machen!" Allein sie wagte dergleichen nicht mehr auszusprechen und Franz dachte auch gar nicht daran.

Die Meubles waren endlich fertig geworden und Herr Großhahn hatte sie voll bezahlt, obwol er einige nicht ungegründete Einwendungen gegen die Arbeit gemacht hatte. Er äußerte dabei: „Mein lieber Richter, ich will das Eurer Jugend zugute halten, aber Ihr waret noch nicht reif, Meister zu sein. Nicht Alles, was das Gesetz erlaubt, ist darum gut. Unsere Voraltern hielten es anders; ein reif ausgearbeiteter Gesell ging drei Jahre mindestens auf die Wanderschaft. Nicht blos zum Schein und Spaß, wie jetzt die meisten, sondern um wirklich Etwas zu lernen, um

die Fortschritte der Handwerke in größern Städten und die Art und Weise, wie man da und dort die Dinge anders angreift als zu Haus, kennen zu lernen. Jetzt aber will der Lehrling nur Gesell werden, um sich gleich selbst zu etabliren und zu heirathen; und da fehlt es denn an der Uebung, Erfahrung und Sicherheit, die ein tüchtiger Handwerker braucht.“

Franz hörte das still mit an, denn jetzt sah er ein, daß es richtig war. Er hatte sein Fach gelernt, ja recht fleißig gelernt; doch es fehlte ihm an vielseitiger Ausbildung und eben an Erfahrung, und so mußte er auch noch jetzt manches Lehrgeld zahlen. Er machte sich nun an neue Arbeiten, die Herr Großhahn vorzugsweise wünschte. Doch als er seinen alten Holzbedarf und die inzwischen aufgelaufenen andern rückständigen Kleinigkeiten bezahlt hatte, sah er sich fast in derselben traurigen Lage wie zuvor! — Und doch hatte er an Großhahn einen redlichen, billig denkenden Abnehmer seiner Arbeit! Er fiel nicht dem Wucher, wie so mancher Andere, anheim. Allein der Grund und Boden, auf den er sein Haus gestellt hatte, war zu schmal!

Um sich der trüben Gedanken zu entschlagen, machte er mit Luisen am Sonntag Nachmittag einen Spaziergang. Sie gingen vor das Thor hinaus, wo sich ihr Schicksal entschieden hatte. Das war im October gewesen, jetzt grünte der Mai! Der Frühlingshauch belebte die Herzen; Franz sah Luisen an und sprach: „Weißt du noch? dort im Tanzsaal? — Da waren wir heiter! Nun Luise, laß uns nur Muth fassen! Es kann ja noch Alles gut gehen!“

Indem hörten sie hinter sich ein fröhliches Lied, von vielen Männerstimmen gesungen. Sie wandten sich um

und Franz erkannte Wilhelm, den er in der letzten Zeit gar nicht mehr gesehen. Er war zum Wandern gekleidet, sein Hut mit grünem Strauß und Kranz geschmückt, seine Kameraden geleiteten ihn und trugen ihm das Reisegepäck. Doch er sah nicht so fröhlich aus wie Die, die ihn umgaben, sondern schien traurig. Franz war eigenthümlich bewegt beim Anblick des Freundes.

„Gott grüß dich, Franz“, sprach Wilhelm ihn überrascht und herzlich an, als er ihn erblickte, „und Euch auch, junge Frau!“ Er reichte Beiden die Hand und schüttelte sie herzlich.

„Soll's auf die Wanderschaft hinaus?“ fragte Luise. „Ja wol!“ erwiderte Wilhelm, „ich will nach Holland, nach Frankreich und England! Drei Jahre!“

Franz dachte: „O hättest du das auch gewählt! Was wird Wilhelm sehen, hören, lernen!“ Doch er sagte: „Das ist eine weite Reise und lange Zeit!“

„Weiß Gott!“ antwortete Wilhelm bewegt; „doch es mußte sein. Wir werden's ja überdauern. Eben habe ich von Marien Abschied genommen. Die Kameraden wollen mich noch ein Stück geleiten, bis vor das Wirthshaus am Walde. Komm mit, Franz! Wir haben uns so lange nicht gesehen! Wir waren ja Schlafkameraden!“

„Gern, aber meine Frau kann so weit nicht gehen; und ihr seid ja auch lauter Männer.“

„Geh nur, Franz“, bat Luise, „du mußt einmal heiter sein. Ich gehe allein zu Haus. Reiset glücklich, Herr Werner!“

Sie reichte Franz die Hand, wandte sich und ließ Wilhelm mitziehen.

Kaum war sie einige hundert Schritt dem Thor zugegangen, als sie auf einer Bank am Wege Marie Gärtner,

Werner's Geliebte, mit ihrer Mutter sitzen sah. Das hübsche Kind vergoß bittere Thränen. Luise kannte sie, da sie Beide Handschuhe für dieselbe Fabrik näheten. Sie redete sie daher an: „Guten Tag, Marie, ich weiß, warum du so traurig bist. — Ja solch ein Abschied muß wehe thun!“ — Marie gab ihr stumm die Hand. „Fasse dich nur, Kind“, bat die Mutter, „hier gehen so viele Leute vorüber; komm lieber nach Haus!“

„Nein, solange ich den Gesang noch hören kann, wollen wir hier bleiben!“

Aus der Ferne tönte das fröhliche Lied der jungen Leute; ein seltsamer Gegensatz zu der Stimmung der beiden Hauptpersonen dieses Ereignisses.

„Du bist recht glücklich, Luise“, sagte Marie nach einigen Augenblicken. „Du bist nun auf ewig vereint, mit Dem, den dein Herz gewählt hat! Aber ich —“

„Ach Marie, wer weiß, ob es dir über Jahr und Tag nicht glücklicher geht als mir! Franz ist immer voll Sorge und verdrießlich, und an fröhliche Tage, wie sonst Sonntags, denken wir gar nicht mehr!“

„Ach daran habe ich nie gedacht, das wäre das Wenigste“, antwortete Marie. „Aber wenn man sich Jahrelang nicht sehen soll! Was kann da nicht Alles geschehen!“

„Sei ruhig, liebe Tochter“, sprach die Mutter. „Dein Wilhelm ist brav; er wird dir getreu bleiben, und eben weil er dir recht getreu ist, trennt er sich jetzt von dir. Er wird etwas lernen und sparen; thue du das auch und schaffe dir allmälig deine kleine Ausstattung. Hat man sich gut gebettet, dann ruht man auch gut.“

Luise fühlte das Gewicht dieser Worte; von ihrer Tante hatte sie sie nimmer hören mögen! — Jetzt dachte sie in-

nerlich, wie Franz schon oft ausgesprochen: „ein Jahr hätten wir doch noch warten und immer sparen und sparen sollen, um mit Etwas anzufangen."

Der Gesang war verklungen. Marie war nun willig, nach Haus zu gehen und Luise schloß sich an, sodaß sie noch bei hellem Tage in der Stadt zurück waren.

Der Zug der jungen Handwerker hatte indessen in seiner lauten Fröhlichkeit das Wirthshaus am Walde erreicht. Hier lagerte man sich im Grünen; Wilhelm erhielt den Ehrenplatz in der Mitte des Kreises auf einer kleinen Rasenerhöhung und seine Freunde errichteten eine Art Trophäe hinter ihm, indem sie einen jungen Baum mit ihren Kränzen, Sträußen, Bändern und Hüten schmückten. Ein frischer Trunk erquickte die Durstigen; die mitgenommenen Erfrischungen wurden verzehrt und Gesang, Scherz und Lachen wechselten munter ab, bis die Sonne sank. Franz wurde es eigen wehmüthig ums Herz, wenn er bedachte, welche frische, freie, wichtige Zukunft vor Wilhelm lag, während er nur die enge, sorgengedrückte Häuslichkeit vor sich sah, wo das Morgen dem Heut, das Uebermorgen dem Morgen glich, höchstens daß jeder neue Tag seine neuen und größern Sorgen brachte. „Ach", dachte er für sich, „und wäre ich auch ein reicher Meister gewesen, ich hätte doch noch nicht heirathen sollen. Was wird Wilhelm Alles sehen und erleben! Was wird er zu erzählen haben! Was kann er in Paris und London in unserm Geschäft lernen! Und wie werde ich dann neben ihm stehen, wenn er einst zurückkommt!"

Die Freunde brachen auf. Wilhelm wollte die schöne Sommermondnacht hindurch wandern. Es mußte endlich Abschied genommen werden. Noch ein mal traten die jungen Leute in einen Kreis um den Kameraden zusammen und

sangen langsam, daß das Echo im stillen Walde widertönte, das schöne Lied:

Lebe wohl, herzliebster Vater,
Beste Mutter, lebe wohl!
Lebet wohl, herzliebste Brüder,
Liebstes Mädchen, lebe wohl!
Wollt Ihr mich noch ein mal sehen,
Steiget auf des Berges Höhen,
Blickt hernieder in das tiefe Thal,
Seht Ihr mich zum letzten mal!

Bei den Worten: „Lebe wohl, herzliebstes Mädchen“ drückte sich Wilhelm den Hut tiefer in die Augen und sagte, indem er sie sich mit der Hand rieb — „die Sonne blendet so!“ — Aber nicht sie war es, welche die Thräne gelockt hatte, die das Blinken ihrer Strahlen verrieth!

Das Lied war beendet. — Man umarmte sich, schüttelte sich die Hände, Jeder wollte zuletzt Abschied nehmen. Franz lag am längsten in des ehemaligen Gefährten Arm. Er flüsterte ihm zu: „Gebe Gott, daß wir uns glücklich wiedersehen!“

Endlich hatte Wilhelm sich losgerissen und wanderte allein waldeinwärts, während die Andern, noch oftmals mit Tüchern, Hüten und lautem Zuruf zurückgrüßend, den Weg zur Stadt wieder einschlugen.

Es war schon ganz dunkel, als sie das Thor erreichten, wo sie sich bald in den verschiedenen Straßen vereinzelten. Franz ging ganz allein seiner entfernten Wohnung zu. Der Mond glänzte silbern zwischen leichten weißen Wölkchen, die Sterne blinkten, es war so milde und duftig — eine Nachtigall schlug einsam in der stillen Straße, — eine selige Frühlingsnacht! Doch war es Franz zu Muthe, als hange ein schweres drückendes Gewitter über ihm, das jeden Augenblick loszubrechen drohe!

Es vergingen Wochen. Franz blieb in gedrückter Lage, obgleich einige kleine Arbeiten in der Nachbarschaft ihm etwas baares Geld augenblicklich eintrugen. Da wurde unweit von ihm der Bau eines ansehnlichen Hauses unternommen. Er eilte zu dem Unternehmer und bewarb sich um die Ausführung der Tischlerarbeiten dabei. „Wir können vielleicht ein Geschäft machen", war die Antwort des Besitzers; „aber ich sehe nicht blos auf wohlfeile, sondern auch auf solide Arbeit. Welche ähnliche Arbeiten haben Sie schon ausgeführt oder ausführen helfen, daß ich mich nach Ihnen erkundigen und besichtigen kann, was Sie geleistet haben?" — Wilhelm hatte nichts der Art gemacht als unbedeutende Einzelnheiten in der Werkstätte seines alten Meisters. Er versprach desto sorgsamer zu sein. Der Unternehmer schüttelte den Kopf! „Jeder muß Erfahrungen machen! Hier würden sie zu meinem Schaden gemacht werden! Das kann man nicht von mir verlangen. Ihr jungen Leute etablirt euch zu früh!" — Genug, das Geschäft zerschlug sich, obwol der Unternehmer keinen übeln Willen zeigte.

Traurig schlich Franz nach Haus und beeilte die Ablieferung der Arbeit an Herrn Großhahn. Dieser fand dies mal nichts auszusetzen, zahlte sogleich, machte aber nur einige kleinere Bestellungen, weil sein Magazin so überfüllt sei, daß er vorläufig nicht mehr gebrauchen könne. — Franz ging noch in einige andere Meubleshandlungen, doch man war überall versehen, oder stellte so niedrige Preise, daß er fast mit Schaden hätte arbeiten müssen. „Ja, wenn ich mit sechs, wenigstens mit vier Gesellen arbeiten könnte, dann wäre auch dabei zu bestehen, aber mit einem ist's unmöglich!"

So lief der Sommer ab. Nur mit Mühe konnte für

das tägliche Bedürfniß gesorgt werden und immer noch lasteten die alten Schulden, die Vorschüsse, die Abzahlungen auf Holz auf dem Geschäft. Dabei hatte Luisens fleißige Hand noch mitgeholfen. Jetzt aber trat eine Zeit ein, wo diese fehlen mußte, wo neue Ausgaben und Sorgen den kleinen Haushalt bedrängten! Luisens Entbindung rückte näher und mit ihr der Winter, der mehr bedarf als der Sommer!

Noch war Alles glücklich gegangen; Franz hatte Arbeit gefunden, er war billig und freundlich behandelt worden und dennoch diese stete Bedrängniß! — Wie, wenn ihn gleich anfangs nur ein kleines, leicht mögliches Unglück getroffen hätte, wenn er oder Luise nur einige Wochen krank gewesen wären? Gerade sein Glück war es, was ihn jetzt am meisten überzeugte, wie unbesonnen seine Heirath gewesen war!

Drittes Capitel.

Es war Sonntag Nachmittag; Wohnzimmer und Werkstätte aufgeräumt, von einer hellen Octobersonne freundlich beleuchtet. Luise stand im schwarzen Kleide und mit jenem Häubchen geschmückt, das ihr in den ersten Wochen der Ehe Verdruß gemacht, und hielt einen gesunden lächelnden Knaben auf einem Taufkissen in den Armen. Franz und der alte Herbert betrachteten den kleinen Schelm mit Rührung und Theilnahme, während die Tante noch an seinem Taufkleidchen Etwas zurecht zupfte. „Nun laßt uns aber fort in die Kirche", sprach Herbert, „die andern Taufzeugen würden

sonst auf uns warten müssen.“ Er nahm die ganze Familie, den kleinen neuen Sprößling mitgerechnet, in seinem Wagen mit. — Sie fuhren ab. Unterwegs sagte Franz zu Luisen: „Denke doch, gerade heute ist es dem Tage nach jährig, daß wir aus ....s Tanzsaal nach Haus gingen!“ — „O, ich habe schon daran gedacht“, entgegnete Luise und zerdrückte eine Thräne in ihrem blauen Auge.

„Haltet den Tag in Ehren“, sprach Herbert. „Er hat euer Schicksal entschieden. Nun durch! Die Kräfte angestrengt; was schwer ist, ist drum doch nicht unmöglich.“

In der Kirche fanden sie Herrn Großhahn, die Besitzerin der Handschuhfabrik, wo Luise nähete, und Franzen's vormaligen Meister.

Es wurden mehre Kinder zugleich getauft. Die Rede des Pfarrers hielt sich in allgemeinen Beziehungen. Schmerz und Freude sind ja auch das allgemeine Erbgut aller Menschen, und wer weiß bei der Geburt eines Kindes, wovon ihm das meiste beschieden ist! — Glücklich, du kleines Wesen, solange du lächelst und weinst, ohne zu wissen weshalb! Dein Schmerz hat keine Macht, denn er hat nur das Recht des Augenblicks und deine Freude ist ungetrübt, denn der Augenblick gehört ihr ganz und ungetheilt, sie weiß von keiner Zukunft.

Als die heilige Handlung geendet war, küßten die Pathen das Kindchen und manches hübsche Geschenk wurde in das kleine Kissen gelegt. Luise beugte sich über das Antlitz des Knaben, küßte es und benetzte es mit einer Thräne. Sie wußte in diesem Augenblick nicht, war sie bang oder selig; das Heiligthum der Mutter berührte sie mit all seinen neuen Süßigkeiten und dem Schauer seiner Befürchtungen und Sorgen!

Nach der Kirche fuhren die Pathen mit in die Wohnung

der jungen Aeltern. Die Tante hatte Kaffee und Kuchen besorgt, Herr Großhahn auch eine hübsche Reihe Flaschen geschickt. Herbert und die Tante sorgten für alles Uebrige, denn sie wußten, daß Franz jede Ausgabe meiden mußte; und so hatte ihm denn auch Herbert noch einige Freunde geladen, die jungen Männer und Mädchen, mit denen er damals im Tanzsaal gewesen. Der Tauftag wurde also wirklich ein heiterer.

Allein auf den Freudentag folgte eine harte Zeit. — Luise mußte sich viel mit dem Knaben beschäftigen; Franz Ludwig war er nach beiden getauft und Ludwig wurde er genannt. Der Kleine ließ ihr auch Nachts nicht Ruh. So konnte sie wenig arbeiten, um die lange Versäumniß nachzuholen. — Franz war eine Stunde früher in der Werkstätte; doch zum Unglück erkrankte sein Gesell und er konnte in den ersten Tagen keinen Ersatz für ihn finden. Gottes Gnade gab, daß er und Luise gesund blieben trotz der Anstrengungen. Allein der Winter kam; er wurde hart. Sie zogen Alle in die Werkstätte, weil doppelte Feuerung zu viel gekostet hätte. Franz dachte, wenn er sich von Wiege und Windeln beengt sah, oft: „Und wenn ich einen zweiten Gesellen beschäftigen könnte, wo sollte er jetzt arbeiten?“ — Oft wurde ihm der Kopf ganz warm, wenn das Kind unaufhörlich weinte, Luise aber, der das Nähren schwer wurde, tief seufzte, der Ofen zum Unglück zu Zeiten rauchte und auf so anstrengende Tage noch schlaflose Nächte folgten, theils weil das Kind unruhig war, theils weil ernste Sorgen den Vater wach hielten.

Das Geschäft ging schlecht. Der harte Winter brachte Alles ins Stocken. Großhahn hatte erklärt, er könne bis zum Frühjahr nichts mehr von Meubles gebrauchen; dennoch hatte er Franz auf seine Bitten wieder Vorschuß zu

Holzkäufen gegeben. Franz arbeitete wenigstens immer fort, um, wenn einmal der Tag des Verkaufs käme, doch Einiges in Vorrath zu haben. Die Meister in der Stadt hatten vereinigt ein Möbelmagazin gegründet; durch Herbert's Fürsprache erhielt er die Erlaubniß, auch dort einige Arbeiten hingeben zu dürfen, die aber sehr genau geprüft wurden, weil die Tischler nur ganz tadellose Waare wollten. Franz mußte die beschämende Kränkung erleben, daß ein Spieltisch ihm zurückgewiesen wurde, weil die Platten *unterhalb* nicht genau genug im Niveau gearbeitet waren. Betrübt schaffte er ihn zurück. Da begegnete ihm unterwegs ein Herr, der ihn fragte, ob der Tisch zu verkaufen sei, ohne Besinnens den gefoderten Preis zahlte und ihn gleich hinauf in seine Wohnung bringen ließ, vor der man sich eben befand. An solchen kleinen Glücksfällen, an denen es ihm nicht fehlte, richtete sich Franzen's Hoffnung auf. — — Luise konnte nun wieder ziemlich fleißig Handschuhe nähen, da die Tante, die eine Art großmütterlicher Liebe zu dem Kinde gefaßt hatte, ihr in andern Dingen hülfreich zur Seite ging. ~~Wilhelm~~ war von früh bis spät fleißig. *Dennoch* reichten die Einkünfte nicht! Herbert schoß manchen Thaler zu und versagte sich deshalb manche Bequemlichkeit!

„Wäre nur erst der Sommer da", seufzten Franz und Luise oft.

Eines Morgens, als Beide noch schliefen, pochte es stark an die Hausthür.

Franz fuhr aus dem Schlafe auf. Er hörte seinen Namen rufen. Mit einem Sprung war er am Fenster und öffnete den Laden. „Meister Richter", ertönte die Stimme eines Knaben aus der tiefen Dunkelheit, „steht eilig auf, Herr Herbert liegt im Sterben!"

„Jesus Christus", rief Luise, die auch erwacht war

und die Worte gehört hatte, und der Schreck lähmte ihr alle Glieder.

„Gleich, gleich!“ stammelte Franz verwirrt und sprang nach dem Feuerzeug, um Licht anzuzünden. — In fünf Minuten war er angekleidet! Luise hielt ihn, als er sie zum Abschied küssen wollte, wie krampfhaft fest, und sprach schluchzend: ‚Ach, wenn Vater Herbert stirbt — wie wird es uns dann ergehen!“

Halb betäubt stürzte Franz fort und kam athemlos mit dem Knaben vor Herbert's Wohnung an. In seinem Zimmer war Licht; Schatten bewegten sich hin und her; Franz zitterte und das Herz schlug ihm so, daß er kaum athmen konnte. Als er eintrat, saß der alte, wohlwollende Mann halb aufgerichtet im Bett. Er schien Franz zu erkennen, da dieser ihm die Hand reichte und fragte: „Um Gottes Willen, Vater, wie geht es!“ Doch zu sprechen vermochte er nicht. — Der Arzt saß an einem Tische und schrieb Etwas auf. „Das laßt sogleich in der Apotheke machen, aber helfen wird es nicht mehr, nur seinen Kampf erleichtern. — Es ist zu Ende!“ Jetzt brach Franz in lautes Weinen aus. — Die alte Wirthin Herbert's stand neben dem Bett und sagte: „Nach Euch, Herr Richter, hat er mit wahrer Angst verlangt, er rief mehrmals Euern Namen, und man sah, er wollte Etwas für Euch bestellen oder thun, darum schickte ich den Knaben, — aber er konnte sich nicht mehr verständlich machen.“

Während dieser Worte sank der Kranke zurück, athmete noch einmal tief auf, und — hatte geendet.

Es war eine Minute lang tief still. Der Arzt sagte, indem er den Puls hielt: „Es ist vorbei!“

Die Umstehenden weinten still.

„Wenn ich Euch rathen soll, Frau Bernhard“, sprach

der Arzt zur Wirthin, so laßt gleich den Commissarius holen und hier in Gegenwart der Zeugen Alles versiegeln. Der Verstorbene hat einen Sohn in Rußland, der sein Erbe ist. Mag auch der Nachlaß nicht groß sein, Ihr müßt Euch so viel als möglich außer aller Verantwortung bringen."

Jetzt dachte Franz an den Vorschuß, den er von Herbert hatte und den Schuldschein, den er ihm darüber gegeben. Noch hatte er, obwol es über Jahresfrist war, nichts darauf abgezahlt. Bei seiner Lebzeit hätte Herbert ihn nie gedrängt, — nun aber kamen die Gerichte!

Der Knabe, welcher Franz geholt hatte, wurde zum gleich gegenüber wohnenden Polizeicommissarius geschickt, der, da inzwischen der Tag angebrochen war, auch binnen wenigen Minuten erschien.

„Es ist das Kürzeste", sagte er, „daß wir die Stube und die Kammer versiegeln. Ich will gleich weitere Anzeige machen und es betreiben, daß die gerichtliche Inventur des Nachlasses sofort geschieht, damit Ihr bald wieder in Besitz Eurer Zimmer kommt, Frau Bernhard. — Schafft jetzt nur die Leiche hinaus."

So geschah es; Franz half. Die Thränen liefen ihm die Wangen hinunter; er sprach kein Wort. Die Wirthin bat ihn, den Sarg zu besorgen. — „Ich werde ihn selbst machen", antwortete er, und ging dann fort, um Luisen Nachricht zu geben. — Er fand sie blaß von dem Schrecken der Nacht. Das Kind weinte, denn die Milch der so aufgeregten Mutter wollte ihm nicht munden.

„Er ist todt!" war Alles, was Franz zu sagen vermochte. Luise brach in lautes Weinen aus, „Ach er war unser Helfer und Beschützer! Wie wird es uns jetzt ergehen!" rief sie aus. Franz hatte gar nicht den Muth, ihr von

seinen Besorgnissen wegen des Schuldscheins zu sprechen. Um seinen Schmerz zu betäuben, machte er sich gleich an die Arbeit mit dem Gesellen, um den Sarg für den alten redlichen Mann zu fertigen.

Als sie ihn am andern Tage hinbrachten, war Alles versiegelt. — Den nächsten Morgen wurde Herbert begraben. Franz war natürlich unter Denen, die der Leiche folgten. — Auf dem Kirchhofe fand er Luisen, die einen Kranz auf den Sarg legte. — Er wurde eingesenkt, das Gebet gesprochen — nach einer Viertelstunde war die Grube mit Erde beschüttet und der Wind trieb den Schnee über die frische Grabstätte. Die Leidtragenden hatten den Kirchhof verlassen. Franz sah Luisen an ein Grabgitter gelehnt, seitwärts stehen. Er ging zu ihr; sie reichten sich die Hände und gingen, von wehmüthigen Gefühlen und Sorgen gedrückt, stumm nebeneinander nach Hause.

Einige Wochen waren verstrichen. Da erhielt Franz einen Brief durch den Gerichtsboten. Er wurde aufgefodert, die funfzig Thaler, welche er dem verstorbenen Tapezier Herbert, laut vorgefundenem, längst fälligem Schein schulde, binnen acht Tagen zur Masse einzuzahlen.

Funfzig Thaler! — Wo sie hernehmen! Er hatte kaum das Nothdürftige für den täglichen Bedarf. — Die Tante lebte nur von ihrer Witwenpension — Vermögen besaß sie nicht. — Er eilte zu Großhahn. Dieser schüttelte den Kopf! — „Der Fall ist schlimm! Ich kann Euch beim besten Willen nicht helfen; ich habe in dieser nächsten Zeit so viele Zahlungen zu leisten. — Doch ist Euch denn der Sarg schon bezahlt, Meister Richter?“

„Das nicht — aber ich habe auch dazu Holz, Beschläge und Leinwand auf Borg nehmen müssen.“

„Thut nichts. Stellt wenigstens Eure Gegenrechnung

und — der alte Herbert wird es jenseit gut heißen — stellt sie so hoch, als es geht.“

„Die Arbeit war sauber! — Wir haben es uns Tag und Nacht sauer werden lassen! — Ich wollte für meinen Vormund doch das Beste thun!“ entgegnete Franz.

Sie machten einen Ueberschlag, und fanden, daß Franz dreißig Thaler fodern dürfe, wenngleich man im Sargmagazin wohlfeiler gekauft hätte. Großhahn erbot sich, die Angelegenheit beim Gericht zu ordnen und Franz Zahlungsfristen auszuwirken.

So ging auch dieser drohende Schlag vorüber; doch immer neu und neu mußte Franz es erkennen, wie unvorsichtig es sei, mit Schulden anzufangen. Hätte er nur eine kleine Vorrathssumme gehabt; er würde jetzt, da ihn kein eigentlicher Unglücksfall betroffen hatte, außer allen Sorgen gewesen sein, und hätte längst die Möglichkeit gehabt, sein Geschäft zu erweitern.

Doch es ging zum Sommer; dies gab ihm wieder Muth. Die erste Abzahlung beim Gericht leistete er, wiewol mit äußerster Mühe. — Da traf ihn ein harter Schlag. Herr Großhahn gab sein Geschäft auf. Er hatte Gelegenheit gefunden, eine Schneidemühle in der Provinz mit Vortheil zu kaufen, und verließ daher die Stadt, nachdem er sein Geschäft verkauft hatte. Zwar hatte er den neuen Besitzern Franz dringend empfohlen, doch diese wollten vorzugsweise schnell Geld verdienen; auf ein solide zu begründendes Geschäft kam es ihnen nicht an. Daher suchten sie wohlfeile Arbeit, die nur den Schein der guten hatte, und boten Wilhelm Preise, bei denen er nicht bestehen konnte, wenn er nicht Pfuschwerk im Großen lieferte. — Vergeblich ging er zu mehren andern Händlern — Niemand wollte gute Möbel kaufen. — Mit bitterm Gefühl mußte er end-

lich einige gute, im Vorrath gemachte Arbeiten für einen so geringen Preis verkaufen, daß er kaum die Auslagen wieder gewann. Aber er mußte, um die zweite Fristzahlung leisten zu können!

Der Herbst kam wieder heran. — Luise wurde zum zweiten male Mutter. Sie gebar ein liebliches Mädchen. Diesmal kein kleines Fest bei der Taufe! Das Kind wurde von den Aeltern in die Kirche getragen; nur die Tante und der Hauswirth waren die Taufzeugen. Und gleich am Tage nach der heiligen Handlung versetzte Luise ihr bestes Kleid und Franz seinen neuen Oberrock, um die schweren Kosten der Entbindung, Krankheit und Kindespflege bestreiten zu können. — Dabei war er die Hausmiethe schuldig geblieben und hatte dem Holzhändler eine versprochene Abzahlung nicht leisten können! Luise war sehr angegriffen; sie hustete viel. Das Roth ihrer Wangen erblich, das Auge wurde matt. Sorge und Kränklichkeit lagerten sich in ihren sonst so frischen, anmuthigen Zügen.

Da kam der letzte Zahlungstermin für das Gericht heran. Franz vermochte das Geld nicht aufzutreiben. — Zehn Thaler! — Gerade um Weihnachten war es, als zum ersten male der unheimliche, mürrische Gast, der Schrecken der Armen und Bedrängten, der Gerichtsexecutor in die Wohnung Richter's trat. — Er fand eine eben fertig gewordene Commode und einen Spieltisch vor, die Franz am andern Tage einem Privatmanne abzuliefern hatte. „Fort damit — die werden uns ziemlich decken!" sagte er trocken. „Ach Herr! Sie sind nicht mehr mein!" stellte Franz ihm vor — „der Herr, der sie bestellt hat, hat mir zwölf Thaler Vorschuß darauf gegeben!"

„Das hätte er bleiben lassen sollen! Geht uns nichts

an. — Ihr könnt ihm eine neue Commode machen, Herr Meister! Fort damit!"

Franz drückte sich die Hände vor die Augen; Luise saß und schluchzte. In seiner Angst lief er zu dem Besteller. Dieser ließ ihn anfangs hart an — dann aber, als er die Angst und Bedrängniß des jungen Mannes sah, rührte es ihn und er sagte: „Laßt's nur gut sein. Ich warte noch einige Wochen, arbeitet immer nur neue Sachen. In der Minute der Ablieferung habt Ihr Euer Geld!"

Franz dankte warm — aber er ging doch trostlos, denn ohne neue Vorschüsse wußte er die Arbeiten nicht zu Stande zu bringen.

„Welche Noth", rief er unterwegs, „und doch hat mich kein außerordentlicher Unglücksfall getroffen! Ich bin gesund gewesen, habe Arbeit gehabt, nicht besser und nicht schlechter als Andere; es ist mir manche Unterstützung geworden, auf die ich nicht hätte rechen dürfen! Und doch! Ja wenn es von vorn herein überall zu kurz ist! — O hätte ich noch gewartet! — Heute hätte ich vielleicht mit aller Ruhe heirathen können, und nur Glück und Freude erlebt!"

Viertes Capitel.

Jahr und Tag waren vergangen!

Was gibt es denn dort an der Kirche; es fahren ja so viele Wagen vor? — Eine Hochzeit. Es ist der junge Tischlermeister Werner, der sich mit der fleißigen, sittsamen, schönen Marie Brand verheirathet. Das ist ein wackeres Mädchen! Von früh bis spät war ihre Nadel thätig; Sonn-

tags Vormittags in die Kirche und Nachmittags ein Spaziergang, das war die ganze Erholung.. Sie hat aber auch über hundertfunfzig Thaler auf der Sparkasse gehabt. — Und ihr Bräutigam war drei Jahre auf der Wanderschaft. Er hat in Wien, Brüssel, Paris und London gearbeitet, überall bei den besten Meistern. Alle haben ihm die vorzüglichsten Zeugnisse gegeben. Auch er hat ein hübsches Sümmchen gespart, und was mehr ist, Kenntnisse aus Erfahrungen gesammelt. In den Feierstunden hat er sich fleißig aufs Zeichnen gelegt. Da hat er nach und nach eine Menge geschmackvoller Entwürfe abgezeichnet und gesammelt; mehre vornehme Herren haben sie gesehen und ihm gleich Bestellungen danach gemacht. Eine Probearbeit hat er geliefert, die ist so vorzüglich ausgefallen, daß er eine Prämie dafür bekommen hat. Dem wird es nicht fehlen! Auf ein halbes Jahr hat er schon vorausbestellte Arbeit und kann gleich mit fünf Gesellen anfangen!

Aber woher denn die große Hochzeit? Das heißt doch verschwenden!

Nicht doch. Es sind nur Trauzeugen, aber recht vornehme. Die Braut ist so brav und beliebt, daß mehre vornehme Familien sie in Schutz nehmen. Die machen ihr hübsche Hochzeitgeschenke; sie haben sie aber vorher befragt, was sie sich wol wünsche, und da hat sie bescheiden gesagt: „Nichts zu Prunk und Staat! — Mein Brautkleid ist fertig, das habe ich mir selbst gemacht." Und darauf haben sich die Herrschaften berathen und nützliche Sachen für sie angeschafft: Leinwand, Küchengeräth. — Ja sie ist hübsch ausgestattet! — Seht, — da kommt sie aus der Kirche!

An Wilhelm's Seite trat Marie, die eben das Jawort gesprochen hatte, aus der Kirche. Sie trug ein einfaches

weißes Kleid; im Haar den grünen Kranz. Sie war schön; holde Schüchternheit und ein liebliches Erröthen, als die vor der Kirchthür Versammelten sie begrüßten, erhöhte den Zauber ihres Reizes. Wilhelm sah ernst, aber doch selig beglückt aus; er half der Geliebten, die nun, nach langem treuem Harren für immer die Seinige war, in den Wagen. So fuhr das glückliche Paar dahin.

Scheu, zurückgezogen hinter der Menge, stand eine junge, kränklich aussehende Frau in dürftiger Kleidung, und neben ihr ein bleicher junger Mann im abgetragenen Oberrock. Sie hatten Beide Thränen im Auge. Es waren Franz und Luise! — Stumm schlichen sie nach Hause, weit in die Vorstadt hinaus, wo sie jetzt wohnten, während die Wagen mit den Hochzeitsgästen an ihnen vorüberrollten!

„Du hättest doch zu ihm gehen sollen" — sagte Luise. „Ich hätte es nicht vermocht!" rief Franz heftig. „Warum gingst du nicht zu Marien!"

Luise schwieg und bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze. — „Ich will noch einen Augenblick zur Tante mit hinauf gehen", sagte sie nach einer Pause und trat in ein Haus, an welchem sie eben vorübergingen.

Franz ließ sie, blieb aber auf der Gasse stehen und sah nach den Fenstern des Hauses hinauf. „Hier standen wir — nun sind es schon über vier Jahre — und damals glaubten wir unser größtes Glück zu gewinnen — ich wäre ins Wasser gesprungen, wenn wir uns nicht hätten heirathen können! — Und heute! — Ach wie sehen sich die Dinge anders an in der Wirklichkeit als in der Hoffnung!" — Wenn nun auch die Tante stürbe! — Gleichsam, als wolle er diesen Gedanken entfliehen, wandte er rasch um und eilte nach Hause.

Welch einen Anblick bot seine Wohnung jetzt dar!

In einem baufälligen Hause der Vorstadt, mit kleinen trüben Fenstern hatte er eine Stube und eine Kammer für sich, seine Frau, seine drei Kinder und zur Werkstätte. Die Stube war zugleich die Küche für Haus und Handwerk. Die zwei Hobelbänke standen so, daß man kaum daran arbeiten konnte, und jedes fertig gewordene Stück mußte auf der Stelle fortgeschafft werden, weil kein Raum dazu da war. Selten hatte daher Franz einen Gesellen, denn bald konnte er ihn nicht beschäftigen, bald wollten die Leute bei der ärmlichen, unbequemen Einrichtung nicht bleiben. Er schlief mit den Seinigen auf einem dürftigen Lager von Strohsäcken, kümmerlich bedeckt! Noth und Sorge blickten schauerlich aus jedem Winkel.

In diesem düstern Aufenthalte fand er die drei Kinder. Gesund waren sie zum Glück noch; auf den fröhlichen warmen Wangen der Jugend wollte der blasse Schnee des Jammers noch nicht liegen bleiben; und selbst bei der dürftigen Kost blühten sie wie Blumen, die auch nur der Thau des Himmels begießt, die frische Luft des Herrn erquickt! — Die beiden ältesten spielten am Boden; das kleinste, ein einjähriger Knabe, lag in der Wiege und schlief. Eine alte Frau aus dem Hause, die kaum noch gehen konnte, aber gern eine Zuflucht in wenigstens halb warmer Stube suchte, saß als Hüterin bei den Kindern, solange die Aeltern abwesend waren.

Als Franz eintrat, sprangen ihm die beiden Kleinen munter entgegen. „Guten Abend, Vater — wo ist die Mutter? — Wir hungern schon recht, gibt es bald Abendbrot?" fragten sie durcheinander. Franz wollte es das Herz abstoßen. Er hatte keinen Groschen Geld im Hause, und Brot und Kartoffeln waren zu Ende — es sah mit dem

Abendessen traurig aus! An die dürftige Kost waren die Kinder gewöhnt, aber — nichts!!

„Wartet nur, wartet nur“, sprach er, indem er sie streichelte, „Mutter wird bald kommen und wol Etwas mitbringen.“ Doch es wurde dunkel — und sie kam nicht!

Franz zündete die Lampe über der Hobelbank an und machte sich an die Arbeit. — „Ich wollte wol noch mit hungrigem Magen fleißig sein, aber es erbarmt mich um die Kinder!“

Es pochte. — „Wer wird es sein“, dachte Franz, und schreckte zusammen, denn selten kam ein erfreulicher Besuch. „Herein!“ rief er mit furchtbarer Ahnung.

Es war der Holzhändler Bergemann. Franz schuldete ihm! — „Guten Abend Meister! Hm? Wie steht's? Ich muß doch einmal erinnern. Verarbeitet werden meine Fourniere wol sein, also das Geld habt Ihr dafür erhalten. Nun muß doch auch an mich die Reihe kommen!“ Dabei sah er sich in dem traurigen Zimmer um und schüttelte den Kopf.

Franz schwieg. Endlich faßte er Muth. „Herr Bergemann! Haben Sie Geduld! Es werden doch auch einmal bessere Zeiten kommen! Ich habe keinen Groschen Geld im Hause — wir müssen Alle heute hungrig zu Bett — und was ich entbehren kann, ist versetzt!“

„Hm! Hm!“ sprach der Holzhändler. „Nun ich kann wol noch etwas warten!“

„Hungrig zu Bett?“ wiederholte der älteste dreijährige Knabe weinerlich, denn diesen Sinn der Rede hatte er verstanden.

Das schnitt dem Vater ins Herz! — „Ach Gott, ach Gott!“ rief er aus.

Bergemann aber sagte: „Nein, mein Söhnchen! Der

Vater scherzt. — Du kleiner blonder Schelm! — Was ist denn das hier?" Er zog einen Apfel aus der Tasche. Des Kindes Gesicht wurde ein strahlendes Lächeln. „Da, und einen für die kleine Schwester!" — „Herr Richter", wendete er sich zu Franz, „ein Wort!" Er zog ihn hinaus. „Hier ist ein Thaler, Meister — sorgt für das Nothwendigste!" — Franz, im Gefühl des Glücks und der Scham zugleich (denn es war das erste Almosen, das er empfing) wollte danken, doch die Sprache versagte ihm. „Herr – Herr Bergemann —", stammelte er. — „Gut, gut", unterbrach ihn dieser, „es hat nichts auf sich. Ich sehe, Ihr arbeitet da an einer Commode. Ich brauche gerade eine, sie wird so ziemlich unsere Rechnung ausgleichen. Kann ich sie haben?"

„Uebermorgen ist sie fertig — aber, — sie kostet —" „Etwas mehr als meine Foderung? Macht nichts; ich zahle gern ein paar Thaler darauf!"

„Nein, nein!" unterbrach Franz, „sie kostet nur —"

„Es bleibt sich gleich", antwortete Bergemann gutmüthig. „Guten Abend!" — Mit diesem Wort verschwand er aus der Hausthür.

Da trat Luise ein.

„Gott sei Dank, daß du kommst, wir haben lange auf dich gewartet!"

„Mutter, Mutter", riefen die Kinder, und umringten sie.

„Meine Herzenskinder!" die Mutter schloß sie in die Arme. „Betet zu Gott für eure Großtante — sie ist bei ihm!"

„Luise!" rief Franz erschreckt! Sie hielten sich umfaßt. — Das Unglück hatte ihre Liebe gesteigert; aus einer leichten, Lebensgenuß haschenden, war sie zu einer tiefern, die Bürde des Lebens gemeinsam tragenden geworden.

Die Tante litt schon lange; in den letzten Tagen war sie kränker geworden; eine alte Freundin pflegte sie, Luise besuchte sie oft, während sie jetzt dort war, hatte ein plötzlich eingetretener Brustkrampf dem ermatteten Leben ein Ende gemacht.

„Soll ich ihr also auch den Sarg machen!“ sprach Franz vor sich hin.

„Ach wie klag' ich mich an“, rief Luise weinend, indem sie die Kinder, die sich an ihren Schoos drängten, streichelte. „Als ich noch bei ihr war, lebte ich oft in Unfrieden mit ihr, wollte im Jugendleichtsinn den Rath ihres Alters nicht hören! O hätte ich immer auf sie gehört — doch unsere Erkenntniß kommt spät. Und wie gut und treu hat sie uns beigestanden! Dies ist nun die Letzte, die mit für uns sorgte!“

Franz erwiderte mit einem flüchtigen Aufblick der Hoffnung im Auge: „Sei getrost, Luise! Gott wird durch Andere sorgen!“ — Darauf erzählte er, was ihm eben begegnet war, und die kleine Hülfe war doch ein Trost, eine Erquickung in dem großen Kummer!

„Ja die Kinder wollen essen — und ich muß ja auch, für das Kleine da“ — sagte Luise, indem sie sich auf die Wiege bückte, wo der jüngste Knabe immer noch schlief. — „Frau Marthe, eßt mit uns das Abendbrot!“

In einem halben Stündchen stand die warme Schüssel mit Kartoffeln zur Freude der Kinder, zum Danke der Aeltern auf dem Tische. Diesmal kam das Tischgebet aus tiefstem Herzen, — und die Nacht brachte den Sorgenvollen Schlaf, denn sie waren auch die Müden und Ermatteten.

Fünftes Capitel.

Die Tante hatte nichts hinterlassen. Die lange Krankheit war so kostbar gewesen, daß auch der Erlös aus dem kleinen Nachlaß nur mühsam die Begräbnißkosten deckte. Nur einige Kleidungsstücke und ein Paar Ohrringe als Andenken blieben für Luise. Diese wollte sie heilig halten; die Kleidungsstücke kamen ihr für sich und die Kinder sehr zu Hülfe. Doch freilich, die lange Kette der Sorgen und Noth riß nicht ab, dazu war die Unterstützung zu gering.

Bei den mangelhaften Anstalten in Franzens Werkstätte mußte es mit der Arbeit desselben und der Möglichkeit, von ihrem Verkauf zu leben, immer schlechter gehen. Die kleine Kundschaft, die er sich erworben, hatte er durch öftern Wohnungswechsel, der ihn allmälig bis in die äußerste Vorstadt trieb, verloren. — Die Tage der wirklichen Noth kehrten jetzt öfters wieder. „Ach!“ rief Luise eines Abends aus, als sie wiederum ohne Möglichkeit waren, den Kindern nur ein dürftiges Abendbrot zu geben, „ach wie verfolgt uns das Unglück!“

„Luise, versündige dich nicht“, antwortete Franz vorwurfsvoll; „das Unglück hat uns nicht verfolgt. Wir ernten nur was wir gesäet haben! Was uns begegnet ist, darauf muß man immer gefaßt sein! Noch hat uns keine lange Krankheit getroffen, die auch den wohlhabenden Handwerker zurückbringen kann; kein unbarmherziger Gläubiger hat uns gedrängt! Daß der Vormund und die Tante nicht mehr lange leben würden, darauf mußten wir von Anfang an gefaßt sein; wir durften, da wir so gegen ihren Willen heiratheten, nicht einmal auf ihre Unterstützung rechnen,

und doch haben sie uns nach Kräften geholfen! Mancher günstige Zufall kam uns zu statten; wohlwollende Leute haben uns Nachsicht gegönnt, soweit es mit ihren eigenen Geschäften vereinbar war!"

Luise konnte nichts einwenden, doch sagte sie kleinlaut: „Sollte uns denn aber auch alles Unglück treffen? Sollten wir gar kein Glück haben?"

„Wir haben nur kein großes Glück gehabt, worauf man niemals rechnen kann, dafür aber auch kein großes Unglück! Es kann aber noch kommen! Es fängt mir an so zu Muthe zu werden!"

„Ist es denn kein großes Unglück", brach Luise laut weinend aus, „daß unsere armen Kinderchen hungrig schlafen gehen müssen, daß ich nicht weiß, wie ich ihnen morgen ein Frühstück, ein Mittagbrot schaffen soll, daß wir Alles verkauft und versetzt und doch Schulden haben und die Miethe nicht bezahlen können!"

„Das ist ein großes Elend, Luise, aber kein Unglück; ein Unglück wäre es gewesen, wenn ich oder du lange schwer krank gelegen hätten, wenn ich große Arbeiten geliefert hätte und nicht bezahlt worden wäre, wenn uns Brand, Betrug, Diebstahl um das Unserige gebracht, unsern Noth- und Sparpfennig aufgezehrt hätte! — Aber wir haben nie einen gehabt, wir haben mit Schulden und Borgen begonnen, die kleinste Stockung mußte uns weit zurückbringen! Luise, Luise, jetzt sehe ich's ein, wir haben große Schuld, großen Leichtsinn, aber nicht großes Unglück gehabt! Das wird noch kommen!"

„Gott im Himmel, Franz, ängstige mich doch nicht noch mehr. Wir sind wol bestraft genug!"

„Was, bestraft genug! Wer fragt danach! Aber was gesäet ist, geht auf; wie du dich gebettet hast, so schläfst

du. Das muß Alles kommen. Wer vom Thurm hinunter springt, muß fallen, bis er sich auf dem Boden zerschmettert, da hilft ihm kein Jammern und Beten unterwegs!"

Franz war der Verzweiflung nahe. Er weinte nicht; doch er sah leichenblaß aus, und das wilde Haar stand ihm starr und verworren um die Stirn. Er sprang auf. „Ich muß ins Freie, an die Luft — ich komme um!"

Luise flog an seinen Hals, umklammerte ihn und rief: „Franz, ich lasse dich nicht von mir — bleibe bei mir in der Stunde der Angst und Noth! — Ich wollte mit dir gehen, aber ich kann die Kinder nicht verlassen!"

„Und das vierte, das du hoffst —", rief er wild starrend, „— das wir gleich mitten ins Elend hinwerfen! Gott im Himmel, laß es — —"

„Franz!" rief Luise in ihrem Mutterschmerz und hielt ihm den Mund zu, daß er nicht aussprechen konnte.

„Ich bin bald wieder bei dir, laß mich nur eine Viertelstunde fort", bat Franz, und rang sich los aus ihren Armen und lief hinaus in das einsame Dunkel der Nacht.

Luise saß ganz allein in der ärmlichen Wohnung; sie fror; draußen heulte der Wind und trieb Schnee mit Regen vermischt gegen die schlechtverwahrten Fenster. — Sie lauschte auf den Athem der Kinder, die endlich, trotz des Hungers eingeschlafen waren. Leise wischte sie eine Thräne von der Wange des kleinen Mädchens, das weinend eingeschlafen war. Aber sie mußte sich schnell zurückbeugen, um das Kind nicht durch den fließenden Strom ihrer heißen Thränen zu wecken. — — Die Minuten schlichen schwer und langsam. Das fortstürmende Schwungrad der Zeit wird zur trägen, bleiernen Walze, wenn es über dem Haupte des Bangen und Sorgenvollen dahinrollt!

Endlich kehrte Franz zurück. — Er war blaß, durchnäßt,

vom Frost geschüttelt. Er setzte sich stumm an den Tisch vor die trübe Lampe und stützte das Haupt in die Hand.

„Lieber Franz", begann Luise sanft, „wenn du dich entschlössest, meinem alten Vorschlag zu folgen. Wenn du nicht mehr als Meister, sondern wieder als Geselle arbeitetest! Wir hätten dann wenig, aber es wäre doch sicher; und ich wollte Tag und Nacht fleißig sein, um dir zu helfen."

„Ich will es denn thun — wenn es mir auch das Herz abstößt, so zurückzukehren", antwortete Franz. „Nur nicht zu meinem alten Meister und nicht zu —"

„Zu Wilhelm, willst du sagen?" ergänzte Luise die Worte des Stockenden. „Er könnte dir aber doch vielleicht helfen!"

„Nein, nicht zu ihm! Er hat mich am meisten gewarnt. Er hat vernünftig gehandelt, sein Beispiel steht beschämend vor mir. Das würde mich tödten! Er kann mir ja auch nicht mehr geben als ein anderer Meister — und Arbeit werde ich doch finden!"

So beriethen sich die Unglücklichen.

Aber der Entschluß kam zu spät! Es wäre schon ein mühseliges Auskommen gewesen, wenn sie ihre Wirthschaft so begonnen hätten. Jetzt aber mit Schulden beladen, wo das Nöthigste schon verkauft und versetzt war, wo drei Kinder, bald vier auf dem Hausstande lasteten, jetzt, wo die Abzüge, wenn sich auch alle Gläubiger zu längerm Warten bequemten, fast den ganzen Ertrag der Arbeit wegnehmen mußten — jetzt konnte auch das keine rettende Hülfe mehr sein. — Aber es war eine Hoffnung! Und der Unglückliche lebt von der Hoffnung!

Sechstes Capitel.

Ein Schlitten mit zwei raschen Schimmeln bespannt, über die eine weiße, purpurgesäumte Schneedecke sich leicht gehobenen Flügeln ähnlich ausbreitete, flog durch den Fichtenwald. Eine junge Dame in dunkelgrünem, reichverbrämtem Zobelpelz, dicht verschleiert, saß darin; neben ihr ein Herr in einer Wildschur, der den Schlitten führte. Auf der Pritsche ein Jockey mit der Peitsche. — Das Wetter, das zuvor schön und klar gewesen, hatte sich verändert. Dichtes Gewölk bezog den Himmel, es stürmte heftig und in dichten Flocken wirbelte der Schnee herab.

„Ich wünschte jetzt doch, wir hätten den Seitenweg nicht gemacht“, sprach die Dame mit ungemeinem Wohllaut der Stimme; „fast besorge ich, wir treffen unsere Freunde nicht wieder. Sind Sie denn des Weges sicher, bester Freund?“

„Ich bekenne, nicht ganz vollkommen“, erwiderte der Begleiter; „in diesem Fichtenwalde sehen die verschlungenen Holzwege einander zu ähnlich, und der dichtfallende Schnee hat mich in der That sogar über die Richtung im Ganzen irre gemacht. Doch hat es keine Noth, wir werden irgend wie die große Straße bald erreichen, wenn auch auf einem Umwege!“

„Das wäre mir nicht lieb“, antwortete die Dame mit besorglichem Ton; „gewiß erwartet man uns schon, und hegt am Ende Besorgnisse! — Aber ich bin schuld, weshalb wollte ich auch meine nordischen Heimatserinnerungen zu treu ins Gedächtniß rufen und über den gefrorenen See fahren! Seien sie mir nicht böse!“

„Was wäre mir rührender“, erwiderte der Begleiter mit

herzlichem Ton, „meine theuerste Linda, als Ihre treue Anhänglichkeit an die Heimat? Das kleine Abenteuer wird nicht so gefährlich werden; höchstens treffen wir eine Stunde später bei unsern Freunden ein. Wenn Ihnen nur das wirklich sehr rauh gewordene Wetter nicht schadet!"

Linda lächelte. „Nein gewiß nicht, lieber Edgar, des rauhen Winters werde ich doch gewohnt sein?"

Aber der Sturm brauste schnaubend durch die Fichten und wirbelte den Schnee hoch empor, daß jede Wegspur verschwand; ein Glück, daß zwischen dem dichten Tannengebüsch dennoch der Holzweg nicht zu fehlen war.

„Ein arges Wetter! Ein Schneesturm, wie wir ihn selten erleben!" rief Edgar aus. „Es thäte Noth, daß ich einen Compaß bei mir hätte, wie zu Hause bei Ihnen, wenn über die See oder den Sund gefahren wird. Ich habe wahrlich keinen Begriff mehr von der Richtung, die wir nehmen. — Aber sind da nicht Leute? Dort unter das dichte Gebüsch gekauert? — Wahrhaftig!"

„In der That", sprach Linda bewegt; „gewiß arme Holzsammler, auch Kinder! In dem Unwetter! Nun, wir wollen ihnen die Auskunft, die sie uns geben können, reichlich belohnen!"

In dem dichten Fichtengebüsch am Wege hatte sich eine dürftig gekleidete Frau, mit zwei kleinen Kindern zur Seite, vor dem rauhen Schneegestöber zu bergen gesucht. Alle Drei saßen auf Reisbündeln, die sie bis dahin getragen hatten. Sie schlotterten vor Frost! Edgar hielt die Pferde an.

„Liebe Frau", rief er ihr zu, „könnt Ihr uns wol sagen, ob dieser Weg zur Chaussee führt? Wir möchten gern nach dem Wirthshause bei der Mühle und haben uns verirrt!"

„Der Weg ist schon recht", antwortete die Frau ermattet;

„aber noch etwas weit, über eine Stunde!“ Sie klapperte mit den Zähnen, indem sie sprach.

„Mein Gott“, rief Linda besorgt, „Ihr seid so dünn gekleidet, liebe Frau, und die Kleinen auch! Ihr habt doch Eure Wohnung ganz in der Nähe?“

„Ach nein!“ erwiderte die Frau und schüttelte traurig den Kopf; „bis in die Vorstadt, über eine Meile!“

„Es ist unmöglich, daß Ihr dahin gelangt“, fiel Linda ängstlich ein, „die Kinder könnten es nicht aushalten, Ihr selbst nicht! Bei dem Unwetter!“

„Ja, es hat uns schwer überfallen!“ seufzte die Frau.

„Bester Freund“, wandte sich Linda leiser sprechend zu Edgar, „ist denn hier kein Mittel — die Unglücklichen — die Frau ist noch sehr jung — sähe sie nicht so bleich und krank, sie müßte schön sein, — und die Kinder, so zart — können wir denn nicht — sie hungern vielleicht!“

„Wir haben ja noch Wein und unser Frühstück nicht aufgezehrt“ — rief Edgar freudig. „Damit ist hier im Augenblick mehr zu helfen als mit Geld!“

Die junge Frau hatte sich inzwischen ermattet wieder auf das Reisbündel gesetzt und zog ihre beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, mit mütterlicher Angst dicht zu sich, um sie zu erwärmen.

„Die armen Kinder, — sie frieren so sehr — wir werden Euch aber etwas erquicken können“, sprach Linda mit Thränen in den Augen, während Fritz, der Jockey, von der Pritsche gesprungen war und den Wein und das Backwerk auspacken half.

„Wir müssen vorsichtig mit dem Wein sein“, erinnerte Edgar „in der Kälte und bei der Ungewohnheit der Leute, könne ein kleines Maß sie schon betäuben!“

„Wenn wir nur die Möglichkeit hätten, sie auf dem

Schlitten fortzuschaffen", richtete Linda fragend das Wort an Edgar, während sie Bissen Brotes in den Wein tauchte und abwechselnd der Mutter und den Kindern darreichte, die es mit Begierde genossen.

„Wir müssen sie fortschaffen", erwiderte Edgar. „Jetzt erst sehe ich, daß es unmöglich, wenigstens für die Kinder ist, die Stadt zu erreichen. Sie hier lassen, hieße sie dem gewissen Tode preisgeben!"

Bei dem Worte „Tod" preßte die junge Frau ihre Kleinen stumm, aber mit dem Ausdruck der äußersten mütterlichen Angst an sich.

„Nein, nein, gute Frau", rief Linda, „seid nicht bange, „wir werden Euch nicht verlassen."

„Es wird ganz gut gehen, daß wir sie mitnehmen", sagte Edgar, „ich und Fritz, wir gehen zu Fuß und führen die Pferde. Sie liebe Linda, nehmen die Kinder in den Schlitten, und die Frau setzt sich auf die Pritsche." Während dieser Worte packte Edgar zugleich einen Pelz aus, den er sich im Schlitten über den Schoos gedeckt hatte, und sagte zu der armen Frau: „Da liebe Frau, nehmt den Pelz um. Die Kinder wollen wir schon noch anderweitig warm einpacken. — Es muß ein Försterhaus hier in der Nähe sein, dorthin wollen wir Euch bringen, da wärmt Euch erst vollständig durch, und dann will ich schon sorgen, daß Ihr nach der Stadt zurückkommt."

„Gott segne es Ihnen, mein Herr", sagte die Frau matt, aber mit einem sanftleuchtenden Schimmer des Dankes und der Hoffnung auf dem bleichen Gesicht. „Ich glaube, wir wären hier umgekommen, ohne Ihre Hülfe!"

Linda setzte indessen die Kleinen zu sich, bedeckte sie Beide mit einer Pelzdecke und wickelte ihnen einen großen,

wollenen Shawl um die Schultern. „Wie alt sind die Kinder?“ fragte sie theilnehmend.

„Sieben Jahr der Knabe und sechs das Mädchen“, entgegnete die Frau.

„Und schon müssen sie die schweren Holzbündel tragen?“ rief Linda mitleidig aus.

„Ach gnädige Frau, die Noth lehrt Vieles, und schwere Arbeit ist noch lange nicht das Schwerste. Hungern und Frieren thut noch viel weher!“

Der Zug setzte sich nun langsam in Bewegung. Das Försterhaus war indessen in einer guten Viertelstunde erreicht. Edgar ging hinein und machte mit dem Förster, den er kannte, ab, daß dieser die arme Familie auf einem Wagen, dicht in Stroh eingepackt, nach der Stadt fahren sollte, nachdem sie sich zuvor durch eine warme Mahlzeit gestärkt hätten. Die Kleinen wurden hierauf aus dem Schlitten gehoben und Mutter und Kinder traten in die warme Stube, schon jetzt sichtlich gestärkt und belebt. Die Kleinen waren ganz heiter geworden. Linda hatte sich freundlich mit ihnen unterhalten und war mit ihnen abgestiegen. — Während Edgar aus seiner Börse eine reichliche Gabe für die arme Frau nahm, sagte Linda leise zu ihm.

„Bester Freund! In unsern glücklichsten Tagen hat der Himmel uns diese Unglücklichen zugewiesen. Mir erscheint es wie eine unerläßliche Pflicht, den Versuch zu machen, ob hier nicht vielleicht mehr als vorübergehend zu helfen ist. Die junge Frau hat vielleicht mehr Bildung, als ihr Aeußeres verräth. Wir wollen uns ihren Namen und ihre Wohnung sagen lassen.“

Edgar war gern bereit. — Indem er der mit dankbar thränenden Augen stumm zwischen ihren Kindern Sitzenden das Geschenk in die Hand drückte, bei dem sie, so groß

erschien es ihr, fast zusammenschreckte in ihrer Freude, fragte er sie: „Aber wie ist Euer Name, liebe Frau, wer seid Ihr? Vielleicht können wir noch Etwas für Euch thun?"

„Gott möge es Ihnen vergelten, wenn Sie Etwas zu unserer Rettung zu thun vermögen", rief die Befragte in Thränen ausbrechend. „Mein Name ist Luise Richter, mein Mann ist Tischler —

„Tischler?" fragte Edgar staunend, „und ernährt ihn sein Handwerk nicht?"

„Wir sind nach und nach heruntergekommen", erwiderte Luise, „wir fingen wol zu leichtsinnig an, und als erst die Noth da war, da kam auch das Unglück — mein Mann kam ins Schuldgefängniß — wir mußten die Wohnung verlassen — ich wurde krank — und als mein Mann wieder frei war auf mein tägliches Bitten, da fand er keine Arbeit — endlich wurde er auch krank — — — wir hatten zu unvorsichtig geheirathet, das war die Quelle unsers ganzen Elends!"

Linda hatte mit stummer Theilnahme zugehört. — „Kommen Sie", sagte sie leise zu Edgar; „wir werden zu Euch kommen, liebe Frau, recht bald", versicherte sie dieser, und entzog sich dem Handkuß, zu dem Luise sich herabbücken wollte. „O Gott", rief diese, „Sie haben schon so viel an uns gethan. Unser Leben gerettet, und Das ist Hülfe für einen Monat!"

Die letzten Worte hörten Linda und Edgar nicht mehr, denn diese hatte, zu bewegt, ihren Bräutigam schon hinausgezogen.

Bald führte sie der rasche Schlitten auf guter Schneebahn, — das Gestöber hatte aufgehört, — nun der Landstraße und dem Wirthshause im Walde zu, wo sie mit ihren andern Freunden wieder zusammentreffen wollten. Sie allein

hatten noch in dem heitern Kreise gefehlt, und waren schon lange erwartet.

„Da sieht man", begann eine der Damen lächelnd, „wenn ein Bräutigam seine Braut Schlitten fährt und sie ihn um einen Umweg bittet, so wählt er ihn nicht zu kurz!"

Edgar begegnete den Neckereien durch die Erzählung des Abenteuers, das sie gehabt. Sogleich wurde fast von allen Seiten zugleich der Vorschlag gemacht, in dieser Stimmung der Freude eine Collecte für die Armen zu sammeln; und die Beiträge fielen sehr reichlich aus. Linda sammelte das Geld mit freudigen Blicken ein und übergab es Edgar, indem sie ihm zuflüsterte: „Ich habe noch einen andern kleinen Plan, doch ich bedarf Ihrer Erlaubniß!"

„Ich ahne ihn schon, meine holde Philomele", erwiderte er freundlich; „nun ich werde es gewiß recht finden, daß die schöne Rose ihres Talents, die von jetzt an nur mir und dem trautesten Freundeskreise blühen sollte, noch einmal öffentlich dufte!" Linda drückte ihm für das freundliche Errathen herzlich die Hand.

Man setzte sich zu Tische; das Gespräch belebte sich, die Gläser klangen; die Wintersonne brach wieder durch den Wolkenschleier, der sich mehr und mehr lichtete; Alles rühmte die schöne Schlittenfahrt.

„Hat Ihre Heimat, liebe Linda", fragte eine der Damen, „keine Winterlieder unter den schönen Volksliedern, deren frische Klänge Sie zu uns herüber geführt haben?"

„O gewiß! Und wie schöne!" lautete die Antwort. Und alsbald klang von den Lippen der Frohbewegten ein Lied von unnachahmlichem Zauber des Tons und des Ausdrucks belebt, das die Freuden der Schlittenfahrt schilderte.

Es gewann die freudigste Beifallspende und hatte die Gesellschaft mit neuem geistigen Leben entzündet. Man freute

sich der eigenen schönen Schlittenfahrt, der der Zufall ein Samenkorn beigefügt hatte, aus dem vielleicht die neue Lebenshoffnung schwer Bedrängter erblühte.

Doch die Sonne neigte sich und man dachte an die Rückkehr.

Linda und Edgar blieben absichtlich etwas zurück und ließen die Reihe der Schlitten voran, um bei langsamerer Fahrt sich des Gesprächs traulicher zu erfreuen. Es war ihre Absicht, da sie durch die Vorstadt mußten, in welcher Luise wohnte, gleich bei dieser mit vorzusprechen, zu sehen, ob sie glücklich zurückgekehrt sei, und ihr den Betrag der Sammlung einzuhändigen, und zu sorgen, wie derselbe am nützlichsten für sie verwendet werden könnte.

„Welch ein Unterschied doch oft in denselben, oder ganz ähnlichen Verhältnissen stattfindet!“ sprach Linda. „In wie glücklicher Lage befindet sich der junge Tischler, dem wir die Anfertigung unserer Einrichtung übertragen haben! Und der Unglückliche, dessen Familie wir in so äußerster Noth trafen, ist doch auch ein Tischler.“

„Schwerlich aber ein brauchbarer, oder wenigstens nicht ein so brauchbarer“, antwortete Edgar.

Indeß hatten sie die ersten Häuser der Vorstadt erreicht und erkundigten sich nun öfters nach den Hausnummern, um an dem bezeichneten Hause nicht vorüber zu fahren. Als sie in der Nähe desselben sein mußten, sahen sie einen Auflauf von Menschen. Er sperrte die Straße; sie mußten halten.

„Was gibt es dort?“ fragte Edgar.

„Es hat sich Jemand ins Wasser gestürzt“, antwortete ein Mann; „in die offene Lume hier unten am Teiche; doch der Fischer, der zufällig gerade hinzukam, hat ihn ge-

rettet, und sie tragen ihn jetzt in seine Wohnung. Er ist ohnmächtig, wird aber wol wieder zu sich kommen!"

Eine Ahnung durchflog Edgar's Brust; Linda theilte sie. Er hielt an, sprang vom Schlitten und drängte sich durch die gaffende Menge, dahin, wo die Bahre mit dem Unglücklichen getragen wurde. Ein bleicher junger Mann lag auf derselben. Fast gleichzeitig mit ihm brach auf der andern Seite eine junge Frau durch die Masse. Als sie der Bahre ansichtig wurde, rief sie aus: „Gott im Himmel! Ja, es ist mein Mann!" und warf sich jammernd über den Bewußtlosen.

Es war Luise!

Siebentes Capitel.

In einem kleinen aber freundlichen Stübchen, in dessen Ofen das Feuer hell loderte, saß Luise an dem Bette ihres Mannes und lauschte auf seinen tiefen Schlaf. — Die Kinder in warmen Kleidern spielten still miteinander; das kleinste lag schlummernd in der Wiege. Die Thür öffnete sich und Linda trat ein. — Luise flog ihr freudig entgegen.

„Nun, geht es besser?" fragte Linda freundlich, mit einem leisen, angenehm ausländischen Accent in der Sprache. „War der Arzt schon hier?"

„O es geht gut", antwortete Luise; „der Arzt sagte, dieser Schlaf sei das Beste für ihn; er wollte ihn nicht wecken! Gestern und heute — welch ein Unterschied! Was haben Sie für uns gethan, — Sie sind unser Engel" —

fuhr sie mit von Thränen erstickter Stimme fort und beugte sich küssend auf Linda's Hand, welche diese sanft zurückzog.

„Kinder, Kinder", rief Luise, „kommt her und danket. Das ist die gute Dame, die euch eure Kleiderchen geschenkt hat — die euch" — sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Die Kinder sprangen unbefangen und heiter näher und Linda liebkosete ihnen mit holder Freundlichkeit.

Da öffnete der Kranke die Augen. Es war das erste Bewußtsein nach der unglückseligen That. Die Nacht hindurch hatte er im Fieber gelegen. Er wußte nicht, daß er noch am späten Abend in die kleine Wohnung, die zu der Linda's gehörte, gebracht worden war, wo für ihn und die Seinigen gute Lagerstätten, Nahrung, und seit dem frühesten Morgen schon Kleidung herbeigeschafft war, die Linda noch den Abend theils von der ihrigen, theils von mehren Familien für die Kinder zusammengebracht hatte! — Gegen Morgen hatte ihn das Fieber ganz verlassen und er war in den festen Schlaf gesunken, aus welchem er jetzt erwachte.

„Wo bin ich? — Wo sind wir?" fragte er erstaunt, und blickte Linda groß an. Linda legte den Finger auf den Mund und winkte Luisen zu, zu schweigen, dann entschwebte sie leicht dem Gemach.

Jetzt fand Luise Worte, dem unglücklichen Manne Alles zu erzählen. Er hörte staunend und konnte sich kaum überreden, daß er nicht träume. Während Luise sprach, nahm er ihre beiden Hände und weinte bittere Thränen. „Ach", rief er endlich aus, „ich habe Gott einen schweren Frevel abzubitten! Ich wollte meinem Leben ein Ende machen, denn ich konnte euer Elend nicht länger sehen! Und doch war die Hülfe schon da, als ich noch daran verzweifelte!" — Jetzt zog er die Kinder zu sich und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Ach Luise", sprach er sanft, „ein

Gutes hat die Schule des Elends doch, — unser Herz wird gereinigt. Wie denke ich jetzt, gegen sonst!".

„Und ich!" sagte sie sanft. „Ja ich habe einsehen lernen, was Eitelkeit und Sünde ist!"

Franz fühlte sich nicht mehr krank, nur matt. — Er begehrte aufzustehen. — Mit dankbarem Staunen betrachtete er die guten Kleidungsstücke, die für ihn hingelegt waren. — „Aber was sollen wir nun thun?" fragte er, „was soll weiter aus uns werden!"

Luise erwiderte: „Die engelgute gnädige Frau — — das Fräulein wollte ich sagen, ich weiß ja jetzt, daß sie sich erst verheirathen will, hat mir gesagt, erst sollst du gesund sein, dann werde sie weiter sorgen und uns sichere Arbeit schaffen."

„O ich bin gesund, ich bin kräftig!" rief Franz, und eine leichte Röthe überflog seine bleichen Wangen. „Ach wenn ich jetzt von vorn anfangen könnte, nur ohne die Last der Schulden, ich könnte noch glücklich werden!"

Luise ging hinüber zu Linda und berichtete ihr, daß Franz sich nicht mehr krank fühle, nur noch matt, aber daß er schon jetzt arbeiten zu können hoffe.

Edgar war bei Linda. „Nicht zu früh", entgegnete er. „Einige Tage muß und soll er ausruhen. Dann wird sich's zeigen, ob er wirklich wieder bei Kräften ist. Für Arbeit ist schon gesorgt. Wir kennen einen wackern, wohlhabenden Tischler, der jetzt viel für uns zu thun hat; einen Theil dieser Arbeit soll Euer Mann haben."

„In einer Stunde kommt er her", fiel Linda freundlich ein, „dann werde ich mit ihm hinüberkommen."

Luise ging und berichtete diese neuen glücklichen Umstände. Gegen Mittag öffnete sich die Thür und Linda trat ein mit — Wilhelm.

„Franz!" rief dieser erstaunt und freudig, „du bist es!"

Franz sah beschämt und schmerzlich zur Erde nieder. „Ja Wilhelm, mir ist es schlecht ergangen!“

„Gott im Himmel, warum bist du nicht zu mir gekommen“, rief dieser aus, indem er den alten Stubengefährten umarmte. „Ich hätte dir doch etwas helfen können!“

„Ich war einmal bei dir“ — sprach Franz düster — „vor Jahr und Tag — als sie mir meine letzte Hobelbank genommen hatten — bis dahin hatte mich Scham zurückgehalten. Du warst verreist. Der Obergeselle wies mich hart ab — es gebe nichts für Leute meines Gleichen hier zu thun! Ich sah freilich sehr ärmlich aus! — Nun hatte ich den Muth verloren!“

„Franz“, rief Wilhelm aus, „bei Gott, daran bin ich unschuldig. Ich wußte von Nichts. Du hättest doch wiederkommen sollen, mit mir sprechen.“

„Ich wollte — doch ich zögerte in meiner Scham, — dann kam ich auch ins Schuldgefängniß — und dann wurde ich krank.“

„Aber deine Frau, weshalb kam sie nicht?“

„Ach“, seufzte Luise, „die Noth ist hart und Bitten schwer, am schwersten aber bei Denen, die uns in besserer Zeit gekannt haben. Die harte Abweisung hatte auch mich scheu gemacht. — Ihr waret gar zu reich und vornehm geworden — die Scham ging noch über das Elend!“

„Luise, Franz!“ rief Wilhelm aus. „So hättet ihr doch Beide nicht von uns denken sollen!“

Linda hatte diesem Auftritt mit Rührung zugesehen. Sie sprach milde: „Wie freut es mich, daß sich hier alte Bekannte treffen. Und, nicht wahr“, wandte sie sich zu Wilhelm, „nun bleibt es erst recht bei unserer Verabredung.

„Nein“, rief dieser, „nun muß es anders werden.

Franz kann und soll nicht als Geselle bei mir arbeiten. Aber lassen Sie mich nur sorgen!"

Und nun war Hoffnung auf eine dauernde sichere Zukunft in das Herz der schwer Geprüften zurückgekehrt. Sie waren überglücklich! Nur Der vermag solche Lust zu fühlen, der sie durch solchen Gegensatz kennen lernt!

Achtes Capitel.

Nur einen Gegenstand besprach die ganze elegante Welt der Residenz. — Linda, die gefeierte, die verehrte, die geliebte Sängerin, die durch ihre edelste und reinste Kunst, wie durch den liebenswürdigsten Charakter die Herzen Aller besaß, deren Zurücktreten aus der Oeffentlichkeit, weil sie sich einem edeln Gatten verbinden wollte, man allgemein tief bedauert hatte, — Linda wollte noch einmal die Hörer der Residenz durch ihren Gesang erquicken! Nein, sie wollte mehr! Sie wollte Thränen des tiefsten Leidens trocknen, wollte das verwelkte Glück einiger Unglücklichen zu neuer Blüte fördern. Drei bestimmte Zwecke der Milde waren in der Anzeige angegeben, für die sich die Einnahme gleich theilen sollte. Der eine Theil war einer greisen Matrone bestimmt, die ihren einzigen Sohn und ihre einzige Stütze plötzlich verloren hatte, indem der Wackere bei einem Brandunglück ein Kind rettete, aber selbst durch einen herabstürzenden Balken so beschädigt wurde, daß er wenige Tage danach starb. Das zweite Drittheil war einem jungen Mädchen bestimmt, das infolge einer Erkältung erblindet war, um eine Stelle in einem Pflegeinstitut für sie zu

kaufen. Und der Ueberrest, wie die Anzeige lautete: „Zur Rettung einer verarmten Handwerkerfamilie!“ — Wir kennen sie.

Linda war eben mit dem Ankleiden fertig geworden und wartete nur auf den Wagen, der sie in den Concertsaal führen sollte. Da trat Edgar ein. Sie eilte ihm liebevoll entgegen. „Dank, nochmals Dank, bester Freund, daß du mir die Erlaubniß gegeben, noch diesen einen Schritt in die Oeffentlichkeit zurückzuthun!“

„Liebe“, erwiderte Edgar bewegt, „wie hätte ich es auf mein Gewissen nehmen können, den Leidenden ihren Trost, den Verunglückten ihren Schutz zu versagen! — Und es ist Alles in Ordnung“, fuhr er fort, „aufs beste vorbereitet, daß sie die volle Frucht deiner Güte genießen. — Mein Anwalt hat in Betreff der noch ausstehenden Schuldfoderungen an den Tischler Alles ausgeglichen. Die meisten Gläubiger haben, durch die traurigen Umstände bestimmt, jeder Foderung ganz entsagt, einige sind mit einer theilweisen Zahlung befriedigt worden, der Ueberrest, lauter Kleinigkeiten, getilgt. Es bleibt aus dem muthmaßlichen Ertrage des Concerts noch so viel übrig, daß die ganze Einrichtung der Werkstätte und Wirthschaft bezahlt und eine hübsche Summe für den Nothfall zurückgelegt werden kann. Unser braver Meister Wilhelm hat sich auch trefflich dabei benommen. — «Er soll sich nur wieder einarbeiten», sagte er, «und auf Jahr und Tag hat er mit vier Gesellen für mich zu thun; dann können wir unser ganzes Geschäft gemeinsam treiben.»“

Der Wagen rollte vor.

„Wie beklommen und doch wie glückselig gehe ich diesem Abend entgegen“, sprach Linda. Und der Freund reichte ihr den Arm und führte sie hinab.

Der Concertsaal flimmerte von hundert Lichtern; er war gefüllt bis auf den äußersten Raum, Aller Augen richteten sich dem Orchester zu, wo die allgefeierte, allgeliebte Künstlerin wieder erscheinen sollte, die man schon der Oeffentlichkeit ganz verloren geglaubt hatte. Die Thür öffnete sich, sie trat ein. Ein Sturm des Beifalls schallte ihr entgegen; er wollte nicht enden; die Damen nahmen ihre Bouquets und warfen sie ihr zu; der Jubel war nicht zu schildern, denn alle Herzen theilten das Glück des Abends, weil man inzwischen den Hergang der Dinge erfahren hatte, die das Ereigniß herbeiführten.

Linda war in einer selig beklommenen Stimmung wie noch niemals. Wie oft sie ihre Kunst zum Trost Unglücklicher angewendet hatte, so unmittelbar nahe hatten diese ihr noch nicht gestanden. — Sie trat vor, sie wollte beginnen, — sie vermochte es nicht, — Thränen erstickten ihre Stimme — der Beifall wuchs nur um so höher. Endlich, nach einer langen, langen Pause hatte sie die Fassung wieder gewonnen, und nun lösten sich die süßen Zaubertöne; anfangs nur im leisen, schüchternsten Hauch, dann immer inniger und heiliger von ihren Lippen! Jetzt riß auch ihre Kunst die Hörer wieder hin, und dieser letzte Abend wurde der höchste ihrer Triumphe. Kein Auge, das trocken blieb! Ueberwältigt von Glück und Wehmuth verließ Linda den Saal.

Da standen im Vorzimmer zwei kleine liebe Gestalten, schüchtern an eine zitternde junge Frau geschmiegt, und hielten ihr Blumensträußchen entgegen. Es war Luise mit den beiden ältesten Kindern; sie wollte in die Knie sinken vor ihrer Wohlthäterin. Doch Linda nahm die Kinder ans Herz und tröstete sie unter süßen Thränen.

„Ach Edgar“, sprach sie selig zu dem Geliebten aufblickend: „welch ein unermeßliches Glück ist es doch, eine Gabe zu besitzen, die Freudenthränen lockt und Kummerthränen stillt!“ — —

— — Jahre waren dahingegangen. — Die Saat des Wohlthuns hatte ihre Früchte getragen. In einem angesehenen Hause war das untere Geschoß zu einem reichen Möbelmagazin verwendet. Im Hintergebäude lagen geräumige Werkstätten. Franz und Wilhelm leiteten die Arbeit und arbeiteten selbst wacker. Franzens ältester Knabe fing auch schon an, thätig im Handwerk des Vaters zu werden.

In dem Wohngemach sah man Luisen, reinlich, fleißig, häuslich beschäftigt, liebe kleine Mädchen zu Ordnung und Sitte anhaltend. — Ueber dem Sopha hing Linda's Bildniß von einem Kranze umgeben, der jeden Sonntag erneuert wurde.

— — Es war Sonntag! — Das Geräusch der Arbeit schwieg. Das älteste Mädchen hatte eben das Tischgebet gesprochen; heiter stand die Familie auf. Die Sonne schien freundlich ins Fenster. — Nun sollte ein Spaziergang gemacht werden. Wilhelm klopfte mit dem Stocke ans Fenster, guckte hinein und fragte: „Seid ihr fertig? Die Meinen stehen vor der Thür und warten auf euch!“ — Bald waren beide Familien, die wie eine lebten, auf dem Wege vors Thor hinaus.

„Hörst du die Musik drüben im Tanzsaal?“ fragte Luise ihren Mann und deutete nach dem stattlichen Gebäude hinüber: „Weißt du noch? Jetzt sind es funfzehn Jahre! Ach, was muß ich Alles denken, wenn ich hier vorüber gehe!“

„Ich denke immer nur Eins, Luise“, erwiderte Franz ernst aber sanft: „Es sollte ein Gesetz geben, das

die unvorsichtigen Heirathen unmöglich machte, damit wir auch wider Willen unsere Thorheiten unterlassen müßten! — — Wo wären wir, wenn sie uns nicht gerettet hätte!“

Nachbar Stalactitius.

Eine Skizze.

„Es ist doch ein seltsamer Graukopf, mein Nachbar Stalactitius", murmelte der Studiosus Schnepfe, indem er seinen Schreibtisch zuschloß. „Auch in dem grausamen Wetter, in Schnee und Regen macht er seinen Spaziergang! Und im Finstern auf den kothigen Gassen! Und geht doch zu keinem Menschen, und Keiner kommt zu ihm! Und ist doch ein so lieber, gutmüthiger alter Kauz, wie es vielleicht nicht Zwei in der Stadt gibt!" Er hörte, wie Stalactitius, ein ergrauter Candidatus theologiae, der die Dachstube neben ihm inne hatte, eben seine Thür schloß, um auszugehen. „Soll ich Ihnen nicht ein wenig leuchten, Herr Nachbar?" fragte Schnepfe gutmüthig, indem er seine Thür öffnete und mit dem Lichte hinaustrat. „Danke, danke, sehr werthester Herr Nachbar", antwortete der Candidat, „ich finde mich auch im Finstern, ich kenne die Treppe ja nun schon über zwanzig Jahre!" — „Ei, man kann doch einmal einen Fehltritt thun", entgegnete der Studiosus, indem er das Licht emporhob. „Ja wol! Ja wol!" versetzte der Candidat; „wir Menschen sind nicht vor Fehltritten sicher!" fügte er halb seufzend hinzu. — „Und in dem Wetter wollen Sie ausgehen?" fragte Schnepfe, „wenn ich nicht müßte, keinen Schritt thäte ich!" — „Ich muß auch", antwortete Stalactitius, „bin's nun schon über zwanzig Jahre gewohnt; jetzt zwingt mich die Gewohnheit! Von fünf

bis sieben Uhr mache ich meinen Spaziergang, Sommer und Winter!" — „Und ich gebe meine lateinische Stunde, zwar noch nicht zwanzig Jahre, aber doch seit sechs Monaten!" — „Ei nun", erwiderte der Graukopf freundlich, indem er seinen Oberrock noch etwas dichter zuknöpfte, „und wo denn das, wenn's erlaubt ist, zu fragen?"

„Beim Conditor Stieberitz!"

„Bei Stieberitz?" fiel Stalactitius lebhaft ein und ließ gegen seine sonstige ruhig freundliche Gewohnheit den Studiosus nicht zu Ende reden. „Bei Stieberitz am G... Markt?"

„Fällt Ihnen das so auf?" fragte Schnepfe verwundert.

„O nein, — o ja" — entgegnete der Alte; „ich habe dort auch Unterricht gegeben, vor geraumer Zeit, vor länger als zwanzig Jahren!"

„So unterrichte ich vielleicht den Sohn Ihres Schülers?" versetzte Schnepfe.

„Wol möglich ... also bei .... hm, hm! — Ja, ja, — das ist lange her! — Hm! Hm!"

In diesen abgebrochenen Worten und Tönen machte Stalactitius seinen Gefühlen Luft. Es dünkte Schnepfen, er sei ganz seltsam aufgeregt. Plötzlich drückte sich der Alte den Hut ins Gesicht, sagte: „Guten Abend, Herr Nachbar", und eilte, den Schimmer des Lichts benutzend, die Treppe hinunter. — Schnepfe war so verwundert als neugierig. Er fuhr rasch in seinen Flaus, um auch zu gehen. „Vielleicht", dachte er, „holst du den wunderlichen Alten noch ein, und er erzählt dir unterwegs, was ihn so seltsam erregt hat — oder du erfährst es bei Stieberitz!"

Aber der Candidat war verschwunden. Schnepfe schaute sich vergeblich nach ihm um, bei dem von Nebel trübe verhüllten Laternenlicht; er lief auf gutes Glück vorwärts durch die kothigen Straßen, wobei ihm der Wind reichlichen

Schlagregen gegen die Nase trieb, schoß einer oder der andern dunkeln Gestalt hastig nach, weil er dachte, es sei der Graukopf, rannte ein paar Leute halb um, bekam grobe Redensarten, aber erwischte Niemand und erfuhr also auch nichts. Neugierig kam er zum Conditor Stieberitz, wo sein zehnjähriger Schüler schon in dem kleinen Zimmer hinter dem Laden mit dem lateinischen Tirocinium auf ihn wartete. Der konnte Nichts von Allem wissen, wol aber der Vater, der jedoch im Laden beschäftigt war. Nachdem also die fünfte Declination etwas flüchtig, amo und moneo noch rapider durchgenommen waren, schob sich Schnepfe in den Laden, wo er nach jeder Lection seine Tasse Thee gratis, und als Zugabe Zeitungen und Journale ad libitum vorfand. Herr Stieberitz wog eben ein Pfund Bonbons gewissenhaft ab und warf großmüthig ein Agio von zwei Stück auf die Wagschale, als Schnepfe mit der bescheidenen Frage herausrückte: „Erinnern Sie sich vielleicht, geehrtester Herr Stieberitz, ob vor längerer Zeit ein Herr Stalactitius in Ihrem Hause lateinischen Unterricht gegeben hat?"

„Wie?" fuhr Stieberitz verwundert heraus. „Wie hieß der Mann? Stahlaktrizius?" — „Stalactitius", wiederholte Schnepfe corrigirend. — „Stahl — Stahl — Stahl", — murmelte Stieberitz, in meinem Leben habe ich von so einem Namen nichts gehört. Den hätte ich auch in meinem Leben nicht behalten! Wann sollte denn das gewesen sein?" — „So vor zwanzig Jahren etwa!" — „So lange bin ich noch gar nicht hier im Geschäft und im Hause. Das müßte bei meinem Vetter gewesen sein, der damals in der Firma war! Aber ich habe nie Etwas von einem solchen Mann gehört! Was wäre denn damit?" — „Es ist ein gutmüthiger aber wunderlicher alter Mann, den ich kenne", versetzte Schnepfe, „er äußerte heute, er habe hier unterrichtet." —

„Ach das muß der verrückte Candidat gewesen sein", ließ sich eine rauhe Stimme aus der Tiefe des Zimmers vernehmen. Es war der Hausknecht, der eben die von der Post geholten Zeitungen sonderte.

„Der verrückte Candidat?" fragte Schnepfe. „Das paßt wahrlich nicht!" — „Ja, ja", brummte der Hausknecht. „Da war einer, ein magerer, hohläugiger Mensch, der Musjeh Fritzchen Stunde gab. Der hieß so, Stacclitius oder Stralitius. Sie nahmen ihn einmal mit ins Theater und danach tranken sie Champagner, und davon wurde er hirnverdreht und bekam das Fieber, und ist seitdem toll im Kopf gewesen. Der muß aber lange verstorben und verdorben sein!"

Schnepfe wurde immer gespannter auf die Sache. Daß er aber hier nicht klare Auskunft bekommen werde, sah er wol, und wollte deshalb nach Hause. „Wollen Sie nicht Ihren Thee austrinken, Herr Schnepfe?" fragte der Conditor, und Schnepfe sah mit Staunen, daß er dies fast vergessen hätte. Ein unfehlbareres Zeugniß, daß ihm Wichtiges im Kopfe umgehe, gab es nicht. Er schlürfte also hastig die Tasse mit dem kaltgewordenen Thee aus, sah kein Journal an, sondern griff nach seinem Hut, sagte sein „Guten Abend" und schoß nach Hause, nachdrücklich schnell wie ein Sturmbalken. Er merkte gar nichts von den Mauern, die er an-, und von den Menschen, die er umrannte. — „Ach — Schwernoth — Auweh — Grobian, — Je du Menschenkind, — Lümmel! — Himmel erbarme dich!" So schallte es in angenehmer Abwechselung um ihn her, ordentlich wie ein Kartätschenfeuer, jenachdem er mit seinem Ellnbogen männliche oder weibliche Schultern, oder Schusterjungenkinnladen, oder Hökerweiberrippen angeschossen hatte! Endlich war er wieder vor seinem Hause. „O weh!" klang

ein Nachschuß dicht neben ihm. Es war wahrhaftig Stalactitius selber, den er auf der dunkeln Treppe anrannte. „Sind Sie's, Herr Nachbar? Charmant", rief Schnepfe. „Wir kommen ja Beide zu gleicher Zeit wieder!" — „Schön, schön, lieber Herr Nachbar", antwortete die sanfte Stimme des Candidaten. „Sie sind ja so hastig!" — „Daß ich nicht wüßte, Herr Nachbar", entgegnete Schnepfe im Dunkeln; „allein wie wäre es, wenn Sie ein Fläschchen Rheinwein mit mir tränken heute Abend, hier drüben bei dem Weinhändler."

„Bei Leibe, bei Leibe, lieber Herr Nachbar, ich trinke keinen Wein!" unterbrach Stalactitius. „Nun ein Punschchen auf meiner Stube, bei dem kalten Wetter!" — „Danke, danke, nichts Hitziges!" „Aber doch ein Schälchen Thee?" — „Wenn Sie denn durchaus darauf bestehen!" — Und Schnepfe schoß voran, schloß auf, zündete Licht an, rief die Wirthin, Frau Hämmerlein, und machte 'den Wirth ordentlich charmant; man hätte es ihm und seinem groben Flaus kaum zugetraut.

Der sanfte, stille Stalactitius hatte sich seinen grauen Hausrock angezogen; es schien ihm wohlzuthun, daß Jemand sich ihm so freundlich annäherte in seiner Einsamkeit. Denn bisher hatte Schnepfe, der erst seit Ende Octobers, wo die Collegia begonnen hatten, hier wohnte, nur den flüchtigen Nachbarverkehr des Haus- und Treppengenossen mit ihm gehabt. Er saß bald ganz behaglich in der Sophaecke, trank seinen Thee und lächelte zwischen jedem Schluck. Schnepfe sah nur die ämsig hin und her trippelnde Frau Hämmerlein an, die Zehnerlei brachte, um sich eifrig zu zeigen und dabei Zwanzigerlei vergessen hatte. Jetzt die Theelöffel, — aber das Theesieb war *vergessen*, — jetzt die Zuckerdose — aber Potstausend, die Zucker*zange*

fehlte, — die Milch — aber nicht den Arak, auf den Schnepfe mittels eines Separatartikels in dem Vertrag über das Abendfest gedrungen hatte. — Endlich war Alles da und die Wirthin konnte wegbleiben; beide Nachbarn saßen nun vertraulich nebeneinander und Schnepfe hub an mit feinem diplomatischen Takt: „Sie wollten mir ja von dem Unterricht, den Sie bei Stieberitz ertheilt, erzählen, lieber Herr Nachbar!“

„Erzählen? — Nicht doch“, antwortete der Candidat und wiegte verneinend das graue Haupt: „ich erwähnte dessen nur ..... zufällig, — in der Ueberraschung!“ — „Ist denn ein Geheimniß damit verbunden?“ fuhr der Studiosus jetzt sehr undiplomatisch heraus.

„Ein Geheimniß — das eben nicht“, entgegnete Stalactitius, „aber —“

„Und dürfte ich nicht erfahren?“ coupirte Schnepfe die Gedanken hinter dem „aber“ und setzte sich durch diese Frage auf den Stuhl des juste milieu zwischen diplomatisch und undiplomatisch.

Die diplomatischen Comparationsgrade auf und abwärts gingen aber bei Stalactitius' gerader, einfacher Natur ganz verloren. Er sagte nach einigem Schweigen: „O, ich kann es Ihnen wol mittheilen, aber ich rühre ungern daran, denn Sie werden über einen alten abergläubigen Narren lachen!“

„Lachen? Nein Herr Nachbar! Gewiß nicht!“ erwiderte Schnepfe und lachte nicht, aber lächelte doch. „Ich bin etwas verlegen dabei“ — fing der Candidat wieder an, und wiegte den Kopf, wie er es in der Art hatte. — „Ich weiß, ich fange es immer ganz besonnen und vernünftig an und nachher übernimmt mich die Sache — und doch muß ich zu Zeiten wider Willen heran, es ist als ob eine

innere Macht mich drängt.... Ihr Thee ist sehr stark, lieber Herr Nachbar!" unterbrach er sich plötzlich, nachdem er die ganze heiße Tasse mit einem Schluck geleert.

Schnepfe hatte nach Studentenart zum schwachen Thee 33 1/3 Procent Arak gegossen, ohne daß Stalactitius, auch kein großer Theeverständiger, noch weniger einer der Spirituosa, es bemerkte; daher er denn nicht recht wußte, was er trank.

„Ich dächte nicht", meinte Schnepfe, goß sich noch etwas Arak ein und that einen derben Schluck. — „Aber bitte, erzählen Sie, lieber Herr Nachbar! Ich lache wahrhaftig nicht!"

„Nun sehen Sie, Ihnen kann ich mich so offen geben wie ich bin", hub Stalactitius an, und zu lachen ist auch wenig dabei. Ich bin nur ein etwas seltsamer Mensch! Christlich erzogen, das ist wahr, ich muß es meinen Aeltern nachsagen; aber ich glaube doch, es gibt so etwas wie Sympathien, böse Einflüsse, böse Geister, Unglücksstunden, Unglückstage, — am Freitag schneide ich mir nicht die Nägel ab, und wenn es den Hals kostete — Menschen mit einem bösen Blick, — überhaupt, Dinge und Leute, die nicht recht geheuer sind. Glauben Sie das auch, werthester Herr Nachbar Schnepfe?"

Schnepfe war ein fixer Kerl auf dem Fechtboden, seine Winkelquart saß, seine Prime hatte Ruf; er hatte öfters brav auf der Mensur gestanden, aber wenn er ehrlich sein wollte, mußte er zugeben, daß Etwas von Stalactitius' Geist in ihm steckte, oder von dessen Geistern. Einem Menschen, der, wenn er ihn zum ersten mal sah, einen braunen Rock anhatte, traute er nicht; begegnete er einem Reiter auf einem Schecken, so war er sicher, daß etwas Schlimmes passiren müsse, und das traf unfehlbar ein.

Vorigen Sommer hatte er sich den Rockschoos abgerissen, letzte Michaelis seinen Tabacksbeutel verloren, an solchen diebus fatalibus — genug, er glaubte so gut wie Sokrates an ein Dämonium, und ... der Kirchhof war ihm nach Sonnenuntergang kein angenehmer Ort. Wie spitzte er also das Ohr, als der alte Nachbar so einfädelte!

„Es gibt Menschen“, hub dieser an...

„Und im Menschenleben Augenblicke“, dachte Schnepfe rasch dazwischen.

„Es gibt Menschen“, fuhr Stalactitius feierlich und pedantisch fort, „die, sie mögen gute Christen sein oder nicht, doch mit unheimlichen Mächten alliirt, oder gewissermaßen behaftet sind. Man muß sich mit sothanen nicht zu tief einlassen, wenn man seiner Seele Heil bedenkt...“

Sollte der Conditor Stieberitz, dachte Schnepfe jetzt, der runde, harmlose Mann etwa ein Pactum mit dem Schwarzen haben, und schüttelte auch seinerseits den Kopf.

„Es war“, redete Stalactitius weiter, „ja es sind nun über zwanzig Jahre, da ich den kleinen Fritz Stieberitz im Lateinischen unterrichtete. Er declinirte sein mensa, amicus, consuetudo, fructus, spes in und außer der Reihe, er wußte die Genitiven von Apollo Jupiter und jecus (Schnepfe räusperte sich); er war im sum fest und konnte possum fast (Schnepfe hustete); ich hatte ihn doceo gelehrt und sein audio hörte sich (Schnepfe schnaubte sein Taschentuch fast entzwei) .... mit einem Wort (man sah, daß der Candidat jetzt mit einem Salto mortale der Verzweiflung mitten in die Materie sprang, gegen die er sich durch die Specialia über Fritzchens lateinische Vollkommenheiten so lange gewissermaßen, zu Schnepfe's äußerster Ungeduld, gegen sich selbst verbarrikadirt hatte), mit einem Wort, Herr Schnepfe, eines Abends sagte Fritzchen's Vater

zu mir: «Wie wäre es, Herr Stalactitius, wenn Sie uns heute ins Concert begleiteten?» Ich sagte Ja ..."

„Frei", sagte der Postbote, der nur die Nase durch die Thür steckte und einen dicken Stadtpostbrief hinein reichte. — Dieses Ereigniß kühlte Schnepfe's Ungeduld über Stalactitius' Umständlichkeit und über das störende Pochen (er hatte geglaubt, es sei wieder die Wirthin) sofort ab, denn einen Brief empfing er selten und daher sehr gern, besonders einen frankirten, in dem etwas Dickes war.

„Wet ...." fuhr er heraus, machte aber noch eine geschickte Schwenkung der Zunge und sagte: „Wunderbar —"

„Bei Gott, höchst wunderbar und seltsam!" citirte er weiter. Stalactitius hatte sich in ein Fragezeichen verwandelt. „Indem Sie das Wort Concert sprechen, Herr Nachbar, bringt hier der Brief zwei Concertbillets."

Stalactitius wurde, was er schon war, blaß. „Sehen Sie", sprach er feierlich und nicht ohne Zittern, „es ist Etwas daran, an Dem, was ich sagte .... Es gibt Dinge Leute, Umstände ...."

Schnepfe las inzwischen den Zettel, der neben den Billets lag. „Lieber Bruder, willst du die beiden Billets zum Concert im Theater zu morgen Abend benutzen? Ich habe sie geschenkt bekommen, muß aber auf der Stelle verreisen. Viel Vergnügen. — Dein treuer Jonathan oder Pylades.

Ratzeburger,

Studiosus theologiae."

„Beim Jupiter, es gibt ein fatum", rief Schnepfe froh, „wir gehen doch zusammen, Herr Nachbar?"

„Ich? — Ich? —" entgegnete Stalactitius und wurde noch bläßer, als er schon seit dem letzten Erblassen war. „Ich bin seit länger als zwanzig Jahr nicht im Concert noch in einem Theatro gewesen! Nimmermehr!"

„Herr Nachbar! Wollen Sie diesen Wink des Schicksals verkennen?“ rief Schnepfe. „Und wenn es ein Stiergefecht wäre, Sie müßten hin!“

„Freilich, freilich! Es ist etwas dabei von einer Fügung“, antwortete der Candidat immer aufgeregter, und seine Stirn wurde ein Sturzacker voll seltsamer Furchen, „ich weiß nicht, ist es mein Heil oder mein Verderben...“

„Ihr Heil — Ihr Heil!“ beschwur Schnepfe, und hielt ihm die Hand hin. „Eingeschlagen! Wir gehen!“

„Wir gehen!“ seufzte endlich Stalactitius. „Ich muß, ich soll! Aber nun müssen Sie mich anhören!“

„Ich dürste danach!“ entgegnete Schnepfe weltgewandt und that, um seine Worte gewissermaßen durch symbolischen Ausdruck zu verstärken, einen starken Zug Thee, vielmehr Arak, aus der Tasse.

„Es ist wol am besten, ich lese Ihnen das Betreffende aus meinem Tagebuche vor“, sprach der Candidat und stand auf; bald darauf kam er mit einem Buch in der Hand zurück. „Soll ich?“

Schnepfe nickte nur und horchte scharf auf. Stalactitius las:

„Und Nachfolgendes ist mir begegnet und habe wahrheitsgetreu aufgezeichnet: „Der kleine Fritz St. hatte eben sum und possum (die ich immer parallel laufen lasse im Unterricht) recht artig und mit geringen Fehlern wie possebam und possui aufgesagt, als sein Vater eintrat; «Nun Herr Stalactitius», redete er mich an, «wie geht's? Haben Sie Lust, heute Abend mit uns ins Concert zu gehen, wo Paganini spielt?» — «Paganini?» fragte ich, denn ich hatte noch nie Etwas von jenem Manne und seinem offenbar von paganus also auch von pagus abstammenden Namen gehört. «Ja wol, der berühmte Vio-

linspieler», antwortete Herr Stieberitz. — Es war mir, als müsse ich Ja sagen, und sagte denn auch sothanes Wort. Das Concert fand im Theater statt. Es durchschlich mich ein eigenes unheimliches Gefühl, als ich in das Haus trat. Mein δαιμόνιον regte sich höchst eigenthümlich! Ich konnte mir's gar nicht erklären. Ich bezog es auf das Haus! Auf ein Brandunheil in selbigem vielleicht, was mir besonders fürchterlich erschien, bei dem strömenden Zudrängen aller derer Menschen, so hinein wollten. — Wir saßen endlich in einer Loge, ich auf der letzten Bank, wo ich von der Orchestra nichts, von der Bühne fast nichts sehen konnte. Selbst wenn ich aufstand. Denn da es hauptsächlich auf das Hören ankam, hatte man muthmaßlich auch alle diejenigen Plätze verkauft, wo nur diesem Sinne genügt werden konnte!"

„Hm! Ja das pflegt wol so zu geschehen", warf Schnepfe dazwischen und trank, wie auch Stalactitius gethan hatte, indem er seine stillen Betrachtungen über dessen Rococostil anstellte, den er sprechend gar nicht hatte. Stalactitius trocknete sich, es war ihm sehr warm geworden, die Stirne mit dem Taschentuch und las weiter:

„Es wurde ein kleines Schauspiel gegeben, bevor das Concert begann. Ich sah Nichts und verstand nur die Hälfte, sodaß ich nicht sehr davon angezogen wurde. Plötzlich entstand ein dumpfes Brausen, wie, wenn das vielanrauschende Meer die Ufer schlüge; ein verworrenes Geräusch der Stimmen, anfangs murmelnd, dann stärker und stärker erhob sich, und ein Applausus ohne Maß erscholl, um den Künstler, diesen Paganini zu begrüßen. Mir aber war es, als schwelle die Flut um mich heran und versetze mir den Athem. Ich begann zu zittern und der Angstschweiß trat auf meine Stirn!"

Stalactitius fuhr sich wiederum mit dem Tuch über das Gesicht. Schnepfe horchte, selbst von unheimlichem Schauer angeregt, gespannt auf.

„Ich stand auf, um den Mann zu schauen, der so Seltsames bewirkte; doch Alle vor mir waren auch aufgestanden, und so sah ich Nichts. Plötzlich wurde es still wie das Grab; die Leute standen stumm wie versteinert, sie regten kein Glied, sie athmeten kaum. Da begann ein Klang, wundersam, klagevoll, düster schauerlich und lieblich verlockend, daß mir alle Fibern zitterten und mein Herz laut pochte. Niemals zuvor hatte ich dergleichen gehört. Das mußte, dachte ich, den Sirenen entwendet sein, durch Ablauschen ihrer Künste! Mir wurde sehnsüchtig, doch zugleich immer bänger und bänger zu Muthe, und dennoch wäre ich nicht hinwegzulocken gewesen, mit allen Schätzen der Erde. Es hatte mich gefaßt, ich war meiner nicht Herr mehr. Das führt dich in den Abgrund, es lockt dich in die Tiefe, dachte ich, aber es zog immer mächtiger und mächtiger! Es reißt dich in den Himmel, es führt dich von dannen gleich dem feurigen Wagen des Phaeton! Mir schwindelte, es wurde mir heißer und heißer, ich wollte mich dem Zauber entwinden, aber die güldenen Netze der Töne und Klänge sponnen sich eng und enger um mich zusammen und ich fühlte mich einen gefesselten Mann! Virum vinctum et victum!"

„Das muß ja ein Wetterkerl gewesen sein der Paganini", warf Schnepfe dazwischen, und verrieth gleichfalls merkliche Aufregung.

Stalactitius bemerkte nichts. Er war abermals vom Geiste ergriffen, wie in jener Zeit, und es riß ihn fort wie mit Feuerwirbeln.

„Jetzt stürmte er in die Saiten, daß ich meinte, meine

Brust müsse springen; ein Harmonienstrom rauschte wie ein Katarakt über Felsen in den Abgrund! Jetzt war es als breche der Mond durch Gewitterwolken und gieße silbernes Zauberlicht aus über Herz und Welt!"

„Herz und Welt", ein Stück von Gutzkow, dachte Schnepfe, und dachte nicht weiter über das Gedachte.

„Nun fing es an zu grollen, wie der ferne Donner, dann blitzte es, — dann schlug es ein, — Feuerflammen, Rauch — ein Vulcan schleuderte seine Lava gegen den Zenith! — Da schaute zwischen zwei Köpfen vor mir, die sich auseinander bogen, urplötzlich das Gesicht des Belzebub zu mir in die Loge, mit einem höhnischen Lächeln, und es war mir, als durchfahre mich ein elektrischer Schlag, der Wort und Gedanken habe und mir's in die Brust blitze: «Du gehörst mir! Ich habe deine Seele!» Ich zuckte zusammen, ich schloß entsetzt das Auge; doch als ich wieder hinblickte, schaute ich nur den gepuderten Hinterkopf des Herrn Stieberitz!"

„So?" murmelte Schnepfe geistreich.

„Ich aber zitterte an allen Gliedern und der Angstschweiß brach mir aus. Dabei wurden die Töne immer wunderbarer, allein jeder sagte es mir, wie durch magnetische Berührung mit meiner Seele: «Du bist mein! Ich habe dich! Deine Seele gehört mir!»"

„So spielte dieser verteufelte Kerl!" rief Schnepfe aus, trank begeistert den Rest seiner Tasse Arak mit Thee und fuhr dann vom Sessel auf. „Herr Nachbar, das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut, daß Sie sich so begeistern könnten!"

„Ich mir auch nicht", erwiderte Stalactitius und trocknete sich abermals die Stirne. „Allein warten Sie nur, es kommt noch ganz seltsam! Ich habe seit vielen, vielen Jahren nicht gelesen, was ich hier aufgeschrieben, weil ich es fürchtete, wie ein verschlossenes Gespenst in einer bezauberten Truhe.

Und jetzt sehe ich mit Grauen, daß der alte böse Dämon noch lauert. — Es schauert mich vor meinen eigenen Schriftzeichen. Sie dünken mich Hieroglyphen, Zaubersprüche und heidnische Runen! Es tanzt mir ordentlich vor den Augen, aber ich muß es lesen, wie ich es damals schreiben mußte."

„Mußte?" fragte Schnepfe.

„Ja, ich bekenne es Ihnen! Nachts erschien mir der Dämon und zwang mir die Feder in die Hand!"

Schnepfe sah seinen Nachbar groß an. Er dünkte ihn plötzlich so seltsam! Ein eigenes düsteres Feuer flammte aus seinen Augen, ein schmerzliches Zucken umspielte seine Lippen, es war unheimlich zu sehen und doch blieben die Züge des Graukopfs sanft und freundlich.

„Zeigen Sie doch, Herr Stalactitius", begann endlich Schnepfe und griff nach dem Tagebuch.

„Nimmermehr!" rief dieser und faßte heftig abwehrend Schnepfe's Handgelenk, der sich zu seinem Erstaunen wie von einem elektrischen Schlage getroffen fühlte. Es war aber wol nur der plötzliche Ruck, den ihm der Nachbar gab. „Keinen Blick dürfen Sie hinein thun, bei Leibe!" rief Stalactitius mit sanfterer Stimme, aber höchst ernst. „Es wäre Ihr Unheil! Der — der — der — nun Sie merken wol, wen ich meine, hätte Sie am Ende auch!"

Schnepfe sah mehr als verwundert aus, ob dieser Rede seines sonst so harmlosen Dachstubennachbars. Jetzt fiel ihm ein, was Stieberitz' Hausknecht gesagt hatte, vom verrückten Candidaten.

„Nun, nun", murmelte er, „ich wollte ja nur sehen, ob Sie wirklich in Lepsius'schen Hieroglyphen geschrieben hätten, oder in ehrlicher Cursiv." — Doch der Candidat hielt nochmals die Hand abwehrend vor sich hin und Schnepfe sagte: „Aber so lesen Sie doch weiter!"

„Nein, nein!“ rief Stalactitius. „Ich will Ihnen lieber kurz erzählen! Ich mag diese Züge selbst nicht so lange anstarren!“ Damit schloß er das Buch und legte die linke Hand darauf. — „Sie werden über mich lachen, Herr Schnepfe, und denken, es war doch nur ein Concert, nur ein Violinspieler. Allein, ich sage Ihnen, der spielte nicht allein. Es half ihm Einer dabei. Rings um ihn war's nicht geheuer! Ein unsichtbarer Geist umschwebte ihn und seine Atmosphäre sogen wir Alle ein. Herr Stieberitz und seine Freunde und Verwandte, die mich mitgenommen, haben mir nachher erzählt, ich hätte dort gesessen wie ein Verzauberter, immer vor mich hingestarrt und gelauscht! Und als das Concert zu Ende war, wäre ich sitzen geblieben wie versteinert, hätten sie mich nicht aufgerüttelt und mit fortgenommen. Nun sehen Sie, Herr Nachbar, da erst begann das Alles, was ich nachmals aus meinem Tagebuch erfahren habe.“

„Was Sie erst aus Ihrem Tagebuche erfahren haben?“ fragte der Studiosus.

„Ja wol. Wir fuhren, denn es war ein mörderisches Wetter, genau wie heute, nach Frattoni's Keller. Ich war dergleichen wenig gewohnt, auch fühlte ich mich schon wie berauscht, als ich nur in die lampenhellen Gewölbe trat. Herr Stieberitz und seine Freunde luden mich zu Gast. Bald duftete es von köstlichen Speisen und der Champagner schäumte in unsern Gläsern. Ich weiß wol, daß Alles scherzte, lachte, lärmte, allein mein Geist und meine Sinne waren ganz wo anders. Ganz genau erinnere ich mich aber, daß ich die Thurmuhr gegenüber Mitternacht schlagen hörte und als ich zu meiner Rechten blickte, sitzt auf dem bisher leeren Platz ....“

Er stockte, Schnepfe starrte ihn an. „Nun, und wer?“

„Dasselbe Mephistophelesgesicht, das mich in der Loge so höhnend angegrinzt hatte. Mich faßte es wie ein Fieber-

schauer. Der Fremde sah mich an, verzog den Mund mit den weißen Zähnen zum teuflischen Lächeln, nickte mir zu und redete einige Worte in unverständlicher Sprache. Es waren zuverlässig Zauberworte."

„Es wird italienisch gewesen sein, lieber Herr Nachbar", versetzte Schnepfe, selbst lächelnd.

„Alle sprachen mit ihm, begrüßten ihn, schenkten ihm ein", fuhr Stalactitius fort, „nur ich hatte ein unheimliches Grauen. Allein er redete beständig zu mir. «Was meinst du zu meiner Zaubergeige?» fragte er mich, «und siehst du hier meinen Zauberstab?» Dabei zeigte er mir den Violinbogen. «Denkst du, das ist Pferdehaar, womit er bespannt ist? Das sind ja Helena's blonde Locken, aber ich ließ sie grau werden in einer Nacht!' Sie mußte sie in Thränen bleichen! Nun locke ich Thränen hervor damit, wann ich will, wo ich will, wem ich will! Sieh dir die Geige ein mal genau an. Das ist mein Gefängniß! Darin wohnen viele, viele Seelen, Seelen der Leidenden, der unglücklich Liebenden, der Verdammten — soll ich deine Seele auch hineinsperren?»"

„Sprach er denn deutsch zu Ihnen", fuhr Schnepfe heraus, um seiner Aufregung durch einen Schluck Prosa Luft zu machen, indem er sah, wie des Candidaten Antlitz immer bleicher, seine Augen immer dunkler wurden.

„Deutsch? Er sprach gar nicht in Worten", antwortete Stalactitius. „Aber mit magnetischer Gewalt drangen seine Gedanken in die meinigen. Unser Seelenäther mischte sich. Ich sah Alles was in ihm vorging. — «Ich bin verdammt», fuhr er fort, «aber du kannst meine Seele retten! Gib mir die deinige für meine Geige und meinen Zauberbogen! — — Und da, lieber Herr Nachbar — — da — —»"

„Sie verschrieben sie ihm?" fuhr Schnepfe auf, als er den Candidaten wie im Fieberfrost zittern sah.

„O nein, o nein .... aber der Versucher trat zu mir!“ versetzte der Graukopf. «Hättest du die Zaubergeige, dachte ich, und den Zauberbogen von Helena's Goldlocken und alle Seelen und Herzen folgten dir, und die Goldströme rollten dir nach — das Höllengold freilich — aber doch der Gott der Erde ....!» Der Teufel wußte, was in mir vorging! Er verzerrte seine bleichen Lippen, schüttelte die langen, schwarzen, verworrenen Locken, und aus den tiefen Augenhöhlen brannte es, wie die Lohe der Hölle. Ich zuckte schon mit der Hand, um nach dem Bogen zu greifen, ... da klang es plötzlich süß um mich her und eine weiß verhüllte Engelsgestalt zog, im rosigen Duft schwebend, vorüber. Sie hielt auch eine Geige in der Hand und einen Bogen; holdselig lächelnd blickte sie zu mir nieder und sagte: «Ich bin dein guter Engel, ich warne dich! Auch ich locke die süßen Töne, denen die Herzen gehorchen, aber mein Bogen ist nicht bespannt mit gebleichtem Haar der sündigen Helena, sondern mit dem weichen Goldhaar der reuig büßenden Magdalena. In meiner Geige sind nicht die Seelen der Unglückseligen eingeschlossen, aber die der Glückseligen umschweben sie und hauchen ihr die Klänge ein.» — Da plötzlich wurde die finstere Gestalt des Dämons neben mir riesengroß, seine Augen warfen Feuer, die Locken umringelten ihn, wie Schlangen die Häupter der Furien. Die Geige wuchs zu einem Ungeheuer, das sich gräßlich in seiner Hand hin und her wand, eine Riesenschildkröte mit langem Drachenhals und Krokodilskopf, allein er hielt den Hals zwischen seinen gigantischen Knochenfingern und packte das Thier wie der Würgengel. Die Saiten wurden zu vibrirenden Klapperschlangen und krümmten sich auf und nieder, der Bogen verwandelte sich in eine glühende Säge, die hin und her, durch die Schlangenleiber riß, daß ihr Qualenschrei

grausenhaft erscholl. Funkenströme, Feuergarben sprühten auf, Schwefeldampf wälzte sich empor und verhüllte die Engelsgestalt. Es geschah ein furchtbarer Donnerschlag .... ich wußte nichts mehr von meinen Sinnen."

Schnepfe stellte Untersuchungen über sich an, ob er wache oder träume.

Nach langer Pause begann der Candidat: „Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in meinem Zimmer, im Bett, in dem nämlichen, wo ich noch heute schlafe. — Unsere Wirthin, damals noch eine junge Frau, saß am Bett, und als ich eben die Augen öffnete, reichte sie mir einen Löffel mit Arzenei. «Guten Morgen, liebe Frau Hämmerlein», sprach ich verwundert."

„«Nun Gott sei Dank, Herr Candidat, daß Sie mich endlich wieder erkennen», sagte sie. — Sie erzählte mir nun, daß ich seit sechs Wochen im Fieber gelegen, aber ich sei oft im Bett gar nicht zu halten gewesen, sondern aufgestanden und habe mich an den Schreibtisch gesetzt und dann eifrig im Tagebuch geschrieben."

„Ach, lieber Herr Schnepfe, es steht noch Vieles darin, seltsam Ungeheuerliches."

„Nun, lieber Herr Nachbar", entgegnete Schnepfe, „das sind eben Fieberphantasien gewesen. Da geht Einem ja das seltsamste Zeug durch den Kopf."

„Hm! hm! Nicht ganz so, lieber Herr Schnepfe! Der Versucher hatte mich halb in der Gewalt! Ja, hätte ich nur christlichen Schauder und Abscheu empfunden. Aber die Verlockung, die Lust war da, die Sünde keimte in mir, ich hatte die Hand schon ausgestreckt nach der Zaubergeige, dem Zauberbogen, und wäre nicht der heilige Engel erschienen, das Schildkrötenkrokodil hätte mich verschlungen, die Schlangen mich umringelt, die Feuersäge in meinen Eingeweiden gewühlt."

„Nun, es ist aber doch nicht geschehen, lieber Herr Stalactitius“, tröstete Schnepfe.

„Doch, doch, es hatte ein Theil Gewalt über mich. Es packte mich in den wüsten Träumen. Es wälzte sich über mich, auf mein Bett, und erdrückte mich mit der Riesenlast. «Du hast mich betrogen», brüllte es heulend. «Aber du sollst mir nicht entgehen! Buch wird geführt über deine Gedanken und Thaten. Und sehen Sie, dieses Buch habe ich selbst geführt!» Dabei legte der Candidat die Hand auf sein schwarzes Tagebuch.... Ich mußte es führen zur Strafe!“

„Allein, mein bester Herr Stalactitius“, sprach Schnepfe zuredend, „ich habe Sie ja doch nie so in Aengsten gesehen, Sie sind ein stiller, gottgefälliger, christlicher Mann, der bei seinen Büchern sitzt und Niemandem ein Leid thut.“

„Meinen Sie?“ fragte der Candidat lächelnd. — „Ja, Sie haben Recht! Es tritt mich auch nur zu Zeiten an. Und immer, wenn ich das Tagebuch aufschlage. Aber so wie heute ist es noch nie gewesen. Ich weiß nicht, was in der Luft schwebt, mir ist so, wie — vor zehn Jahren, als ich ein mal das Tagebuch....“

„Ei, so wollte ich's doch verbrennen!“ rief Schnepfe.

„Apage!“ rief der Candidat. „Das ist ja meine einzige Buße! Davon hoffe ich ja die Erlösung! Wenn der gute Engel mir wieder erscheint! Das ist mir verheißen. Dann bin ich ganz frei und gereinigt!“

„So, so! — Allein was war denn vor zehn Jahren, wovon Sie sagen wollten?“ fragte der Studiosus.

„Nun, da saß eines Morgens auch die Frau Hämmerlein vor meinem Bett, mit dem Arzneilöffel und sagte: «Was haben Sie denn diese Nacht wieder vorgehabt, es war ja ärger als die ganze Woche!» Ich staunte. Ich meinte, ich hätte mich Abends zuvor nur schlafen gelegt, hätte nur

einen bösen Traum von der Sache gehabt. Aber ich war sieben Tage im Fieber gewesen!"

„Und was hatte Ihnen geträumt?"

„Der — der — mit den schwarzen, verworrenen Locken setzte sich vor mein Bett. Zu seinen Füßen war ein Sarg. Den öffnete er, darin lag er selbst, und die Geige und der Bogen neben ihm. Er nahm sie heraus, setzte sie ans Kinn und begann eine Melodie, ach Herr Schnepfe, solch eine Melodie, sie saugte mir blutige Thränen aus dem Herzen selber — und auch ihm rollten die Thränen über die bleichen Wangen und seine Seele sagte mir (wir sprachen wieder zusammen, ohne Worte, ganz geläufig): «Ich fahre hinab ins dunkle Reich, aber ich tauche nicht auf zum Licht, bis der Engel mich weckt, der mir Vergebung bringt. Nur seine Hand löscht alle finstern Gedanken und Erinnerungen aus der Seele, nur seine Hand verwischt alle Spuren und löscht aus die Schrift ....» Da erstarben die Worte oder die Gedanken, die ich hörte, ins leere, stumme Nichts, und auch die Töne verstummten und der legte sich sammt seiner Geige zu seinem Abbild im Sarge, sie wurden beide Eins und Sarg und Alles versank."

„Seltsamer Traum!" murmelte Schnepfe.

„Traum?" sprach Stalactitius lächelnd. „Hm! — Traum! Hm! hm! Als ich aufstand, lag mein Tagebuch auf dem Schreibtisch und .... genau die Worte standen darin niedergeschrieben, die mir der — der — gesagt hatte. — «Wollen Sie nicht lieber die Zeitungen lesen?» fragte Frau Hämmerlein, «das zerstreut Sie! Bei dem schwarzen Buch, da werden Sie immer so unruhig!» Sie gab mir das Zeitungsblatt. Die ersten Worte, auf die mein Auge fiel, waren: «Paganini ist todt!» .... es war gerade sieben Tage her! .... Ein Traum?"

Schnepfe faßte an seiner Nase und drehte an seinem Schnurbart, um zu erfahren, ob er selbst träume oder wache. Er entschied sich nach einigem Nachdenken für das Erste. Da wurde er plötzlich geweckt oder eines Andern belehrt, denn es pochte. Beide Theetrinker fuhren zusammen. Es war wieder der Briefbote! „Ach, bester Herr Schnepfe", begann er, „seien Sie mir nicht böse. Ich habe noch ein zweites Briefchen an Sie, das ist so klein, es hatte sich ganz in meiner Tasche verloren. — Jetzt erst, da ich sie völlig leer glaubte, finde ich es."

„Schon gut, hat nichts zu sagen", rief Schnepfe, „nur her damit." Er winkte dem Briefträger zu gehen, der auch schnell wieder verschwand.

„Auch von Ratzeburger!" rief er verwundert, als er geöffnet hatte.

„Lieber Bruder, eben höre ich, das Concert ist auf heute verlegt. Dies in Eile, damit mein erster Brief dich nicht irre führt."

„Heute!" rief Schnepfe. „Heute!" rief Stalactitius. „Also wäre es wol schon vorbei", setzte der Letzte hinzu. Schnepfe zog die Uhr. „Acht Uhr! Ein Stück könnten wir noch hören! Aber was ist es denn eigentlich für ein Concert? Das hat er nicht geschrieben und ich habe keine Zeitungen gelesen. Frau Hämmerlein!" Sie trat schon ein. „Können Sie uns die heutige Zeitung wol einen Augenblick geben?"

„Ja mein lieber Herr Schnepfe, da muß ich erst zum Tabackshändler schicken, mit dem halten wir sie zusammen, seit der neuen Stempelsteuer, und der wird sie wol schon zu seiner Mutter geschickt haben, die hält sie mit ihm zusammen, seit der —"

Schnepfe ließ sie nicht vollenden.

„Herr Stalactitius“, rief er begeistert, „mir sagt's ein Gott! Heute ist Alles tiefe Schickung und wunderbares Verhängniß. Hier waltet ein Fatum. Wir sollen ins Concert und wollen ins Concert. Ich wage eine Droschke daran!“

Und es dauerte nicht fünf Minuten, so rollten Beide ab, und nicht funfzehn, so rollten sie an, vor dem Opernhause. In der erleuchteten Vorhalle schoß ein fremdes Wesen an ihnen vorüber, zwar nur von dem unscheinbaren Aeußern eines Logenschließers, aber war unstreitig eine wunderbare Gestalt, denn im Vorübergehen hörte man sie die Worte sagen: „Na, wenn die noch was hören wollen, müssen sie fix die Treppe rauf, es wird gleich am letzten Strich sein.“

„Heute ist Alles Fatum und μοῖρα“, rief Schnepfe, „eilen wir, ohne uns mit Fragen aufzuhalten!“

Der Student und der graue Candidat schossen die Logentreppe hinauf und auf ihre Logenthür zu. Ein lautes „St“ empfing die Spätkommer und Störer, gerade als Schnepfe den Mund aufthat, um zu fragen, wer das Concert gebe; so kam er um die Antwort und um den Zettel, nach welchem der Schließer schon behende griff, wegen der Perspective des kleinen Agio über den fixen Silbergroschenpreis. — So wußten denn Beide nichts. — Lautlose Stille herrschte im Hause; nur ein einzelner Violinton zog wie ein Aeolsharfenklang Pianissimo durch den weiten Raum. Stalactitius bebte. Es war die nämliche Loge, in der er sich an jenem Abend befunden. Auch der nämliche Wall von Köpfen thürmte sich vor ihm, sehen konnte er nichts, nur hören. Er hörte — er bebte — sein Herz schlug — Thränen drangen dem alten seltsamen Menschen ins Auge, — er hörte die Töne wieder von damals, als der weißverhüllte Engel in goldenem Duft vorüberschwebte und die heiligen Harmonien ewiger Versöhnung ihn umklangen. Der Men-

schenwall vor ihm theilte sich einen Augenblick, da sah er die weiße Engelsgestalt, — „mein Schutzgeist — Versöhnung“ .... rief er aus und seine Sinne vergingen.

„Guten Morgen, lieber Herr Stalactitius, kennen Sie mich denn?“ fragte theilnehmend Frau Hämmerlein und saß diesmal nicht mit einem Löffel, aber doch mit einer Tasse Kamillenthee an seinem Bett und Schnepfe stand neben ihr und hielt die Kanne. „Wie ist Ihnen, lieber Nachbar“, fragte er. „Haben Sie sich erholt? Haben Sie wol noch Fieber?“

Stalactitius sah staunend aber selig um sich her und ein glückliches Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

„Und daß Sie immer Nachts schreiben wollen. Das ist doch eine gar zu curiose Gewohnheit von Ihnen, wenn Sie Ihr Fieber haben, lieber Herr Stalactitius.“

„Hätte ich geschrieben?“ fragte der Candidat und betonte das Wort geschrieben seltsamlich.

„Ja wol, in Ihrem Tagebuch, woraus Sie mir gestern so viel vorgelesen haben“, fiel Schnepfe ein.

„Hätte ich vorgelesen?“ fragte Stalactitius lang gedehnt. „Ja, ja! Hm, hm! Ich erinnere mich! Aber das ist nun Alles ausgelöscht. Geschrieben habe ich wol wenig diese Nacht, aber gelöscht viel! Dort (er deutete auf das Buch) und hier (er deutete auf die Stirn). Ja, nun ist Alles ausgelöscht!“

„Alles ausgelöscht? Wie so?“ fragte Schnepfe.

„Geben Sie mir das Buch her“, bat Stalactitius. Schnepfe that es, aber zaghaft, der gestrigen Warnung eingedenk. Stalactitius ließ es ganz ruhig geschehen. Er nahm das Buch, das ganz wie ein gewöhnliches aussah, schlug es auf und sagte sehr glücklich lächelnd: „Ja, ja, es ist Alles gelöscht! — Die Erlösung ist vollbracht.

Nun bin ich ganz frei. Nur das bleibt übrig." Dabei reichte er das Buch an Schnepfe und zeigte bei dem Wörtchen das auf eine Stelle darin. Dieser las:

„Am .... Februar 18.. hörte ich den Teufel des Violinspiels, Paganini, gestern am .... Jänner 1853 den Engel desselben — Therese Milanollo!"

Schnepfe machte ein curioses Gesicht, er blätterte in dem Buch, es waren nur einige Seiten mit einzelnen, gleichgültigen Notizen darin zu lesen. Nach dem Vorgelesenen suchte er vergeblich. Stalactitius sagte: „Ich fühle mich wohl, ich habe rechten Appetit, doch nicht auf Kamillenthee, sondern auf Kaffee, liebe Frau Hämmerlein."

„Charmant", rief Frau Hämmerlein, „o, ich will ihn gleich besorgen."

Der Kaffee kam, Stalactitius aß und trank mit Appetit und Schnepfe leistete ihm Gesellschaft. — — Sie leben seither als die besten Nachbarn fast immer zusammen. Stalactitius arbeitet, studirt, spaziert, ißt und trinkt wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, wenigstens wie ein ganz gewöhnlicher alter Candidat, der nicht viel zu beißen und zu brechen hat. Von Dämonen, Krokodilen und Engeln in Rosenwolken ist nicht die Rede. Nur zuweilen sagte er: „Alles ist ausgelöscht", und dann fügt er hinzu: „Und nicht wahr, Herr Schnepfe, wenn wir wieder ein mal Freibillets bekommen, gehen wir wieder zusammen ins Concert?"

„Auf Cerevis!" antwortet Schnepfe.

Und das ist die ganze Geschichte vom Nachbar Stalactitius.

Eine Skizze

aus

Johannes Kreyssler's

Tagebuch.

Allen ist aus Hoffmann's „Phantasiestücken" bekannt, was der Kapellmeister Johannes Kreyßler ungefähr war; Vielen, daß er auf seinen Her- und Querzügen auch in Berlin gelebt; Wenigen, daß er daselbst gestorben, noch Wenigern, vielleicht Keinem, daß Endesgefertigter de facto, er will nicht sagen de jure, weil es zu anmaßlich klänge, aber doch so, daß kein Gerichtshof ihm Etwas anhaben kann, im Besitz seines Nachlasses ist. — — Ein ander mal und vielleicht anderwärts, lasse ich mich des Nähern darüber aus, wie Alles gekommen, wie der curiose Selige anno 18.. am 15. .... hierselbst verstarb, wie er außer 23 Partituren und einer Wildschur (die er schon halb mit den Mäusen getheilt) item einem gestickten Staats- und Treffenkleide, aber ohne Treffen, Farbe und Knöpfe, noch mehres Andere hinterließ; z. B. einen Stiefelknecht mit einem Bein und viele dickbestäubte Ballen und Manuscripte, musikalische und andere, lauter Autographa. Von allem Dem will ich aber hier nicht reden, sondern blos aus den letztgedachten Objecten, den verschiedenen Ballen Scriptorum variorum etliche Blättchen mittheilen und zwar aus seinem Tagebuche vom Jahre 17.., gerade wie ich sie mit einem zufälligen Griff herausgerissen. Denn wenn ein Freund zu mir kommt, und, was mir beiläufig unausstehlich ist, eine Cigarre oder

gar ein Pfeifchen rauchen will, so treibe ich die Gefälligkeit so weit, daß ich ihm einen Fidibus aus dem Manuscriptenwust gewähre, meistens aus dem Tagebuch. Jetzt folgt das Ausgerissene von Pag. 253 an; die frühern Blätter sind wahrscheinlich längst verraucht, d. h. zu Fidibus verbrannt. Also Seite 253:

.... sondern es ist mir ganz klar, daß Tartini nicht blos geträumt hatte *)

Denn die Violine war von Stund' an eine ganz andere. Tartini war kein solcher Esel, daß er das nicht gemerkt hätte; aber er war ein zu schlauer Fuchs, um es sich merken zu lassen. Er merkte auch, daß ich's gemerkt hatte, und von Stund' an war er mistrauisch. Eines Morgens kam ich zu ihm. Da die Fenster und Thüren nach seinem Balkon offen standen, hörte ich, daß er spielte. Die Geige klang

---

*) Ich brauche es doch Keinem erst zu sagen (obwol ich's dennoch sage), daß Kreyßler hier von dem bekannten, auch durch einen Kupferstich illustrirten Traum Tartini's spricht, in welchem der Teufel sich zu ihm ans Bett setzte und ihm auf des Maestro Violine eine Sonate vorspielte, so wundervoll, daß Tartini vor Entzücken darüber nicht nur weiter schlief, sondern auch, als er endlich zur Frühstückszeit aufgewacht war, immer weiter träumte und sich blos ärgerte, daß er nicht die ganze Sonate behalten hatte, sondern nur einige Themata, woraus er denn eine eigene Composition zusammenstahl, die er, eigentlich zu ehrlich, Sonate du Diable nannte. Hätte er heutzutage gelebt, er würde das Ding entweder betitelt haben: „Fantaisie sur des thêmes originaux", oder wenn ihn erstaunlicherweise die alte Ehrlichkeit bis in unsere Zeit begleitet hätte, „Fantaisie et divertissement (oder caprice) sur des thêmes du Diable" — oder vielleicht „Galop diabolique" oder — „Songe du Diable" oder — was weiß ich, nur nicht Sonate et caetera.

himmlisch! der Ton quoll so markig hervor und verschwebte doch so duftig, so auf italienischen lauen Lüftchen! Es war mir immer, als wenn eine theure, liebe, süße Stimme mir daraus entgegenhauche....

Peter, Hans Taps, da liegt der Kaffee, oder vielmehr das Kaffeegeschirr, und der Kaffee fließt sammt der Milch auf dem Boden umher, und bildet ordentlich mir zum Aerger eine deutliche Landkarte von Italien, wo ich mich eben hingeträumt habe durch Tagebuchschreiben! Das ist nun vollends das Elend in diesem verfluchten Sandfaß Berlin, daß man so spitzbübisch nichtswürdig bedient wird!....*)

Der Klang fesselte mich unwiderstehlich! da riß der Alte plötzlich mit einem scharfen Bogenstrich Melodie und Spiel ab. Ich ging hinauf, pochte an, trat wie gewohnt ein, eh' er noch sein „Herein" heraus hatte und rief ihm ein „Guten Morgen, Maestro!" zu. — Wem ein Ameisenhaufen übers Gesicht läuft, macht schwerlich ein verdrießlicheres (Pag. 254), als der Alte schnitt, da ich eintrat. Doch warf er sein „Guten Morgen, mio caro! Etwas Neues?" hin. „Nicht, daß ich wüßte." — Wir hielten Beide das Maul und ich schielte nach der Geige, die auf dem Klavier lag, der Bogen daneben. „Ihr habt wol den schönen Morgen mit einem

---

*) Ich brauche es Keinem erst zu sagen (obwol ich's dennoch sage), daß Kreyßler die Gewohnheit hat, in seinem Tagebuche (er kann's besser seine Memoiren nennen), wenn er sich durch Schreiben ganz in die Vergangenheit vertieft hat, plötzlich mitten in die Gegenwart überzuspringen, über die er sich ärgert und zuweilen ganz ohne Komma und Punktum, sodaß es ein wahrer Verdruß ist, das Geschmier zu lesen. So hier, wo sein aufwartender Bursch beim Eintreten gestolpert war und das Kaffeebret fallen ließ. Note des Editors.

Morgenlied auf der Geige begrüßt, Maestro?“ sprach ich obenhin.

Kein Wolkenschatten macht eine Landschaft so finster, als diese Worte das Gesicht des Alten.

„Nein, zum Teufel!“ schrie er mich an, „die Geige ist in Unordnung, sie klingt nicht, sie hat ordentlich einen Nasenton und die Quinte ist falsch, der A-Wirbel will nicht halten, der Steg steht unrichtig sammt dem Stimmstock“ .... es fehlte wenig, so hätte der alte Gaudieb versucht, mir zu beweisen, daß das ganze wundervolle Instrument in tausend Splitter zerfahren sei.

Ich that, als merkte ich nichts von seinen Schanzmanoeuvres und spanischen Reitern, mit denen er die Geige defendiren wollte, sondern streckte anscheinend arglos die Hand danach aus. Er aber griff mir heftig in den Arm und rief .... Schaf! Peter! du hast mir ja ganz kaltes Rasirwasser gebracht! — Ich wollte, ich wohnte in Grönland, aber nicht in Berlin! .... No, no, mio caro, nahm mir die Geige vor der Nase weg und schob sie in den Kasten. Der alte schwarze Kasten! Ich will keinen doppelten Contrapunkt mehr schreiben können, wenn der Satan nicht daran seinen Theil hatte, so gut wie an der Geige; denn er war ganz mit feuerrothen Hieroglyphen bemalt, wie eine chinesische Theebüchse. Wenn der Alte in der Dämmerung mit seinem pelzverbrämten Aermel darüber hinstrich, habe ich Funken heraussprühen sehen*) schwefelbläuliche, safrangelbliche, türkenblutröthliche und andere von nicht genau

*) Ich brauche es Keinem erst zu sagen (obwol ich's dennoch sage), daß der alte Kerl, der Kreyßler ganz hirnverrückt gewesen sein muß, entweder zur Zeit, wo er mit Tartini seligem verkehrte, oder zur Zeit, wo er das verrückte Zeug aufschrieb.

prismatischen Couleuren. — Ich konnte aber den himmlischen Teufelston nicht loswerden aus dem Ohr, den Geigenton, ich war wie verzaubert. Daß ich sie haben mußte, versteht sich. Es kam blos darauf an, mit dem Alten ....

(Pag. 255 bis 258 fehlen. Ich weiß nicht, ob ich sie herausgerissen habe oder Kreyßler selbst. Ich habe es oft gesehen, daß er im Aerger, wenn er in dem Buche las, ein Blatt ausriß und sich die lange türkische Pfeife damit anzündete. „Kein Mensch soll's erfahren!" rief er dann und stampfte mit dem Fuß! Was der alte Kerl bisweilen für ein altes Weib gewesen, der Kreyßler!)

(Pag. 259) als auch ihr göttliches, wallendes Lockenhaar, wie es über den Marmornacken flutete! Was war denn schwärzer? Das oder deine Augen! Entscheide selbst, Nina Serboni! Ja, sie sang — sie ist die einzige Sängerin, die ich gehört habe, (bis 1799, denn damals .... doch davon später oder gar nicht), und hätte Tartini deshalb sein Pactum mit dem Gehörnten gemacht, — ich vergebe es ihm und hätte es selbst gethan. O du süße, selige Stimme, mit dem Abendglockenton und dem Nachtviolenduft, in dem das pianissimo verschwebte — du Weib aus dem Paradiese oder aus der Hölle Nina, Ninetta, Engelsbild .... Meerkatze, was will Sie gerade jetzt hier mit Ihrem verfluchten Scheuerbesen! Schere Sie sich hinaus und störe Sie mich nicht im Schreiben — doch halt, bleibe Sie — — ich will Ihr — — habe ich denn keinen rothen Heller zu einer Prise Carotten? Geh' Sie nur! Verkneife dir's, alter Narr, wie so Manches! .... Muse, Grazie, Hebe, Terpsichore, aber das Alles ist nichts, sieh' meinethalben noch zehn mal schöner aus, ich bleibe so gleichgültig wie ein Stock. Nur singe nicht; nämlich singe unaufhörlich, ich will an deinen Tönen

sterben! — — So schreibt man nun in seinen Hundstags-paroxysmen, und ein Esel kann's zehn Jahre später lesen, daß man doch nicht gestorben ist, weder vor Schmerz noch vor Seligkeit! Denn der Mensch ist ein Aal, den könnt ihr auch in zehn Stücke schneiden, er windet sich immerfort. Und haben sie nicht zehn mal in mein Herz geschnitten, gestochen mit giftigen Dolchen und Pfeilen? — es zehn mal zerrissen — es windet und krümmt sich doch noch nach zehn Jahren, wenn auch nur vor Schmerz!....

(Ich glaube, der alte Narr hat Salz und Wasser geweint bei dieser Stelle, denn ein paar Zeilen sind ganz verwischt, als hätte es darauf geregnet, und es lohnt nicht der Mühe, die einzelnen lesbaren Worte zusammenzuflicken. — Nina Serboni .... der Geigenkasten .... treulos .... wie sie mich anlächelte .... und anderes ungereimtes Zeug! Erst unten wird's wieder lesbar.)

Nun war ich sicher! In der Geige steckte die Zauberkraft. Ich lag auf meinem platten Dach, wie ein Krokodil in der Sonne, das sich für einen Baumstamm ausgibt und todt stellt, aber meine Seele lebte und schlürfte jeden Ton. Der Alte zog das dreigestrichene C an; es zitterte wie ein Mondstrahl durch die Nacht, dann wurde es lichter, es schwellte, wallte, sog, zog, als ob ein Engel seine Seele aushauchte. Und dann setzte Nina ein! Das nämliche gehauchte Tremolo, — die Fibern ihres Herzens mußten mitbeben, — und dann das leise Crescendo und immer stärker schwellend, wie die Flut ansteigt, immer höher zum Herzen hinauf! Klang da nicht die Geige von selbst mit? — — Und was schwebt denn für ein seltsamer Schatten über die Cypresse vor dem Fenster! — Ich hätte ebenso gern noch länger auf der Tortur gelegen als auf meinem Horch- und Observatoriendach. — Ich mußte sehen, was vorging. Wenn

der Südwind wehte, beugte sich die Cypresse bis an den Rand des Daches — ich faßte den Zweig, wie Odysseus den Olivenbaum an der Charybde, — und saß in der Cypresse. — Habe ich dich doch überlistet, alter Teufelsbanner? Da saß er nun mit seiner Teufelsgeige! Und Nina Serboni lag auf dem Ruhebett, ein Marmorbild aus Carrara, nur die schwarzen Locken, die über die rosigen Kissen herabsanken bis zur Erde, waren nicht von weißem carrarischen oder parischen, sondern vom schwärzesten schwarzen. Aber der schwärzeste Schwarze saß hinter ihr, ich müßte ja ein blindgeborener Hund gewesen sein, wenn ich's nicht gesehen hätte, er saß auf dem Hieroglyphenkasten und die rothen Höllenzeichen fingen an zu glühen, je mehr, je mehr Tartini Ton zog, auch sah ich ein blaues Flämmchen, wie ein St.-Elmsfeuer auf dem Zipfel seiner Nachtmütze tanzen. Aber Töne zog er und sog er .... Töne! — Und ich konnte sehen, wie sie in Nina's Brust einströmten, am elektrischen Lichtschweif, den sie nachzogen, — der Busen wallte ihr auf wie von einem tiefen, seligen Seufzer, und dann schwebte ihr der nämliche Ton über die bleichen Lippen (zum Sacrament nach der Stufe in der Tonleiter der nämliche, sonst freilich ein ganz anderer, neugeborener, verklärter!)

(Pag. 260) — — — und zog als Duft und Hauch oder als bebende Engelsstimme durch die Lüfte, hinaus zu mir in die Cypresse. Der alte Zauberer trichterte ihr die Geigentöne also ein, wie Medea den Zaubertrank in die Gurgel, Nina filtrirte sie in ihre Seele und darum kamen sie so himmlisch verklärt wieder heraus .... und was die dunkle Figur hinten auf dem Geigenkasten für Gesichter dazu schnitt, — wie die glühenden Augen glotzten — und die rothe Zunge spielte! Denkst du aber, Satanas, ich fürchte

mich vor dir, wenn ich die Geige haben kann? — Glaubst du, mir würde bange um meine Seele, wenn ich die Himmelsseele der Geigentöne gewönne, mit der ich diese Himmelshimmelgesangseelen und Leiber in Nina's Herz und Kehle einoculiren kann und in jede andere Wasser- oder Feuernixe, die ihr gleicht? — .... Ich will sie haben, ich muß! Und wie fange ich's an?

Schwach war der Alte schon längst! In Padua lebte damals der berühmte Doctor Onufrio, der noch Recepte aus der Apotheke der ägyptischen Magier hatte. Mit ihm .... (Pag. 260 ist unterhalb abgerissen, von Pag. 261 oben nur ein Fetzchen da, darauf steht:) Er war entschlafen — ob im Herrn oder im Schwarzen — was weiß ich's! — Um Mitternacht stieg ich mit der Leiter hinan — Nina saß neben ihm am Todtenbette, als ich sie erblickte, ihr dunkles, thränenfeuchtes Auge sah .... (Pag. 262 auch ganz weg, bis auf das quer durchgerissene Eckstück oben an der Seite) .... hatte den Kasten in der Hand! Es zuckte wie elektrische Schläge mir durch die .... bläuliche Flammen leckten heraus .... als Nina den Schleier überschlug .... schlug Mitternacht .... wir waren an der Schwelle .... Wagen nach Pad .... (vermuthlich Padua, aber das Wort ist mitten durchgerissen). — (Nun fehlt über ein Dutzend Blätter ganz und die stehen gebliebenen Stückchen sind zu nichts zu gebrauchen. Aber Pag. 281 geht es wieder fort:)

Und solange ich die himmlische Teufelsgeige habe, soll mich kein Kummer anfechten. Ich weiß wohl, daß der Satan schon wieder darauf speculirt, weil er Andere gefunden, die ihm mehr bieten. Nichts da, ich gebe den Contract nicht heraus und trotze seiner List und Gewalt. Aber keine Weiberbrust soll einen Ton von mir bekommen

durch das Instrument, — keine treulose Nina glückselig und nichtswürdig dadurch werden, — ich will lieber im Hunger und Kummer verderben, als Perus Schätze damit erwerben, auch nur für einen ihrer Wundergoldtöne, wenn ich nicht die reine Brust finde, die ihrer werth ist! So wahr ich Johannes Kreyßler heiße!

Gestern Abend habe ich bei Sala mit Hoffmann gegessen! der Champagner war gut, die Austern schlecht. — Ich theile dies Sätzchen von Pag. 281 nur mit, weil es zeigt, daß nun ein ganz anderer Abschnitt anfängt, worin von der Geige gar nicht mehr die Rede ist; überhaupt habe ich in allen den Tagebüchern, soweit ich das barocke, übergeschnappte Zeug durchgelesen, kein Wort mehr davon gefunden. Wenn es aber den Leser interessirt, so kann ich ihm sagen, daß der alte Kauz eine solche alte Fidel, von der er das verrückte Zeug gefabelt oder geglaubt hat, wirklich besessen hat; ich habe sie oft gesehen, d. h. gerade einen solchen geschmacklosen, altmodischen Kasten von abgescheuertem, schwarzem Holze, mit rothen Figuren und Arabesken, die allenfalls der Teufel erfunden haben kann, da ein Mensch, wenigstens ein vernünftiger, solche Fratzen und Faxen nicht auf einen Affenkasten pinseln würde, geschweige auf einen Geigenkasten, in dem eine gute Stradivari, Guarneri oder Amati steckte. — Die Geige selbst habe ich weder im Kasten noch in Kreyßler's Hand gesehen, und weiß also nicht, ob wirklich eine darin gewesen. Vor zehn, zwölf Jahren reiste er nach Schweden, so uralt er war. Es fiel mir auf, daß ich, als ich ihn nach seiner Rückkehr besuchte, den Kasten nicht mehr gesehen habe. Ohne Etwas dabei zu denken, oder von seinem Tagebuch Etwas zu wissen, fragte ich ihn, halb zufällig, danach. „Hm!“ brummte er, „der Kasten mit meiner Geige! — Verkauft! — Ist in

guter Hand! —" Er starb bald nachher .... im Nachlaß war nicht eine Quinte, geschweige eine Geige. Als ich später diese Blätter zufällig las, war ich neugierig geworden und fragte Jeden, der aus Schweden kam, Lindblad und Andere, ob er nicht eine Geige von Kreyßler gekauft habe. — Nachher vergaß ich die ganze alberne Geschichte, sonst hätte ich am Ende auch Jenny Lind danach gefragt.

Reise durchs Aarthal.

Herbstreisebild.

Prends tout ton or, et rends moi mes beaux jours! singt Béranger, und die schönen Tage sind die Tage der Jugend. Erst wenn der Sommer so hoch ist, daß wir den Herbst zu ahnen und zu scheuen beginnen, steigen die Frühlingstage im Werth! Das merkt der Autor jetzt und sieht oft, neidisch auf sich selbst, in die Vergangenheit zurück, wo er leicht, fröhlich, glücklich, reich und gut war! Leicht, denn die Sorge war für ihn noch nicht geboren, er bedurfte des Horazischen: Quid cras futurum sit, fuge quaerere nicht einmal; fröhlich, denn die ganze Welt lächelte ihm zu; glücklich, denn er dichtete und liebte; reich, denn er schwelgte in tausend Genüssen, die der Himmel Allen bereitet hat, die sie nicht von sich stoßen wollen, und besaß unendliche Schätze in Hoffnungen, Luftschlössern und Träumen; — ja, er war auch gut, denn er glaubte an die Reinheit alles Großen und Schönen und hatte keine Ahnung, daß das Heiligthum so oft zugleich der Sitz des Unreinen und Unwürdigen sei! — Aus diesem seinem goldenen Weltalter will er jetzt einen glänzenden Sonnenstrahl der Erinnerung herüber leuchten lassen, in sein ehernes Zeitalter der Sorge, des Kampfes, der ungläubigen Vorsicht, der Melancholie, die solche trübselige Vorrede zur Fröhlichkeit heckt. Mit einem Wort, er will sein

Lebensfaß herben Einundvierzigers mit einem Becher des echtesten Zweiundzwanzigers auffüllen — und vom Rheine soll er sein!

Ja, es war das Segensjahr 1822; ich saß in Heidelberg und studirte weniger als ich lebte; aber ich schlürfte den reinsten Geist des Lebens, der mir besser mundete und frommte als der Buchstabe. Doch es gab dort auch Männer, die den Geist in den Buchstaben bannten, wie Kreuzer, der ihn in der Symbolik wunderbar gefesselt hielt und seine Schüler an sich; Thibaut, der ihn im dürren Corpus juris frisch lebendig athmen zu lassen vermochte; Daub, dem er selbst nicht aus den theologischen Ketten entwich, sondern sie freiwillig, ernst lächelnd trug und sagte: Seht, ich schmelze sie wie Wachs. — Das Alles war vortrefflich; doch die grünen Berge mit ihren dunkeln Laubhallen von echten Kastanienwäldern, die uns damals einen kleinen italienischen Probebogen, etwa von den Aetnakastanien, reichten, — das in seinen Trümmern stolzere Schloß, als es je in seiner Herrlichkeit gewesen, — die anmuthigen so lieblich scheuen und doch so lieblich entgegenkommenden Heidelbergerinnen, — ruhig, ich nenne keine! — Das Thal mit dem rauschenden Neckar, mit den Schwesterburgen, — das Alles war auch Etwas, es war viel, sehr viel! Ja sogar das flache, rechtwinklige, geradlinige Manheim hatte sein Gewicht, seinen magnetischen Zug; denn dort im Theater, auf der Promenade, im traulichen Gemach, wo der Student ohne Ceremoniel sich leicht einführte, winkte manches schöne Augenpaar und manche süß klingende Stimme ertönte und ließ sich — Beethoven's „Adelaide" gern begleiten!

Natürlich, aber völlig unrichtig, erwartet jetzt der Leser von mir die interessantesten Specialien über Heidelbergerinnen

und Manheimerinnen; er hat nur vergessen, daß der Titel dieses Segments aus meinem Lebensbande vom Jahre 1822 es ein Reisebild nennt. Alle die angeführten Neckarreize sind nur die Folie, die ich künstlerisch unter meinen Diamant gelegt, oder die kleinern Edelsteine, mit denen ich ihn fasse, um ihn zu heben. Nichts hätte mich aus solchem Eden herausreißen können, hätte die Nachbarschaft nicht noch ein reicheres gehabt, den prachtvollen Rhein, mit seiner Triumphatorstraße von Mainz nach Köln, wo die Berge und Burgen ihm als Vasallen zur Seite stehen und sich tief geneigt zu ihm hinabbücken, wenn er siegesbrausend vorüberzieht — bis zu Köln selbst der Dom, der Prachtsitz der stolzen Kirche, sich vor ihm neigt und stumm seinem rauschenden Gruße horcht.

Also eine Rheinreise? — Ein kleines Stückchen davon.

Schon im ersten Frühjahr, als ich mit fröhlichen Genossen zu Frankfurt im Meßgewühl zusammentraf, hatte ich der Lust nicht widerstanden. Wir waren auf das mainzer Marktschiff — die gute alte Zeit! — gestiegen und fuhren für 24 Kreuzer fast einen ganzen Tag auf den vier Meilen bis Mainz. Doch — ein ganzes Jahr wäre uns nicht zu lange gewesen, so genoß die frische Jugendlust; und ein so reizendes Kind war unsere Gefährtin, außer den vielen Kälbern, Hammeln und ähnlichen Passagieren, die Das vor uns voraus hatten, daß sie für bessere Plätze weniger bezahlten. — Von Mainz nach Koblenz, wo sich jetzt dreißig Dampfschiffe täglich kreuzen und salutiren, schwamm damals nur die kleine, enge Wasserjacht, die Schnellpost jener Zeit, der sich der Strom vorspannte, den man bei widrigen Winden mit etlichen Ruderschlägen anpeitschte, damit er uns doch in vierzehn Stunden! hinabtrüge. Mit Gebet und Opfer steuerte man damals durch das gefährliche Binger Loch, —

das Opfer war ein Glas Scharlachberger (zu Bingen im Weißen Roß an Bord genommen), das Gebet ein freudiges Hurrah unter Hutschwenken und Tücherwehen.

War das nicht schöner als jetzt, wo die Natur so unterjocht ist von der Gewalt des Menschen, daß wir von ihrer wilden Freiheit nichts mehr gewahr werden? Welcher jugendliche Reiter tummelt aber nicht lieber das wilde, eingefangene Roß, als daß er sich von dem gezähmten bequem tragen läßt? — — Es war herrlich, romantisch, die Seele mit unendlicher Lust und einer Fülle von Ahnungen höherer Bedeutung schwellend.

Doch der Vater Rhein hatte sein ernstes Wort mitzusprechen. Er sagte: „Im Frühjahr bin ich ein Greis, im Herbst erst, wenn meine Trauben glühen, werde ich ein Jüngling. Seht nur jetzt meine kahlen Scheitel an, wo die dürftige, winterhagere, eben knospende Rebe von den grauen Weinpfählen kaum zu unterscheiden ist! Graue Weinberge, graue Felsen, graue Burgen, — Alles grau in grau, selbst der Himmel öfter grau als blau! Was kommt ihr so früh zu mir, bevor ich mich geschmückt habe! Fort, wendet um und kommt ein ander mal, nach drei, vier Monden, dann sollt ihr mich stattlicher sehen, mich, den König der Ströme, Deutschlands Ruhm und Heil!“

Der Vater Rhein sprach genau so, wie mir's vor der Abreise einer seiner edelsten Söhne, der kunst-, liebes- und lebensbegeisterte Bernhard Klein vorausgesagt hatte. Bereise den Rhein nicht im Frühjahr! warnte er; ich hatte von allzu großer Lust getrieben nicht gehorcht. — So wendete ich denn bei Koblenz um, wanderte zu Fuß durch die grünen Berge von Ems, Schwalbach und Wiesbaden und rückte im Maimond in Heidelberg ein.

Von der Zeit an erging es mir aber wie Dem, der einen

Blick in den Venusberg gethan, er muß hinein — oder der das Antlitz der Loreley gesehen, er muß sie wiedersehen oder sterben! — Gestorben wäre ich vielleicht nun nicht, wenn ich die zweite Rheinreise unterlassen hätte, doch das beste Stück meines Lebens hätte es mich gekostet. — Es kam so: Eines Morgens im Julius öffnete sich meine Thür und — ein Freund aus der Heimat trat herein. Ein älterer, väterlicher, der mir in Vielem viel Freundliches erwiesen hatte, den ich aber nicht nennen will, weil es ihm gar zu unglücklich ergangen ist — ihm und den Seinigen.

Damals war Freude und Jubel bei seinem Erscheinen. Wir umarmten uns, wir wanderten zusammen aufs Schloß, durchstreiften die ganze reichgesegnete Neckarlandschaft. Endlich kam der Tag der Abreise. Ich stand am Wagen vor dem Gasthaus zum Karlsberge und reichte ihm die Hand zum Abschiede dar, — da plötzlich überkam mich der böse oder gute Geist der leichtsinnigen Jugend. Das Wetter war so schön, die Sonne wärmte mild, der Himmel hatte seine reinste blaue Glocke über den Horizont gewölbt. — „Fahre mit bis Darmstadt!“ — „Ich muß um sieben Uhr in die Symbolik!“ — „Du bist ja morgen zurück und heute Abend ist Oper!“ — „Nachmittags liest Kreuzer über die Annalen des Tacitus!“ — „In Darmstadt wird «Don Juan» gegeben!“

Ich saß im Wagen! Der Postillon stieß fröhlich ins Horn, wir rasselten die Hauptstraße hinab, über die Brücke; der rauschende Neckar zeigte uns freudig einstimmend den Weg, das Schloß grüßte herab aus seinen grünen Laubhallen, und als wir bei Manheim um die Ecke bogen, in die Bergstraße hinein — da waren Symbolik und Tacitus, Platon's Gastmahl, zu dem uns Professor B.... geladen, mein Magister, mit dem ich Griechisch trieb

und sogar sprach, d. h. sprechen sollte — vergessen über dem üppigen Freudenmahl, das uns die Natur vorsetzte.

O, könnte man in den Jahren der Ueberlegung und sogenannten Vernunft doch nur dann und wann einen Schluck aus dem brausenden Becher der nicht überlegenden unvernünftigen Jugend nehmen! Könnte man sich solche Seligkeiten erneuern, die ohne Vergangenheit und Zukunft, uns die volle, unverkümmerte Gegenwart gönnen, die saftige Frucht des Augenblicks!

Wir fuhren die Bergstraße hinunter; jeder Posthornstoß weckte einen vollen Freudenaccord in uns; jedes muntere Landmädchen mit ihrem Gruß, jeder breitästige Nußbaum, jede Dorfschenke mit ihrem Wein- oder Bierzeichen gab einen fröhlichen Klang und bald ertönte eine ganze Jubelsymphonie in uns. — Zu Heppenheim trat eine Pause oder besser eine Fermate ein; das Instrument auf welchem wir eine lange Freudennote aushielten, hielt wundervoll Stimmung, — es war eine Flasche alten Markgräflers. Der duftige, feurige Geist der Traube trat dem Bündniß der Freude bei und machte es unüberwindlich! Ich schwur in fröhlichem Uebermuth nicht eher umzuwenden, bis ich das Spiegelbild des kölner Doms im Rhein begrüßt hätte. Kein Geld, keinen Paß, kein Loth Gepäck — so war ich ohnehin von den größten Reiselasten und Abgaben frei! Solange Goethe's Wort gilt, „daß immer der Frohe dem Fröhlichen borgt", so lange steht der freudeberauschten Jugend die Welt offen. — Genug, ich schwur und hielt meinen Eid.

Doch blieb das Gebäude nicht ganz auf dem poetischen Luftfundament stehen, sondern mein älterer Freund, so allzu leicht er dachte, kannte doch die Grundsteine, auf denen die prosaische Welt ruht, besser. Nachdem wir uns aus einem

Scherz in den andern gelacht hatten, aus einem tollen Einfall und Uebermuth in den andern getaumelt waren, das ganze Fruchteden der Bergstraße hinab, durch das damals kunstgehobene Darmstadt, das handelsbewegte Frankfurt, bis Wiesbaden: schlug er seinen Terminkalender auf, rechnete aus, daß er Tag und Nacht fahren müsse, um zur rechten Zeit, wie Mannes- und Amtsehre es foderten, in Berlin zu sein und decretirte die Abschiedsstunde. Doch er machte ein vernünftiges Legat für mich Luftschloßreisenden; es bestand in sechs Friedrichsdor, einem Hemd und einem Paar Strümpfe. Jedes plus hatte ich, als eine Belastung meiner Freiheit, als ein Stutzen der Flügel, die mich trugen, abgekämpft. Die angenehme Beisteuer jedoch nicht, durch die er mich in einem behaglichen, offenen Wagen von Wiesbaden nach Rüdesheim, durch die echte goldene Aue Deutschlands, — die thüringische ist die unechte, wie der Wein, den „Thüringens Berge zum Exempel“ bringen — fahren ließ, damit ich den Niederwald besteigen und doch zur rechten Zeit das Marktschiff in Bingen treffen könnte.

Das Alles geschah im Jahre 1822 und ist für den Leser also wahrscheinlich runde zwanzig Jahre her! Es war das Jubeljahr der Weinernte, wo der Winzer jauchzend rief: Der Zweiundzwanziger ist doppelter Elfer! Seitdem ist kein ganz segenreiches Weinjahr mehr erschienen, denn selbst 1834 war nur ein matter Widerschein von den goldenen Wundern, welche die Berge damals zeigten! Wer den Rhein, und zumal den Rheingau nicht in einem solchen Jahre bereist hat, der ist niemals dort gewesen. Greise und Kinder, Jungfrauen und Jünglinge standen mit freudeglänzenden Augen vor den Rebenhügeln und betrachteten die Ueberfülle göttlicher Gnaden und Gaben. Jeder Tag ist ein Feiertag, ein hohes Fest, die ganze Bevölkerung hat das

große Loos gewonnen, sie feiert ein Christfest im hohen Sommer und steht jubelnd an den bis zum Einbrechen behangenen Christbäumen der Reben. Als ich den rüdesheimer Berg zwischen den Weinmauern hinanstieg, wo die Sonne das Gestein bis zum Glühen erhitzte, begegnete mir ein Winzer. „Herr!“ rief er mit funkelnden Augen, doch in frommer, dankbarer Bewegung, „seht hier! Seht den Segen! Sollte man in der Welt meinen, daß es möglich sei?“ Freilich, waren vor Trauben kaum Blätter zu entdecken! Der Glückliche, der nach elf unbelohnenden Jahren der Arbeit nun endlich wieder den Lohn vor Augen sah, hätte mich fast umarmt in seiner Freude und ein heiliges Weinen der Dankbarkeit war ihm nahe! — Und so vor jeder Hütte, vor jedem Hause, das die Rebe mit ihrem Grün umsponnen hatte. Dabei verdoppelte sich der Fleiß, die Sorge, daß so köstliches Gut ganz geborgen werde. Noch bevor eine Beere süß ist, arbeitet es schon rüstig in allen Böttcherwerkstätten und in den Kellern werden die prachtvollen Weinfässer gehäuft, und ein volles, vom alten vorigen Jahrgang, für zwei leere gegeben, damit der Segen nur Raum finde im Hause.

Der Glückstaumel zündet weiter; wir die Schauenden werden so freudeberauscht, wie die Besitzenden; die ganze Atmosphäre athmet Freude, der Himmel ist blauer, die Sonne lichter, die Berge grüner!

So sah ich denn auch den Niederwald, den stolzen Eingangswächter des Rheindurchbruchs, der den Strom in seiner Länge überschaut, seine Windungen, seine Rebenhügel, die Städte, die sich in ihm bespiegeln, die Nachen, die er heranführt, zählt; er zählt das Unzählbare!

Das schwarze Pünktchen dort, das eben am Johannisberg vorübergleitet — ist es das Marktschiff, die Wasserpost?

„Ja wohl!" So müssen wir hinabeilen, um noch zur rechten Zeit drüben in Bingen einzutreffen. — In der brennenden Mittagssonne klimmen wir zwischen den durchglühten Weinmauern abwärts auf scharfem Kalkschiefer; der Schweiß rinnt stromweis. Doch es gilt, denn der Rhein bringt das Schifflein pfeilschnell heran, der Südost ist sein Bundesgenosse. Wir lassen die Brömserburg, wo Sickingen's Freund hauste, Brömser von Rüdesheim, und springen in den nächsten Nachen, der uns nach Bingen hinüberbringt. Verwünscht, — jetzt zeigt sich's, daß ein poetischer Reisender, der nur ein Hemd und ein Paar Strümpfe in seinem Reisekoffer (die Rocktasche) hat, in äußerst prosaische Verlegenheit kommen kann, und als Erdenkloß mit der Erde und ihren gemeinsten Foderungen zusammenhängt. Beim kecken Sprung ins Schiff gleite ich aus, falle und — „breche ein Bein?" — das wäre Spaß gewesen, — „den Hals?" — viel schlimmer — ich breche n i c h t s, aber zerreiße mein Beinkleid so, — dergestalt, — solchermaßen, daß ich nach allem Sitten- und Polizeigesetz des Rechts völlig verlustig gehe, mich mit Passagieren utriusque generis an die Mittagstafel zu setzen. Schiffleute! beschleunigt euern Ruderschlag! Wind, hilf mich ans Ufer wehen, daß ich dem Postschiffe so viel Schritte abgewinne, als Nadelstiche nöthig sind, meine Wunde zu heilen! — Es gelingt, ich erreiche das Ufer, das Weiße Roß, begehre ein Zimmer, mein Beinkleid wandert mit dem Kellner zum Schneider gegenüber ins Dachstübchen, — wer ist seliger als ich?

Der Rhein aber ist hurtiger mit seinen Wellen als die Schneidernadel von Bingen, er führt das Postschiff heran, die Passagiere ergießen sich ins Wirthshaus, besteigen das Weiße Roß. Sofort fliegt Alles, was darin athmet, auf und nieder, von der Küche in den Eßsaal. Nur eine halbe

Stunde vergönnt der unerbittliche Steuermann! Die Suppe wird dampfend über den Hof getragen, das Rindfleisch folgt, die Gemüse, die Beilagen! Aber ach, mein Beinkleid trägt Niemand ins Haus! Die hübschesten Mädchen hatte ich in die Hausthür hüpfen sehen; eine Blondine hatte sogar zu mir hinaufgeblickt und dann muthwillig mit ihrer Gefährtin nach Mädchenart gekichert, das verlangt doch Rache! Ich stampfte mit dem Fuß vor Ungeduld; ich beugte mich halben Leibes zum Fenster hinaus und wollte den Schneider anrufen, der drei, vier Häuser davon wohnte. Ich schellte nach einem Kellner, doch bei dem babylonischen Thurmbau von Speisen unten auf der Tafel herrschte eine babylonische Verwirrung im Hause, während der ich droben verschmachten konnte. Kein lebendiges Wesen zeigt sich auf der Gasse, das ich um Hülfe rufen könnte. Endlich entdecke ich ein kleines Mädchen. Aber alles Rufen ist umsonst, sie hört nicht nach mir. Da fällt mir ein Mittel ein. Ich löse ein Stück Ziegel von dem morschen Regendach und sende es als fliegenden Telegraphen der Kleinen zu; darüber erschrickt sie und guckt auf. Jetzt hört sie meinen Ruf, kommt näher, vernimmt meine Bitte und eilt freundlich, gefällig, anstellig zu dem Nähnadelmanne, der mich und mein ganzes Reisevergnügen am Faden hat. Nach wenigen Minuten kehrt sie mit ihm und ihnen, dem Object meiner heißen Wünsche, das in des Mannes Hand wie eine Siegesfahne weht, zurück; auch ein athemloser Kellner fliegt zugleich die Treppe mit hinauf und ruft: „Mein Herr, es ist die höchste Zeit, der Braten wird schon aufgetragen!" Die Kleine hüpft mit ihren sechs, der Nadelritter und Retter mit seinen zwölf Kreuzern vergnügt wieder fort, der Kellner wird ein helfender Kammerdiener und in einer Minute sitze ich neben der muthwilligen Blondine, um die Erfahrung wenig-

stens reicher, daß ein noch so poetisch-romantischer Reisender wenigstens ein prosaisches Bagagestück bei sich behält, den Magen, und Eins nicht entbehren kann — ich ließ die Blondine rathen, was. Allein sie weiß es noch heute nicht und erfährt es vielleicht erst durch diese Blätter, wenn sie sie im Kreise ihrer etwaigen sechs Kinder liest.

Nun steigt der Leser mit mir auf die Rheinjacht und erwartet die schönste dichterische Beschreibung des Rheins mit allen seinen Bergen und Burgen. Ich gebe ihm aber keine Zeile davon, sondern verweise ihn auf die ganz unfehlbare Vogelperspectivkarte des Rheinthals, wo er auch nicht um eine Felsspitze verkürzt wird. Mein einfacher Grund ist der: Ich soll der schönen Roswitha *) dieses Reiseprachtstück mitgeben, allein sie hat mir Maß und Gewicht so genau vorgeschrieben, daß ich das Stück zwischen Bingen und Bonn, das ja Jedermann kennt, nicht mit einpacken kann. Unvermuthet schnell steige ich daher an das Universitätsufer, wo schon ein ganzer Schwarm von Studenten steht, um zu beschauen, was die Wasserpost an hübschen Mädchen geladen hat. So fügt sich's denn, daß mir aus diesem friedlichen Attroupement recognoscirender Musensöhne, auch sogleich ein fröhlicher Begrüßungsruf entgegentönt. Es waren Schulgenossen, Landsleute, Universitätsgastfreunde, die mich erkannten. Handschlag, Bruderkuß, gastliche Einladungen, alle diese schönen jugendlichen Tugenden, die in den spätern, steifen, eigennützigen Lebensformen erfrieren oder mit dem Alter eintrocknen, bereiteten mir den herzlichsten, erquickendsten Empfang. Ich sehe dieselben Freunde auch noch jetzt von Zeit zu Zeit, doch wir gehen steif grüßend,

*) Das Taschenbuch, in welchem dieser Aufsatz 1842 zuerst erschien.

trotz des vertraulichen Du, das uns noch verbindet, aneinander vorüber, als kennten wir uns kaum. Und doch haben wir uns so lieb gehabt und mein Herz ist noch heute dankbar davon erfüllt! Auch ist nichts Störendes zwischen uns getreten, nur die jungen, warmen Herzen sind alte, kalte geworden. Heißt das besser werden? Nicht einmal klüger!

So will ich mich denn in der freudigen Jugenderinnerung ganz untertauchen und frisch baden! Ich war von Dreien, Vieren umringt; ebenso viele Wohnungen wurden mir angeboten; ich nahm sie an, als ob es sich so von selbst verstünde.

Von dem bekannten Rhein wollte ich nichts erzählen, wohl aber von einer damals ganz ungekannten und doch so wundervollen Seitenlandschaft, die selbst für das dickleibige Buch Aloys Schreiber's nicht vorhanden war, obgleich man sonst in diesem jeden Baum, jede Felsnase beschrieben fand. Jetzt ist diese Landschaft gekannter, wiewol von hundert Rheinbeschiffern kaum einer den Seitenpfad in das Eifelgebirge nach Schloß Altenaar einschlägt. Damals waren es nur die bonner Studenten, die ihn aufgespürt hatten und zu den fröhlichsten Streifzügen benutzten. Ein solcher wurde sogleich beschlossen, denn die Bonner wollten dem Heidelberger ihr Bestes, wenigstens ihr Seltenstes von Landschaftsstücken vorsetzen, da der Drachenfels zu gekannt und besucht war. Gleich denselben Abend wollten wir die Reise antreten, zuvor aber doch die classische Celebrität Bonns, Schlegel hören. Er las über ägyptische Alterthümer. Mit feierlicher Empfindung, wie sie auch nur der Jugend eigen ist, betraten wir den Hörsaal. Schlegel erschien. Da ich später näher mit ihm bekannt wurde und viel Freundliches und Aufmunterndes von ihm erfuhr, erspare ich mir seine Porträtirung für ein ander mal und bleibe hier reiner

Landschaftszeichner. Erwähnen will ich jedoch, daß eben in Paris der aufgefundene Zodiakus von Denderah großes Aufsehen und sogar religiöse Spaltungen und feindselige Drohungen der Pietisten erregte, indem sein angeblich ungeheures Alter, was nach der darauf verzeichneten Constellation bis auf 30,000 Jahre hinaus berechnet wurde, der Autorität der Bibel mit ihrer 6000jährigen Zeitrechnung Gefahr drohte. Schlegel sprach sich natürlich mit echt wissenschaftlichem und freiem Sinne gegen diese pietistische Albernheit aus, wiewol er, irre ich mich nicht, starke Zweifel gegen das hohe Alter des Monuments aufstellte. Wie uns in so gespannten Augenblicken Kleinigkeiten unvergeßlich haften, so erinnere ich mich auch noch des tönenden Wohllauts und der männlichen Energie, mit der er den Vers als Beweisstelle für eine archäologische Conjectur anführte:

„Ausa Jovi est nostro latrantem opponere Anubin!“

Um sechs Uhr schloß er die Vorlesung. Unmittelbar aus dem Hörsaal gingen wir, unser Vier, L—, M—, v. R— und ich, die Poppelsdorfer Allée hinab, über den Kreuzberg quer ins Land hinein, nach Altenaar zu. Diese Straße wird schwerlich jetzt noch von irgend Jemand eingeschlagen, da man seitdem andere, bequemere Wege und sogar Chausseen nach dem Felsenschloß angelegt und ein mächtiges Felsthor hindurchgesprengt hat. Unser Führer L— war von unbeschreiblicher Gutmüthigkeit und dienstfertigster Gefälligkeit, allein er hatte das böse Gestirn, sich in allen seinen Planen verrechnet zu haben, wofür er von uns, die wir doch seiner Fürsorge und Güte in behaglichster Bequemlichkeit zuschauten ohne selbst Etwas zu thun, nach Jugendart manchen Muthwillen auszustehen hatte, den er jedoch ebenso freundlich und harmlos ertrug. Anderthalb Stunden von Bonn liegt ein verfallenes Schloß, Röttgen genannt, wohin nach L—'s

Angabe die Bonner häufig wallfahrten, um dort Kaffee zu trinken. Dort sollten wir übernachten, denn da wir uns erst Poppelsdorf und den Kreuzberg gehörig besehen wollten, konnten wir vor Einbruch der Nacht nicht dort eintreffen. In der That wurde es dunkel und wir tappten uns auf dem sandigen Waldwege mühselig dahin. Desto sicherer hofften wir auf ein treffliches nach rheinischer Art eingerichtetes Gasthaus, wo wir uns behaglichst pflegen wollten. Doch ach, unser L— hatte sich gar sehr getäuscht. Es war ein Ort, wohin man seinen Kaffee mitzunehmen pflegt und nur allenfalls mit genauer Noth (wie beim Parochus Salz) die Milch dazu bekam. Inzwischen war es neun Uhr, wir waren müde und wollten mäßig vorlieb nehmen, sogar mit einem Strohlager. Da sich aber die Anstalten dazu sehr verdächtig verzögerten, auch die bestellten Kartoffeln — das Einzige, was man uns geben mochte — nicht erschienen, und sich endlich ermittelte, daß nicht einmal Licht vorhanden war, um sie auf dem Felde auszugraben, da brach unser Zorn über den Führer los und wir verlangten ungestüm von ihm Hülfe, Rath, Speise und Trank. Doch nicht einmal Wein war hier, anderthalb Stunden vom Ufer des Rheins, zu haben! So nahe grenzen oft Paradies und Wüste aneinander. Ein Nachtlager ohne Stroh, auf bloßer Diele, mit hungerndem Magen blieb jedenfalls schlechter als ein Nachtmarsch, und wie viel romantischer und poetischer mußte dieser sein! Wir beschlossen also aufzubrechen, um das noch zwei oder drei Stunden entfernte (genau wußte es Niemand) Meckenheim zu gewinnen und uns dort desto gütlicher zu thun. L— führte wieder. Doch seine Verwirrung über das Unheil und die Vorwürfe, die wir ihm nicht erspart, machten, daß er den Weg nicht zu finden wußte und offenbar in ganz falscher

Richtung fort wollte. Ich trotzte auf meinen militärischen Blick und Ortsinn und behauptete, man müsse eine ganz andere Richtung einschlagen. Man vertraute mir und der Erfolg zeigte, daß ich Recht hatte, denn bald fühlten wir die verlorene Landstraße unter unsern Füßen, und da sie mit der Weisung der sparsam blinkenden Sterne, die ich zu Rathe zog, in der Richtung ziemlich übereinstimmte, folgten wir ihr getrost.

Indeß bezog sich der Himmel, es fing an ziemlich heftig zu regnen und wurde so dunkel, daß wir keine Hand vor Augen sehen konnten. Anfangs zogen wir selbander, Arm in Arm, doch bei den Unebenheiten des Weges stolperten wir oft so arg übereinander hin, daß wir sämmtlich die Mutter Erde küßten. Das Ungemach stimmte uns nur lustiger, wir ließen ein Gaudeamus igitur in dem öden Walde erschallen und wanderten vorwärts. Der überaus gutmüthige L— nahm die Spitze, um uns vor allem Ungemach des Weges zu warnen; unser Uebermuth gab ihm statt des Dankes doch nur Spott, freilich den harmlosesten von der Welt. Sogar Das rührte uns nicht, daß öfters seine Stimme kläglich aus einem Graben, in den er gefallen war, erklang und uns so zur Warnung diente. Er war an diesem Abend einmal Der, der alle Sünden geduldig auf sich nehmen mußte. — Inzwischen blieb es immer nur eine Vermuthung, ob wir uns auf dem Wege nach Meckenheim befanden. Nachgerade waren wir tüchtig durchnäßt; wir hatten auch nur Muthmaßungen über die Ferne unsers Zieles, denn selbst nach der Uhr konnten wir diese nicht abmessen, da in der überaus finstern Nacht die Zeiger nicht zu erkennen waren; die Müdigkeit wurde größer und wir fingen an, die romantische Nachtreise ernstlich unangenehm zu finden. Da fiel ein Lichtstrahl in unsere Nacht! Es

war der einer Laterne am Thore von Meckenheim. Mit Jubel eilten wir dem Schimmer zu. Doch wo jetzt ein Unterkommen finden? Ein Dachfenster sahen wir noch trübe erhellt. Auf gut studentisch pochten wir mit einigem Halloh an! Doch als sei eine Räuberschar lärmend an der Pforte, erlosch plötzlich das Licht und unser tollstes Toben brachte uns keine Antwort zu Wege. Der Regen goß nun stärker herab und triefte von den Dächern. Auch ein Lichtschimmer schräg gegenüber verschwand plötzlich, da wir die Schritte und Stimmen diesem zuwandten. Endlich erbarmte sich unser eine muthvolle weiße Nachtmütze, die aus einem matterleuchteten Giebelfenster herausschaute und uns fragte, was wir begehrten. Wir trugen nun unsere billigen Wünsche etwas geordneter vor, sodaß die Schrecken, die sich an unsere nächtliche, tobende Erscheinung geknüpft hatten, verschwanden; darauf erhielten wir eine deutliche Weisung, wie wir zu gehen hätten, um den Gasthof am Marktplatz aufzufinden. In wenigen Minuten waren wir dort und erblickten zu unserer großen Freude das Erdgeschoß noch hell erleuchtet. Mit rheinisch freundlicher Bereitwilligkeit kam man uns entgegen; die nassen Röcke wurden sogleich aufgespreizt, ein warmes Nachtessen schnell bereitet, etliche Flaschen guten Aarbleichers aufgesetzt; in wenigen Minuten fanden wir uns in der angenehmsten Behaglichkeit, die nach dem kleinen Ungemach doppelt schmeckte. Unter Scherz und Muthwillen — alle Müdigkeit war längst gebannt — nahmen wir unsere Lagerstätten ein; L—, der viel gescholtene, wurde jetzt ungemein gelobt. Denn er war doch der Einzige von uns gewesen, der die Existenz des Oertchens Meckenheim gekannt und auch von dem Wirthshause am Markt einige Wissenschaft gehabt hatte. Die Jugend des Lebens gleicht der Jugend des Jahres; Regen und Sonnenschein wechseln

schnell, ohne Spuren zu hinterlassen. So folgte auch der ausgelassenen Lust schnell der gesundeste, jugendkräftigste Schlaf, der gar nicht sonderlich Lust hatte, sich am andern Morgen zu zeitig unterbrechen zu lassen. Doch gut ist es, daß man die tugendhaftesten Beschlüsse Abends zuvor faßt. So weckte denn auch der Wirth in früher Stunde, der bestellte Barbier erschien, das fertige Frühstück mahnte, diese vereinigten Hülfskräfte, zu denen sich die heiterste Morgensonne gesellte, trieben den Schlaf bald aus den Augen. Ich that auch das Meinige, die etwa noch Zögernden zu spornen; geneckt zu werden, wurde das Loos der Trägen und so saßen wir bald in heiterster Stimmung beim Frühstück. Vier übernachtende Gäste in Meckenheim war ein Ereigniß; vielleicht hatte auch unser nächtlicher Einzug mancherlei Gerüchte über uns verbreitet. Wenigstens sah ich, als ich das Fenster der Gaststube öffnete, eine ganze Schar kleiner Knaben und Mädchen stehen, welche den Auszug der „bönnischen" Herren Studiosen sehen wollten. Durch Zufall war ich im Besitz einer Menge jener dort üblichen Kupfermünzen von äußerst geringem Werth, deren Namen ich vergessen.*) Ich kam auf den Einfall, einige unter das junge meckenheimer Volk zu werfen; man kann sich denken, daß die lustige Wirkung nicht ausblieb. Meine Gefährten thaten desgleichen; wir und die Wirthsleute lachten, die Kinder jubelten; was von diesen Kupfermünzen im Hause war, wurde eingewechselt und ausgeworfen. Der Scherz dauerte vielleicht eine Viertelstunde, und ich muß es der meckenheimer Jugend, die jetzt nun schon zur Mannesrüstigkeit herangewachsen ist, nachsagen, daß sie ganz harmlos, ohne irgend eine widerwärtige Habsucht, um die kleine Beute

*) Mich dünkt jetzt, sie heißen Fettmännchen.

wetteiferte und ein gewisser Rechtszustand dabei beobachtet wurde, der, nirgend Gewalt zu gebrauchen, sondern der Schnelligkeit und Gewandtheit den Rang zu lassen; vollends aber wurde der einmal durch glückliches Zugreifen errungene Besitz respectirt und die kleinen Mädchen zeigten mit freudefunkelnden Blicken ihre gewonnenen Schätze den größern Knaben. Ach, vielleicht ist jetzt so manche von ihnen Hausmutter geworden, die mit schweren Sorgen die kleinen Kupfermünzen ausgibt, die damals von den leichtfertigen Studenten ausgeworfen wurden, und manches mal mag sie wünschen: „O würde dir auch jetzt wieder einmal so leichter Erwerb!“ Ja — das Glück der Jugend!!

Der lustige Student hatte natürlich seinen Tag der Glorie in Meckenheim bei solcher Scene. Nachdem wir gefrühstückt, zogen wir die halbnassen Röcke an, am Hut prangte ein grüner Zweig oder Blumenstrauß; unsern Wirthen schüttelten wir dankend die Hände, denn die Fröhlichen schließen immer Freundschaft miteinander, dann schieden wir, singend und jubelnd, und herzliche Glückwünsche folgten uns nach. Reisen wir jetzt auch so glückselig heiter? Wir bezahlen die Rechnung mit verdrießlicher oder vornehmer Miene, geben dem Oberkellner das Trinkgeld und lüften kaum den Hut im Wegfahren. Das Gasthaus muß schon dem verwöhnten Gaumen sehr entgegengekommen sein, wenn wir nur das Schild desselben merken sollen!

Es war ein seliger Tag. Die Wärme schwebte schon in der Frühe über den Fluren; doch glänzte der Himmel im lichtesten Blau. So umfing mich das Entzücken der Natur, ohne daß der Weg besondere Schönheiten dargeboten hätte. Dieses jugendliche Gefühl durch Lufthauch und Sonnenblick, durch das Grün eines Baumes, den Schimmer einer einfachen Flur beseligt zu sein, ist mir

bis heute geblieben! und dafür bin ich dem Himmel innigst dankbar. Ich hoffe, dieses Glück soll mich bis zur Gruft nicht verlassen!

Aus der Wärme wurde Hitze. Die Sonne brannte. Der Weg war tief sandig, bisweilen von unbedeutender Waldung unterbrochen; nichts verrieth die Nähe des gesegneten, des wundervollen Rheins; märkisch war die Landschaft eher zu nennen, denn kaum deuteten einige Erhebungen oder blaue Kuppen am Horizont, der meist durch naheliegendes, jedoch ganz unbedeutendes Hügelland oder Wald verdeckt war, die Gebirgsnachbarschaft an. Vier oder fünf Stunden waren wir so gewandert. Schon wurde der arme L— wieder mit murrenden Vorwürfen bedroht, daß er uns so reizlosen, mühseligen Weg führe, während wir doch im Paradiese des Rheinthals hätten wallfahrten können. Ja, der Verdacht erhob sich, wir möchten neuerdings verirrt sein. Doch L— war seiner Sache gewiß und verlangte Geduld und Gehorsam. Jetzt kamen wir durch ein ärmliches Dorf; kurz darauf senkte sich der Weg in eine Thalspaltung und bei einer unvermutheten Wendung derselben hing, wie durch Zauberschlag aus dem Boden gehoben, das Schloß Altenaar auf seinem kühnen Felsgipfel hoch in den Lüften über uns. Ein Jauchzen erschallte bei dem unvermutheten Anblicke, der uns das Ziel im ersten Augenblicke auch als erreicht darstellte.

Ihr, die ihr diese Burgtrümmer jetzt seht, wo sich künstliche Chausseen hinanschlängeln, wo man euch ein Felsenthor von riesiger Größe durchgebrochen hat, um die wilde Natur bequem zu machen; ihr, denen jetzt ein Eingangszoll abgenommen wird, wenn ihr die mit Lauben und Ruhebänken, gewissermaßen hof- und weltfähig gemachte Ruine besteigt — ihr habt sie nie gekannt! Sehen mußtet

ihr sie in ihrer wilden Einsamkeit, in der plötzlichen, einem Wunder gleichenden Erhebung, wenn ihr aus dem flachhügeligen Sandlande kamt und noch darin zu sein wähntet; besteigen mußtet ihr sie, frei, auf vielfach um die Felsthürme, am schwindelnden Abgrunde hingewundenem Pfade, vertheidigt und versperrt nur durch ihre schroffe Höhe. Damals war sie jenen Kurdenschlössern zu vergleichen, von denen uns der kühne Krieger und Reisende in der Türkei und Kleinasien eine so wunderbare Schilderung macht. Doch getrost, Alles habt ihr nicht verloren! Der Felskegel steht fest, die Trümmer, die drei Jahrhunderten trotzten, rollen auch heute und morgen nicht ins Thal hinab. Nur der romantisch-schauerliche Duft, das schwebende Nebelgewölk des Geheimnißvollen, der Einsamkeit, das um die wilde Stätte wob, ist für euch hinweggezogen. Doch wohl mir, daß ich den Jugendtraum — nein es war kein Traum! — festhalten kann; denn ich darf ausrufen: diese Stelle hat in Deutschland nicht ihres Gleichen; verwandt sind nur die grauen, wilden Felsen der Roßtrappe und einige Zerklüftungen der Sächsischen Schweiz, doch auch diese vielmehr, bevor sie den verkleinernden Putz gemächlicher Reisecultur angelegt hatten. — Allein den Adlershorst von Altenaar verschönert noch vielfältiger anderer Reiz. Um seine starre Wildheit blüht das frischeste, reichste Leben der Natur, die üppige in heißer Sonnenglut kochende Rebe. Ihre grünen Kränze schmücken die rauhe Felsenstirn. Ringsumher braust die Aar, die, einer in sich gewundenen Schlange gleich, das Gebirge durchringelt; daher beschenkt uns jede Wendung des Fußpfades, den wir an dem Felsen von Altenaar emporklimmen, mit einer neuen Landschaft, je nachdem wir in einen andern Bogen der umschlingenden Thaldurchbrüche des Flusses hineinschauen.

Doch der Maler werde wieder ein Reisender.

In einem von Weinlaub reizend umrankten Häuschen fanden wir freundliche Aufnahme und bester Aarbleicher wurde zum Frühstück aus saubern Gläsern mit weißem Porzellanrande kredenzt. Dazu von den ersten reifen Spaliertrauben, treffliches Brot und Butter. Ein blauäugiges Mädchen trank uns nach rheinischer Sitte freundlich zu. Muntere Jugend ist überall willkommen; der Scherz war bald im Gange, unter äußerm Lachen und innerm ernsten Seligsein traten wir nach dem Frühstück die Wanderung nach dem Schlosse an. — Geschildert hab' ich es schon. Es sei nur wiederholt, daß ich von dem Reichthum der einzelnen Ansichten und Tiefblicke in das schauerliche Thal, die es schon während des Emporklimmens bietet, ganz entzückt war, vollends aber von dem Gesammtüberblick, den man von dem höchsten Gipfel genießt. Die Aar schlingt sich wie ein zu dreifacher Schleife geordnetes Band, dessen Knotenpunkt das Schloß bildet, durch die Felsmassen des Thales: sie scheinen unersteiglich, doch die grüne Rebe klimmt überall hinan, bis die kältere Höhe ihr den Weg versperrt; dort wird sie von Laub- oder Schwarzwaldung abgelöst, die sich dann hoch über die Berghäupter hinzieht. Das Brausen des Flusses tönt bis in die einsame Höhe hinauf, von der die Thurmspitzen in die reinste Bläue emporragen, wo der Fischreiher oder Steinadler mit ausgebreitetem Fittig schwebt, um pfeilschnell auf die entdeckte Beute hinabzuschießen.

Wer das Aarthal von dieser Seite her besucht, muß freilich die Gewalt des ersten überraschenden Eindrucks durch sein Abwärtssteigen zu mindern Schönheiten erkaufen. Doch es fragt sich; die Zersplitterung in chaotische Felsklüfte hört gegen eine Stunde weiter abwärts schon auf, dafür aber erweitert sich das Thal zur reizenden, reichen Landschaft mit

reinlichen Dörfern; die Rebenberge steigen in gesättigter Fülle auf der Südseite empor, während alle nach Norden gewandten Abhänge sich mit dunkler Waldung bedecken. Auf halbem Wege nach Aarweiler, der Hauptstadt des Thales zu, führte damals der Wandersteg durch eine von der Natur gebildete Felshöhle, einer langen Galerie ähnlich. Sie verlieh den eigenthümlichen Reiz, daß man, je nachdem man von der einen oder der andern Seite kam, vor der Mündung die anmuthigste oder wildeste Landschaft in den Rahmen des Felsenbogens gleichsam eingefaßt liegen sah. Aufwärts die Felszerklüftungen von Altenaar, abwärts das weinberühmte Wallportsheim, wo die Krone des Aarweines, der Wallportsheimer, dem Burgunder an Feuer und Gewürz nahe stehend, wächst. Bei einem spätern Besuch, wo ich durch das Thal fuhr — 1822 war es noch unfahrbar — habe ich die Höhle nicht getroffen; ich weiß nicht, ob der Weg sie umgeht, was kaum möglich wäre, oder ob man sie seinetwegen weggesprengt hat. — Von der Fülle edelster Gaben, mit denen die Dörfer, die man von Altenaar bis Aarweiler durchwandert hat, gesegnet sind, macht man sich nicht leicht eine Vorstellung. Die herrlichsten Weinberge — die Felsen sind ganz umgürtet mit Reben, die sich in wahren Prachtterrassen übereinander bauen — und die üppigsten Wiesen umkränzen saubere, ja zierliche Wohnungen. Die Pfarrer, welche sich des Zehnten erfreuen, erhalten eine Ueberfülle von Producten; in einem der Dörfer, ich glaube es ist Wallportsheim selbst, ist die nach Süden gewandte Mauer und Thurmseite der Kirche von einem einzigen riesenhaften Weinstock ganz übersponnen, der sich unbegreiflich hoch hinaufrankt und damals mit einer unzählbaren Fülle von Trauben prangte. Dieser Weinstock, werth, daß ihn Noah selbst gepflanzt hätte, gehört der Pfarre zu und soll

sie in guten Jahren allein mit drei Ohm Wein versehen. — Im Besitz so herrlicher Producte fehlt es in dieser paradiesischen Einsamkeit doch an geselligen, gebildeten Freunden, um den edlen Becher zu leeren. Darum wurde selbst ein Besuch der Studirenden von den Pfarrherren mit freundlicher Gastlichkeit aufgenommen, und es war halb zur Sitte geworden, daß bei Fußwanderungen derselben eine Ansprache zum Frühstück oder auch wol zu einem Nachtlager bei irgend einem der Pfarrer geschah. Um indeß dem Besuch doch ein gewisses Ansehen zu geben, hatte man es eingeführt, den geistlichen Stand, als gelehrten, durch eine lateinische Anrede zu begrüßen, in dem Sinne, als ob der Jünger der Wissenschaft dem Meister ehrerbietig nahe. Man will wissen, daß diese Geselligkeitsform von einem losen Vogel erfunden worden sei, der bemerkt hatte, die geistlichen Herren seien sehr gestimmt gewesen, den lateinischen Discurs möglichst schnell durch einen guten Trunk zu unterbrechen. — Wir auf unserer diesmaligen Wanderung unterließen jedoch die Begrüßung der Kirche durch die Universität, und schritten dem Ziele des heutigen Tagemarsches, dem freundlichen Städtchen Aarweiler ungesäumt zu. Eine gute halbe Stunde vor demselben verengt sich das Thal wieder zu einem schmalen, hohen Felsenpaß, und die Aar, nachdem sie sich schäumend Bahn gebrochen, füllt ein tieferes, dunkles Becken, aus dem sie sich über klaren Kies zwischen sanfte Wiesenufer hin ergießt. Kein einladenderer Punkt zum erfrischenden Bade als diese Stelle. Das mit kurzem Rasen bedeckte Ufer mit einzelnen Felsstücken gewährt den bequemsten Entkleideplatz; das Wasser ist klar wie Krystall und hat Tiefe genug, um auch dem Schwimmer und Taucher Raum zu geben. Im kühlen Schatten der Felswand erquickt die Ruhe vor wie nach dem Bade. Wahrlich, hier muß eine Nymphe wohnen

in krystallener Grotte, und Heil Dem, welchem sie erscheint, wenn er sich in diesem Bade erfrischt. Die Sonne war schon im tiefen Neigen; milde Wärme erfüllte das Thal; der Weg hatte uns erhitzt; nicht um ein Königreich hätten wir die Wonne dieser Erquickung ausgeschlagen. Bald tauchten und schwammen wir fröhlich in dem krystallhellen Elemente und unser jauchzendes Rufen hallte an der Felswand wider. — Und doch war die Stelle schauerlich bezeichnet. Denn erst in diesem Frühjahr war ein junges, blühendes Landmädchen, das mit dem Tragekorbe auf dem Haupt, schlank und gerade aufrecht hier vorüberschritt, von einem tollen Wolf, der sich von der Felswand auf sie herabstürzte, überfallen und mit wüthenden Bissen zerfleischt worden. Zwar hatten herzueilende Helfer das Thier verscheucht, doch die Unglückliche war mit tiefen Wunden bedeckt und batte das Gift des rasenden Thieres in solcher Menge empfangen, daß sie kurze Zeit darauf der Hundswuth erlag. — Diese grausenhafte Erinnerung zog durch unsern reinen Freudenhimmel wie ein schwarzes Gewölk; doch die Sonne der Lebenslust drang bald wieder hindurch, und, wie sich der Mensch überhaupt des *fremden* Leides rasch erwehrt, so zumal die Jugend; wir wanderten, durch das Bad wie neu geboren, fröhlich mit Gesang und Scherz in Aarweiler ein, wo meine Freunde im Wirthshause wohl gekannt und herzlich begrüßt waren; einer auch von zwei braunen Augen, die ihm mehr als gern zulächelten und winkten!

Leser! die reizend einsame Wildniß dieser Landschaften ist vorüber; die Dampfschiffe, welche jetzt *Hunderttausende* von Reisenden den Rhein hinabführen, wo vormals *Tausend* schon der Menge halber angesta[illegible]rden, haben die lebendigen Adern des Verkehrs bis in diese tiefen

Gebirgsthäler erstreckt, die sonst fast nur dem Fußwanderer zugänglich waren. Aber dennoch! Unter den rheinischen Landschaften gehört dieses Thal zu den anmuthigsten und malerischsten. Von der Höhe des Drachenfels seht ihr seine bewaldeten Kuppen, die eingeschweiften Kegelberge mit Kapellen auf der Spitze, oben in Wald, um den Gürtel in Kornfelder, am Fuße in das grüne Netz der Reben gehüllt. Also versäumt es nicht, springt vom Dampfschiff ans Land, bei Remagen, vier Stunden von Bonn, und von dort fahret auf gut gebahnten Wegen nach dem freundlichen Aarweiler, dem romantischen Altenaar, diesem Adlerhorst auf wolkenhohem Felsgipfel!

Seid ihr aber rüstige Fußwanderer, so folgt unsern Pfaden weiter.

In Aarweiler wurde übernachtet; bei frühem Morgen brachen wir auf, um den Weg nach dem berühmten Laacher See zu nehmen, von dem schon Friedrich Schlegel singt:

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See,
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh.

Genau weiß ich mich des Wegs, den wir über wenig besuchte Ortschaften nahmen, nicht zu erinnern. Freund L— war aber auch hier ein gefälliger Führer. Allein seine Wege waren nie ganz ohne Ungemach; so auch dieser. Er hatte uns ein treffliches Gasthaus in einem der Dörfer angerühmt; doch unsere Hoffnungen schlugen ebenso fehl wie zu Röttgen. Denn es war Erntezeit und die Dörfer wie ausgestorben; das ganze Gasthaus stand uns zu Gebote, doch war kein Bissen Brot, kein Trunk Bier darin zu haben, aus Mangel an Darreichenden. Die Sonne brannte heiß herab, der Hunger stachelte. In dieser Noth wollten wir

denn zu dem Jupiter der Gastlichkeit, dem Fremde bewirthenden Zeus unsere Zuflucht nehmen. Er wies uns einen Pfarrer, eine Stunde weiter, zu, dessen Hospitalität vielfältig von den „Bönnischen" Wanderern gepriesen war. Wir mußten ohne Schatten über Feld gehen; glühend in der Mittagssonne Strahl kamen wir an das Pfarrhaus. Es lag rebenumrankt, mit schattigem Vordach, reinlich, einladend vor uns; ein Garten dehnte sich hinter demselben aus. Wir hatten eine treffliche lateinische Anrede im Gehen gemeinsam redigirt, von der wir die beste Wirkung hofften. Ich war zum Sprecher erwählt. Ein wenig schlug mir das Herz doch bei der Mission. Doch zog ich die Glocke, gefaßt darauf, den würdigen geistlichen Herrn sogleich vor mir zu sehen und ihm mein Domine venerabilissime ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen. Im Geiste erfreute ich mich schon der Frucht meiner Beredtsamkeit, des kühlenden Trunkes bei diesem Sonnenbrand. Die Hausthür öffnete sich. Eine alte Haushälterin steht vor mir. Ich frage bescheiden an, ob der geistliche Herr wol gestatten werde, daß vier Studirende aus Bonn ihn höflichst begrüßten. „Ach, der Herr ist diesen Morgen verschieden!" schluchzte die arme Alte. — Er starb uns wahrlich sehr zur Unzeit! Wir waren auf Manches, aber nicht auf diesen Alles vernichtenden Donnerschlag gefaßt gewesen. Komisches, Trauriges und Verdrießliches mischten sich so plötzlich durcheinander, daß ich noch heute nicht weiß, welche Empfindung die vorherrschende war. Ich erinnere mich nur, daß ich nach einem sehr natürlichen momentanen Verstummen, was die Alte recht gut auf den Schrecken über den Todesfall setzen konnte, einige bedauerliche Worte sprach, worauf wir uns sämmtlich voller Condolenz verbeugten und hungrig und durstig weiter zogen. Aufrichtig war unser gemeinsamer Wunsch, daß

der Himmel den geistlichen Herrn doch wenigstens noch einige Wochen länger in Gesundheit hätte leben lassen mögen, damit uns seine Bekanntschaft und ihm unsere ciceronische Anrede nicht entgangen wär!

Doch ich will schneller zum Ziele eilen. Die Abtei Laach erreichten wir am Nachmittag. Eine mild gestimmte Haushälterin, die in dem zum Pachthof umgewandelten Kloster wirthschaftete, gewährte uns Butter, Brot und Milch zur Erquickung. Der See lag unbeweglich still, im matten Silbergrau schimmernd, in seinem vulkanischen Bett, von dunkeln Waldhöhen umkränzt. Kein Fisch lebt in seinem Wasser, kein Vogel fliegt darüber hin — behauptet die Sage. Es ist das todte Meer dieser Landschaften. Doch die graue Abtei mit ihren gothischen Spitzthürmen spiegelt sich wunderbar in seiner schauerlichen Tiefe. Jammervoll, daß sie belebt ist — durch eine Viehmästerei! Ach, wenn sich versinkende Trümmer hier abspiegelten, von Epheu umrankt, von alten Linden umschattet, es gäbe kein wehmuthsvolleres Bild der Einsamkeit! Dorthin, dorthin, ihr Landschaftsmaler!

Wir aber wanderten weiter, nach dem alten Andernach mit seinem Römerthor, wo Cäsar die Rheinbrücke schlug! Im dämmernden Abend erreichten wir es, der Purpur der gesunkenen Sonne überhauchte den Himmel noch im matten Nachtduft und schimmerte violett gebrochen auf den dunkeln Wellen des Rheins. Der Strom zog rauschend seinen nächtlichen Weg. Uns aber begrüßten im behaglichen Gasthaus die zierlichsten Mädchengestalten, mit goldenem Pfeil im Haar, in sauberer Tracht der Kellnerinnen, schwarzäugig, schelmisch, heiteres Lachen um die rosigen Lippen. Und die Gläser wurden gefüllt, der muntere Klang ertönte, der Duft des Weins hauchte uns geistige Erfrischung zu,

das Leben der Jugend brauste auf im perlenden Schaum glückseliger Stunden.

Am Morgen nahm die Wasserpost die Freunde auf, die nach dem schönen Bonn zurückkehrten; wir schieden in herzlicher Brüderschaft. Schon waren sie am Bord, ich stand einsam am Ufer. Da faßte mich's noch einmal mit frischen Schwingen der Lust, und schnell war auch ich im Schifflein und schwamm, jubelnd empfangen, nochmals den königlichen Strom hinab nach Bonn. Konnte ich doch schon andern Tages mit der Schnellpost wieder zurückrollen! So geschah es; im Fluge grüßte ich in Koblenz alte Freunde; fuhr mit erborgtem Mantel durch die Nacht weiter, trank in Boppard auf das Wohl dreier blühenden Mädchen und kam endlich mit der Morgenfrühe in Mainz an, ohne Geld und ohne Paß! Das Letzte war schlimm. Doch ich vertraute auf gutes Glück der Jugend. Der Thorwächter, ein alter Kriegsmann, war, wie man sagte, fester gegen Blei und Eisen, als gegen Silber und Gold; ich klingelte daher, als ich ihm meine Paßdifficultäten auseinandersetzte mit meinem — Schlüssel in der Tasche und warf ihm einen bedeutsamen Blick zu. Er verstand ihn und meinte: „Wenn der Herr nur durchfährt nach Frankfurt, wird es wol nichts zu sagen haben!" Mit einem Satz war ich aus der Stube in den Wagen, natürlich ohne den Silberzoll abzutragen, denn meine letzten 48 Kreuzer mußte ich bewahren, um Frankfurt zu erreichen, ein Platz, der seines Börsenverkehrs halber allerdings der geeignetste zu einer Anleihe war. Der alte Kriegsfuchs hatte sich diesmal durch einen maskirten Hinterhalt überrumpeln lassen; es war Kriegsrecht, lex necessitatis. Glücklich erwischte ich noch einen Bockplatz bei einem Hauderer nach Frankfurt. Dort eröffnete ich eine Anleihe, zwar nicht bei Rothschild, aber doch bei einem

heidelberger Lohnkutscher, von dem ich mir einen Kronthaler als Aufgeld zahlen ließ, um andern Tags mit ihm nach Heidelberg zu fahren. Damit ging ich ins Theater. Außerdem half die Kunst der Kunst. Ein damals vielberühmter Musiker, Aloys Schmitt, lieh dem studirenden Poeten, den er kaum halbwegs kannte, eine vollgültige Summe, um mit dem letzten Kreuzer in Heidelberg anzulangen. Es sei ihm noch nach zwanzig Jahren der beste Dank dafür wiederholt.

So traf ich denn nach vierzehn wonnevollen Tagen gerade zur rechten Zeit wieder in Heidelberg ein, um das Heft zu nehmen und in die Kreuzer'sche Symbolik zu wandern. Ohne Geld, mit Schulden, zu denen auch die heimische Baarschaft in Heidelberg nicht ausreichte, doch um eine Glückseligkeit reicher und — zweiundzwanzig Jahre jung!

„Prends tout ton or, et rends moi mes beaux jours!“



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





